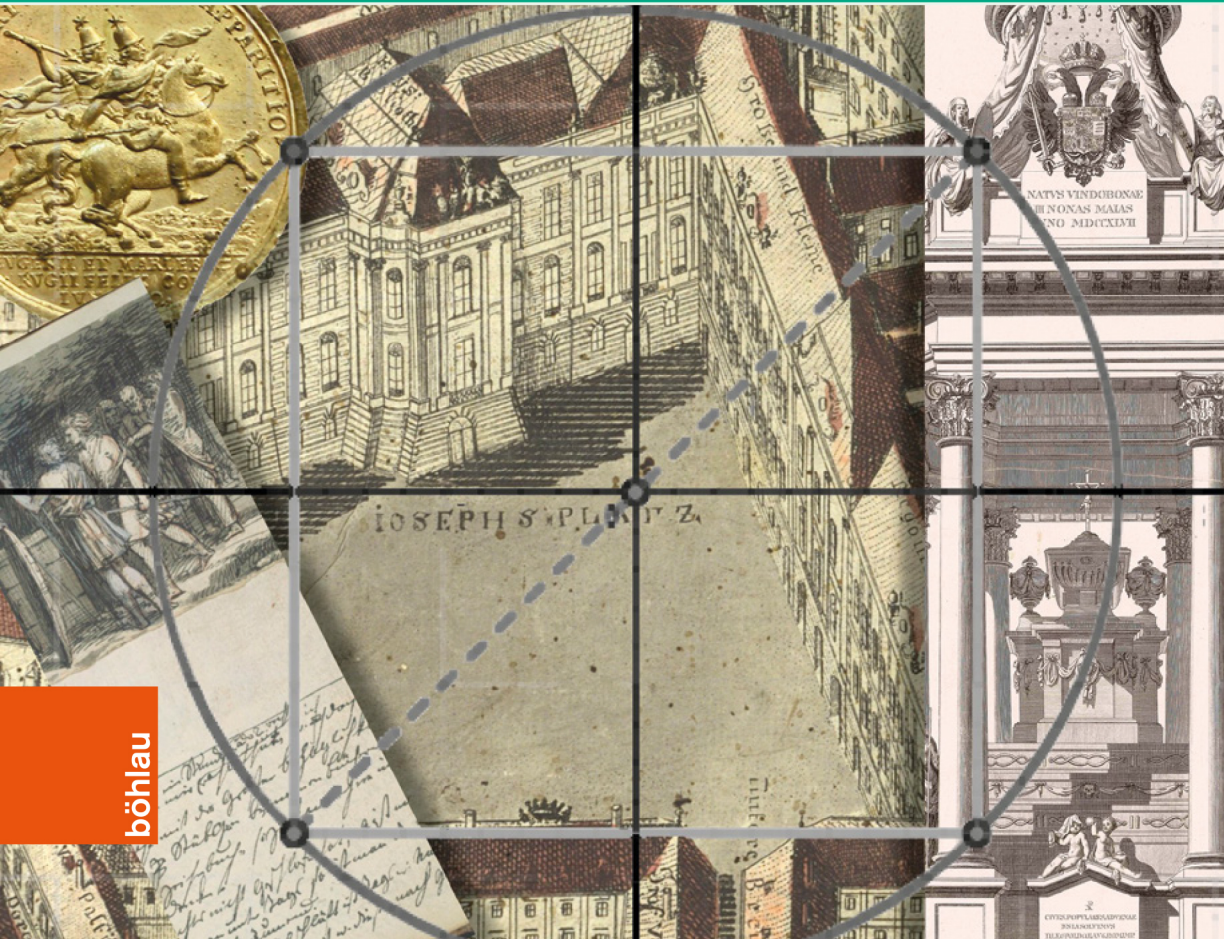


MARION ROMBERG, MONA GARLOFF, DORIS GRUBER, MANUELA MAYER (HG.)

Querschnitt. Aktuelle Forschungen zur
Habsburgermonarchie im 18. Jahrhundert

Cutting Across. New Research on the
Habsburg Monarchy in the 18th Century

Études transversales. Nouveautés sur la
monarchie des Habsbourg au XVIII^e siècle



böhlau



Das Achtzehnte Jahrhundert und Österreich.
Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft
zur Erforschung des Achtzehnten Jahrhunderts

Band 38

Marion Romberg, Mona Garloff,
Doris Gruber, Manuela Mayer (Hg.)

Querschnitt:
Aktuelle Forschungen zur
Habsburgermonarchie im 18. Jahrhundert

Cutting Across:
New Research on the Habsburg Monarchy
in the Eighteenth Century

Études transversales:
Nouveautés sur la monarchie
des Habsbourg au XVIIIe siècle

Unter Mitarbeit von Sandra Hertel

BÖHLAU

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung
der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Innsbruck,
des Institute for Habsburg and Balkan Studies der Österreichischen Akademie der Wissenschaften,
der OeAD-GmbH (aus Mitteln des Bundesministeriums für Europa, Integration und Äußeres) und
der Stadt Wien.



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek
verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

© 2023 Böhlau Verlag, Zeltgasse 1/6a, A-1080 Wien, ein Imprint der Brill-Gruppe (Koninklijke
Brill NV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA; Brill Asia Pte Ltd, Singapore;
Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland; Brill Österreich GmbH, Wien, Österreich)
Koninklijke Brill NV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Schöningh, Brill Fink,
Brill mentis, Brill Wageningen Academic, Vandenhoeck & Ruprecht, Böhlau und V&R unipress.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen
schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: Collage © Marion Romberg

Umschlag: Michael Haderer, Wien
Satz: le-tex publishing services, Leipzig

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com
ISBN 978-3-205-21823-4

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	9
--------------	---

Aufsätze

Christoph Augustynowicz

„... ist gewiss, dass man hier allerhand weine viel reiner und besser als selbst zu Breßlau haben kann“. Historiographische Handlungsräume in Schlesien unter habsburgischer Herrschaft am Beispiel des Georg Thebesius in Liegnitz.....	13
------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	----

Dorota Vargová

Friendship between Early Modern “Heroes”. New Approaches to Prince Eugene and Marlborough	35
-------------------------------------------------------------------------------------------------	----

Eva Kowalská

Briefe von Joachim Heinrich Campe nach Bytčica/Bitschitz in Ungarn. Ein Beitrag zu den Akteur:innen und Orten des Kulturtransfers im 18. Jahrhundert	57
------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	----

Anett Lütteken

Michael Denis und der „Ocean“ der Bücherkunde. Einblicke in Theorie und Praxis der Systematisierung des neuzeitlichen Buchwissens.....	85
----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	----

Philippine Casarotto

Paradigmenwechsel auf der Kanzel? Herrscherlob und gegenaufklärerisches Gedankengut in vier Leichenpredigten von Exjesuiten zu Ehren von Maria Theresia und Joseph II.	103
-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-----

Anna Mader-Kratky

Das Palais Fries am Wiener Josefsplatz. Ein Bau im Kreuzfeuer der Kritik.....	137
-------------------------------------------------------------------------------	-----

Philip Steiner

„... das müssen Sie sieben!“. Adelskritik auf Geheiß des Kaisers. Die Zeitschrift <i>Das Politische Sieb</i> (1791–1792) im Kontext bedrohter josephinischer Ordnung	165
----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-----

Teresa Mocharitsch

Arminius, ein Habsburger? Germanische Frühgeschichte in
Literatur, Theater und bildender Kunst des ‚langen 18. Jahrhunderts‘ 195

Miszellen

Thomas Assinger, Christian Zolles

Some Remarks on Ernst Cassirer's *The Philosophy of the
Enlightenment* (1932) 223

Harald Heppner

Stadt und Wandel im Donau-Karpatenraum im 18. Jahrhundert.
Ein Forschungsbericht 235

Thomas Wallnig

Wien um 1750 im Gottsched-Briefwechsel 239

Renate Zedinger

Wo ist das Tagebuch der Eleonore Gräfin Inzaghi? Eine Spurensuche 245

Rezensionen

Sandra Eleonore JOHST: Kant als Lehrer der Aufklärung.
Historische und systematische Verbindungslinien zum
Pädagogischen (Wolfgang Schmale) 257

Volker GERHARDT / Matthias WEBER / Maja SCHEPELMANN (Hg.):
Immanuel Kant 1724–2024. Ein europäischer Denker (Wolfgang Schmale) ... 259

Jacek KORDEL: Sachsen, Preußen und der Kaiserhof im Streit um
die Schönburgischen Herrschaften (1774–1779) (Christoph Gnant) 261

Stefan HANß / Dorothea McEWAN (Hg.): *The Habsburg
Mediterranean 1500–1800* (Harald Heppner) 264

William D. GODSEY / Petr MAŤA (Hg.): *The Habsburg Monarchy as
a Fiscal-Military State. Contours and Perspectives 1648–1815*
(Stefan Seitschek) 265

Andreas ZECHNER: Steinbock, Mensch und Klima. Das Ende der letzten autochthonen Steinwildpopulation der Ostalpen im Zillertal (Christian Rohr)	268
Franz Leander FILLAFER: Aufklärung habsburgisch. Staatsbildung, Wissenskultur und Geschichtspolitik in Zentraleuropa 1750–1850 (Ellinor Forster).....	271
Hannes KERBER: Die Aufklärung der Aufklärung. Lessing und die Herausforderung des Christentums (Michael Multhammer).....	273
Martin P. SCHENNACH: Austria inventa? Zu den Anfängen der österreichischen Staatsrechtslehre (Ivo Cerman)	274
Zusammenfassung	285
Autor*innenverzeichnis	291

Vorwort

2022 feierte die Österreichische Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts (ÖGE18) ihr 40-jähriges Jubiläum, woraus die Idee gebar, mit einem thematisch offenen Jahrbuch an die Anfänge der Gesellschaft anzuknüpfen. Unter der ersten Obmannschaft von Moritz Csaky von 1982 bis 1990 enthielten die Jahrbücher hauptsächlich Aufsätze der monatlichen *Jour Fixes*, später ergänzt durch Buchbesprechungen. Diese Treffen sowie die daraus resultierenden Beiträge standen ganz in der Tradition des 18. Jahrhunderts, als Gesellschaften durch die Organisation von Zusammenkünften Raum für inhaltlichen und persönlichen Austausch sowie Debatten boten. Im Geiste der damaligen *Jour Fixes* sahen sich die Herausgeberinnen des 38. Jahrbuches der ÖGE18 bestrebt, einen Raum zu öffnen, in dem aktuelle Forschungsansätze zur Geschichte der Habsburgermonarchie im langen 18. Jahrhundert vorgestellt sowie ihre thematische Vielfalt und Interdisziplinarität abgebildet werden.

In vorliegendem Jahrbuch finden sich acht, ein Double-Blind Peer-Review-Verfahren durchlaufene, internationale Fachbeiträge, die sich mit frühneuzeitlicher Diplomatie, Gelehrsamkeit und Medienrezeption sowie der Stadt- und Baugeschichte beschäftigen und aktuelle methodische Fragen reflektieren. In einer weiten räumlichen Perspektive rücken die spanischen Niederlande, Schlesien, Ungarn und Wien als Hauptstadt der Monarchie in den Blick. Vier Forschungs- und Projektberichte setzen Schwerpunkte bezüglich wirkmächtiger Gelehrter, im Konkreten Johann Christoph Gottsched sowie Ernst Cassirer und seine *Philosophie der Aufklärung*, untersuchen das Tagebuch von Eleonore Gräfin Inzaghi – einer Hofdame Maria Theresias – sowie Städte im Donau-Karpatenraum. Abgerundet wird der Band von einem Rezensionsteil, der einen Überblick zu Neuerscheinungen zum 18. Jahrhundert bietet und dankenswerterweise von Sandra Hertel betreut wurde.

Bonn, Innsbruck und Wien

Marion Romberg, Mona Garloff, Doris Gruber, Manuela Mayer

Aufsätze

„... ist gewiss, dass man hier allerhand weine viel reiner und besser als selbst zu Breßlau haben kann“

Historiographische Handlungsräume in Schlesien unter habsburgischer Herrschaft am Beispiel des Georg Thebesius in Liegnitz

Im vorliegenden Beitrag werden die 1733 veröffentlichten sogenannten Liegnitzer Jahrbücher des Juristen und Stadtschreibers Georg Thebesius (1636–1688)¹ als historiographisches Beispiel für Gestaltungsräume in den Bereichen Bildung und Wissenschaft in Schlesien unter habsburgischer Herrschaft behandelt. Dafür erweist sich das Modell der sogenannten inneren Peripherie als methodisch signifikant und inhaltlich stimmig: Thebesius arbeitete nicht von der Hauptstadt Breslau (poln. Wrocław) aus, sondern in der Stadt Liegnitz (poln. Legnica), wobei Schlesien seinerseits Peripherie der böhmischen Krongebiete war. Hinsichtlich Gestaltungsräumen unter Berücksichtigung innerer Peripherien ist darüber hinaus im weiteren bildungsgeschichtlichen Kontext signifikant, dass Schlesien bis zur Gründung der Universität Breslau im Jahr 1702 über keine Institutionen höherer Bildung verfügte. Dennoch profitierten aber andere Regionen des überregionalen Bildungsraumes – gewissermaßen die Zentren der Gelehrtenrepublik² – von schlesischer Expertise via Wissenstransfer und Migration ganz erheblich. Für die vorliegenden Betrachtungen ergibt sich folgende Gliederung: 1) Peripherie: Eine methodische Heranführung; 2) Georg Thebesius: Wirken und Werk; 3) Die Liegnitzer Jahrbücher: Peripherie und Praxeologie; sowie 4) Eine Universitätsgründung: Anlass für eine ausblickende Zusammenfassung.

1. Peripherie: Eine methodische Heranführung

Grundlegend seien ein paar methodische Beobachtungen vorausgeschickt, die sich aus den zahlreichen vorliegenden aktuellen Detail- und Fallstudien zu Gelehrten

1 Vgl. dazu Norbert KERSKEN, Historiographieggeschichte. In: Joachim BAHLCKE (Hg.), Historische Schlesienforschung. Methoden, Themen und Perspektiven zwischen traditioneller Landesgeschichtsschreibung und moderner Kulturwissenschaft. Köln – Weimar – Wien 2005, 119.

2 Zum Begriff vgl. Marian FÜSSEL, Einleitung. In: Aufklärung. Interdisziplinäres Jahrbuch zur Erforschung des 18. Jahrhunderts und seiner Wirkungsgeschichte 26 (2014), 5–13.

und insbesondere Historikern – Frauen spielten, soweit bekannt, im untersuchten Zusammenhang ausdrücklich keine explizite Rolle – speisen, die im Rahmen der Habsburgermonarchie des 18. Jahrhunderts tätig waren.³ Wesentlich ist zunächst die Definition innerer Peripherien als Räume mit ungleichen Ausstattungen etwa hinsichtlich des Reichtums, der persönlichen Freiheit, der medizinischen Versorgung oder eben – hier von Interesse – des Zugangs und der Möglichkeit zur Bildung,⁴ sind doch derart räumliche Hierarchisierungen stets konnotiert mit zeitlichen Hierarchisierungen im Sinne der Frage von Rück- und Fortschrittlichkeit.⁵ Im vorliegenden Fall jedenfalls wird ein kulturell und wissenschaftlich reger Raum ohne Universität zu untersuchen sein.

Das Konzept *Raum* bietet daher zum einen an, auch im Zusammenhang mit den Themen Bildung und Wissenschaft die Ebenen von regionalem, nationalem und transnationalem Maßstab greifbar zu machen;⁶ zum anderen ermöglicht es, „die spezifischen kulturellen Voraussetzungen, die das kommunikative Handeln der historischen Akteure bestimmen“⁷ samt ihren kulturellen Konstruktionen und medialen Gegebenheiten und Praktiken zu erfassen: Prozesse von Produktion und Rezeption historiographischer Texte können derart mit und zu sinnbildenden Erzählungen und Erzählweisen in Beziehung gesetzt werden.⁸ Als zumindest implizite Illustration dieses Umstands sei das Beispiel des Historikers Johann Friedrich Schannat erwähnt, dessen jüngst vorgenommene gründliche Untersuchung die vorliegende Arbeit mit ermutigt hat. Schannat war zuallererst Historiker *dazwischen* und somit Historiker vielfacher und vielschichtiger Peripherien: Zwischen deutsch und französisch, zwischen weltlich und geistlich, zwischen Reichsgeschichte und Kirchengeschichte.⁹ Mutatis mutandis bieten sich Parallelen zu Thebesius an, des-

3 Vgl. dazu Thomas WALLNIG, with the cooperation of Ines PEPPER, Habsburg intellectual history in its universal, imperial, and regional contexts: A Counter-Reformation account. In: DIES. (Hg.), *Central European Pasts. Old and New in the Intellectual Culture of Habsburg Europe, 1700–1750*. Berlin – Boston 2022, 23–51.

4 Hans-Heinrich NOLTE, Zentrum und Peripherie in Europa aus historischer Perspektive. In: *Europa im Umbruch. Aus Politik und Zeitgeschichte* (2013), <https://www.bpb.de/apuz/154386/zentrum-und-peripherie-in-europa-aus-historischer-perspektive>, Zugriff 2022-10-08.

5 Ines PEPPER with the cooperation of Thomas WALLNIG, Introduction: The *querelle* that wasn't. In: DIES., *Pasts*, wie Anm. 3, 11.

6 Esther MÖLLER / Johannes WISCHMEYER, Transnationale Bildungsräume – Koordinaten eines Forschungskonzepts. In: DIES. (Hg.), *Transnationale Bildungsräume. Wissenstransfers im Schnittfeld von Kultur, Politik und Religion*. Göttingen 2013, 17.

7 Susanne RAU / Birgit STUDDT, Einleitung. In: DIES. (Hg.), *Geschichte schreiben. Ein Quellen- und Studienhandbuch zur Historiografie*. Berlin 2010, 3.

8 Andreas BIHRER, Orte. In: RAU / STUDDT, *Geschichte*, wie Anm. 7, 11f.

9 Joëlle WEIS, *Johann Friedrich Schannat (1683–1739). Praktiken historisch-kritischer Gelehrsamkeit im frühen 18. Jahrhundert*, Berlin – Boston 2022, 16.

sen historiographisches Werk allerdings – im Gegensatz zu Schannat – zu Lebzeiten nicht einmal veröffentlicht war. Es wird daher hier als Anlass genommen, Fragen der Praxeologie in der Historiographiegeschichte in den Rahmen der Interessen an inneren Peripherien zu stellen. Der vorliegende Beitrag folgt somit dem Impuls, die Geschichte des habsburgischen Europa in der frühen Neuzeit aufzufassen „in an integrated regional and global way, which reconstructs narratives from the language of the sources, working from below and eschewing the false rigours of superimposed political structures“.¹⁰

Auch Image-Konstruktionen und Visionen (innerer) Peripherien für den schlesischen Raum und Transfer werden daher von ganz erheblichem Interesse sein. Dafür wird ferner die Frage nach Rezeptionssituation, Erwartungshaltung und -horizont sowie nach Gebrauchssituationen konkreter Texte gestellt,¹¹ wobei deren Rezeption wiederum in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Erzählen steht: Akte des Erinnerns oder Gedenkens werden über Referenten in der Vergangenheit durch das Ordnen und Erzählen miteinander hin zu einer Sinngebung verknüpft.¹² Kulturelle Stereotypen und politische Praktiken werden operationalisiert hin zu Prozessen der Textproduktion und ihrer Bedingungen, ihrer Entstehungszusammenhänge, der Verfügbarkeit von Stoffen sowie der Darstellungsformen. Mit anleitend wird etwa die Frage sein, was zum Entschluss führte, sich historiographisch zu betätigen und welche Anregungen dafür aus dem ereignisgeschichtlichen Raum hervorgingen.¹³ Diesbezüglich fügt es sich, dass in der aktuellen historiographiegeschichtlichen Forschung das Interesse für den Vorgang des Produzierens, des Werdens stärker ist als für das Endprodukt – durchaus auch in seinen lokalen Bezügen.¹⁴ Gerade hinsichtlich der Gebrauchssituationen der Texte werden daher auch Produktionsbedingungen und Tätigkeiten der Akteure zu berücksichtigen sein: Über die Arbeit als Diplomatiker rückten für die Historiker die praktische Beschäftigung mit Quellen derart in den Vordergrund, dass Historiographie und historische Methode geradezu „verschmolzen“¹⁵.

In diesem Zusammenhang ist daran zu erinnern, dass die Sicherung der Quelle im historiographischen Verständnis der Vor- und Frühaufklärung Vorrang vor der Darstellung hatte. Es entwickelte sich ein historisch-kritisches Verständnis, das nach

10 William O'REILLY, *Global, Regional and Small Spaces in eighteenth-century Habsburg Europe*. In: *Geschichte und Region / Storia e Regione* 30 (2021), 1, 205.

11 BIHRER, *Orte*, wie Anm. 8, 15.

12 Stefan BENZ, *Erzählungen*. In: RAU / STUDT, *Geschichte*, wie Anm. 7, 362.

13 Jan Marco SAWILLA, *Prozesse*. In: RAU / STUDT, *Geschichte*, wie Anm. 7, 170–174.

14 Markus FRIEDRICH / Jacob SCHILLING, *Der „Blick über die Schulter“ in die „Werkstatt“ des Historikers*. In: DIES. (Hg.), *Praktiken frühneuzeitlicher Historiographie*. Berlin – Boston 2019, 1–6.

15 WEIS, *Schannat*, wie Anm. 9, 8.

der Authentizität von Quellen fragte und maßgeblich für die modernen sogenannten Hilfswissenschaften wurde.¹⁶ Nun begann die Priorisierung der Quellengattung Urkunde; untersucht wurden jedoch auch Gräber, Münzen oder Medaillen, wenngleich vor allem hinsichtlich der Frage ihrer Rechtsverbindlichkeit.¹⁷ Historische Wahrheit bedeutete zuallererst, aus den Quellen rechtsgültige Aussagen erschließen und treffen zu können. Quellensammlungen waren dafür unerlässlich, der Historiker war – gerade mit Rücksicht auf seine juristischen Kompetenzen und Hoheiten – gewissermaßen Richter über die historische Wahrheit.¹⁸

Die historisch-kritische Forschung der Zeit um 1700 fragte in ihrer Stellung im chronologischen Zwischenraum zwischen Humanismus und Aufklärung somit nicht nach einem theoretischen Geschichtsmodell; charakteristisch ist vielmehr eine „Praxis immanente(r) Historik“,¹⁹ im Rahmen derer die Darlegung von Quellen als Geschichtsschreibung wahrgenommen und verstanden wird. Zudem entzieht sich historisch-kritische Forschung nationalen Zuschreibungen, sind doch die zentralen Kriterien zum einen Reichshistorie (geltendes Recht erklärt aus der Geschichte des Heiligen Römischen Reiches) und zum anderen Kirchengeschichte. Im Vordergrund stand die Be- und tendenzielle Abwertung der katholischen Historiographie als rückständig. Nation war da tatsächlich noch keine Kategorie,²⁰ sehr wohl aber Ethnie, insbesondere in ihrer sprachlichen Dimension, wie das Fallbeispiel Thebesius zeigen wird.

2. Georg Thebesius: Wirken und Werk

Georg Thebesius wurde am 13. Januar 1636 als Sohn eines Pastors gleichen Namens in Liegnitz geboren und ging hier zur Schule.²¹ Ab 1654 widmete er sich nach kurzer Station in Leipzig an der Universität Wittenberg dem Recht und der Geschichte; als prägende Figuren sind hier der Theologe Aegidius Strauch und der Philologe August Buchner nachweisbar. Seine akademische Hauptzeit verbrachte er jedoch ab 1655 in Straßburg, wo er 1660 nach eingehender Beschäftigung mit

16 Vgl. dazu Christian ROHR, *Historische Hilfswissenschaften. Eine Einführung*, Wien – Köln – Weimar 2015, 37.

17 Ulrich MUHLACK, *Geschichtswissenschaft im Humanismus und in der Aufklärung. Die Vorgeschichte des Historismus*. München 1991, 62.

18 WEIS, Schannat, wie Anm. 9, 2–5.

19 MUHLACK, *Geschichtswissenschaft*, wie Anm. 17, 88.

20 WEIS, Schannat, wie Anm. 9, 5–7.

21 Zur Biographie vgl. zuletzt Klaus GARBER, *Das alte Liegnitz und Brieg. Humanistisches Leben im Umkreis zweier schlesischer Piastenhöfe*. Wien – Köln – Weimar 2021, 47f.

Recht, Philosophie und Mathematik/Astronomie zu einem Thema aus dem Pfandrecht promovierte und auch öffentliche Vorträge hielt; hier waren die wesentlichen Koryphäen der Zeit im juristischen Bereich Johann Otto Thabor, Johann Friedrich Decker und Johann Melchior Bitsch. Die wichtigste nachweisliche Begegnung in Straßburg für den Historiker Thebesius war aber Johann Heinrich Boeckler, den er hier hörte.²² Daran anschließend reiste er durch Frankreich, England und das Reich, um ab 1664 zurück in seiner Heimatstadt als Stadtschreiber zu wirken. 1667 wurde er in den Stadtrat gewählt, avancierte 1672 zum städtischen Syndicus sowie zum Schulpräses und zum Kirchenvorsteher bei St. Peter und Paul. Im überregionalen Kontext fungierte Thebesius als Gesandter am Kaiserhof. Als 1675 mit Herzog Georg Wilhelm die schlesischen Piasten (genauer gesagt deren Zweig Liegnitz-Brieg-Wohlau) ausstarben, fiel ihr Land an den Kaiser heim und verlor seinen Charakter als Kern einer ständisch-protestantischen, wirtschaftlich ausgesprochen vermögenden Opposition in Schlesien und den böhmischen Ländern.²³ Thebesius fungierte unter diesen Umständen als Teilnehmer eines von Daniel Casper von Lohenstein geleiteten Treffens in Breslau, bei dem Mittel gefunden werden sollten, um den Kaiser zur Aufrechterhaltung der konfessionellen Tolerierung in Liegnitz, Brieg (poln. Brzeg) und Wohlau (poln. Wołów) zu bewegen.²⁴ Darüber hinaus bewährte er sich als Berater der Landeshauptleute von Schweinichen, von Nostitz und Zierowsky, wurde zur zentralen Autorität der lokalen, schriftlich dokumentierten Erinnerung und wirkte nachhaltig prägend auf das Liegnitzer Stadtarchiv, in und aus dem er intensiv arbeitete. Am 16. September 1688 starb Georg Thebesius an einem Schlaganfall und wurde in der Kirche zu St. Peter und Paul beigesetzt, der schon sein Vater vorgestanden war.

Von Thebesius' historiographischem Werk sind – soweit bis dato bekannt – Arbeiten zur Edition sepulkraler Denkmäler in Schlesien in Abschriften fragmentarisch erhalten. Genealogische Arbeiten sind nur referentiell nachweisbar, scheinen aber so profund gewesen zu sein, dass sich der führende schlesische Genealoge der Zeit, Johannes Sinapius, ausdrücklich darauf berief.²⁵ Thebesius' Hauptarbeit

22 Vgl. dazu Kai H. SCHWAHN, *Zwischen Widerstand und Unterordnung. Zu Johann Schilters Edition der Straßburger Chronik von Jakob Twinger von Königshofen im Kontext der Straßburger Kapitulation (1681)*. In: FRIEDRICH / SCHILLING, *Praktiken*, wie Anm. 14, 220.

23 Vgl. dazu Norbert CONRADS, *Schlesiens frühe Neuzeit (1469–1740)*. In: DERS. (Hg.), *Deutsche Geschichte im Osten Europas. Schlesien*. Berlin 1994, 326; Jerzy MAROŃ, *Dolny Śląsk w czasach habsburskich i pruskich*. In: Wojciech WRZESIŃSKI (Hg.), *Dolny Śląsk. Monografia historyczna [Niederschlesien. Eine historische Monographie]*. Wrocław 2006, 230.

24 Vgl. dazu Joshua WATERMAN, *Daniel Casper von Lohenstein's Diplomatic Memorial to Emperor Leopold I. for the Estates of Legnica, Brzeg, and Wołów*. In: *Daphnis* 35 (2006), 1–2, 163–192.

25 GARBER, *Liegnitz*, wie Anm. 21, 50–52.

sind zweifelsohne die *Liegnitzischen Jahrbücher*,²⁶ eine Geschichte der niederschlesischen Stadt Liegnitz, der ihr zugehörigen Städte und der Liegnitzer Piasten bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Sie – und insbesondere der erste, hier ausführlich untersuchte Teil – lassen sich der Gattung der Stadtchronik im Rahmen der so genannten Chorografie zuschreiben und erzählen somit (eine) Geschichte anhand eines konkreten Raumes, wobei die „Geschichte der Lokalität mit geografischer, architektonischer oder politischer Beschreibung verknüpft“²⁷ wird.

Der zweite Teil der Jahrbücher ist dann ein chronologischer Durchlauf durch die Geschichte der Liegnitzer Linie der Piasten bis zum Ende des 15. Jahrhunderts mit besonderem Augenmerk auf chronologisch-genealogischer Feinarbeit und einem signifikanten Schwerpunkt auf 1241, dem Jahr des Mongoleneinfalles in Schlesien. Der dritte Teil schließlich enthält umfassende Biographien zentraler Herrscherfiguren des 16. Jahrhunderts, der Herzöge Friedrich II., Friedrich III., Heinrich XI. und Friedrich IV.²⁸ Der Unterschied zwischen zweitem und drittem Abschnitt ist dabei vor allem formal-organisatorisch: Ist das Material im zweiten Teil noch hauptsächlich thematisch in 66 Kapitel und dann innerhalb dieser Kapitel chronologisch gegliedert, so ist die Gliederung im dritten Teil ganz strikt annalistisch. Laut dem Herausgeber des Textes, dem Schweidnitzer Pastor Gottfried Balthasar Scharff, der Einsicht in die Entwürfe hatte, wollte der Autor ursprünglich den dritten Teil noch stärker sachlich-thematisch gliedern.²⁹

Thebesius' landeskundlich-historiographische Arbeit steht auf den Grundlagen einer Blüte kultureller und insbesondere literarischer Agenden und Angelegenheiten, auf die hier zurückgegriffen werden muss, um die Konzeptualisierung Schlesiens als innere Peripherie zu verdeutlichen und plausibel zu machen. Seit dem frühen 16. Jahrhundert verfügte das Land über ein ausgebautes System elementarer und mittlerer Bildungsinstitutionen und konstituierte so einen Bildungsraum;³⁰ personale Netzwerke, mediale Repräsentationen und Rezeptionen, institutionelle

26 Georg THEBESIUS, *Liegnitzische Jahrbücher*, worinnen (...) die Merckwürdigkeiten dieser Stadt, (...) die Geschichte der piastischen Hertzöge in Schlesien (...) biss zum Ende des 16. Jahrhunderts untersucht. Hg. von Gottfried Balthasar SCHARFFEN, Jauer 1733; Georg JAECKEL, *Geschichte der Liegnitz-Brieger Piasten*, 1. Band. Lorch 1980, ist eine „bearbeitete und ergänzte“, vor allem aber stark gekürzte Wiedergabe; für den vorliegenden Beitrag wurde freilich auf das Original zurückgegriffen.

27 Rainard ESSER / Susanne RAU / Martina STERCKEN, Raum, in: RAU / STUDDT, *Geschichte*, wie Anm. 7, 445.

28 Vgl. dazu GARBER, *Liegnitz*, wie Anm. 21, 55–57.

29 THEBESIUS, *Jahrbücher*, wie Anm. 26, Vorrede, c2^r.

30 Vgl. zum Folgenden Christoph AUGUSTYNOWICZ, *Silesiographia. Eine Bildungs- und Historiographiegeschichte Schlesiens unter habsburgischer Herrschaft*. In: DERS. (Hg.), *Das österreichische Schlesien. Bildung, Wirtschaft, Nationen, Literaturen*. Österreich. Geschichte, Literatur, Geographie (ÖGL) 2015, 2, 115–121.

Kooperationen und internationale Foren³¹ waren dafür konstitutiv. In institutioneller Hinsicht wurden die Entwicklungen durch die Reformation zum einen, aber auch durch die Kräfte der Gegenreformation und im Besonderen durch die Jesuiten zum anderen gefördert. Auf universitärem Niveau wurde Schlesien für seine Einwohner:innen hingegen erst mit wachsender räumlicher Distanz zur Referenz einer distinkten Identität: Da bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts keine Universität auf schlesischem Territorium bestand, waren Schlesier gezwungen, im Ausland zu studieren. Protestantische Studenten gingen mit Vorliebe nach Leipzig, Frankfurt an der Oder, Heidelberg oder Leiden, ihre katholischen Kollegen nach Krakau (poln. Kraków) oder später nach Olmütz (tschech. Olomouc), nach Wien oder weiter nach Italien, hauptsächlich nach Rom.³² Unmittelbar im Land reagierten schlesische Studierende und Gelehrte auf das Fehlen universitärer Bildungsmöglichkeiten mit der Schaffung von Bildungsaktionsräumen. Sie organisierten sich in Korporationen, entwarfen und erklärten sich daselbst ausdrücklich als Schlesier und schrieben vor allem verstärkt ihre eigene, gegenüber den Nachbarräumen distinkte Geschichte.

Konkrete Beispiele für derartige innerperiphere Konzentrationen von Kompetenz³³ im Bereich der Geschichtsschreibung³⁴ und somit für Architekten derartiger historiographisch geschaffener Bildungshandlungsräume bereits zu Beginn der Frühen Neuzeit sind Joachim Cureus (eigentlich Scherer) und Bartholomäus Stein für das 16. Jahrhundert. Für das 17. Jahrhundert sind Nicolaus Henel, Jakob Schickfus, Nikolaus Pol und schließlich der hier erwähnte Thebesius bedeutend, wenngleich die Liegnitzer Jahrbücher erst 1733 herausgegeben wurden.

Als Pionierarbeit einer derartigen frühneuzeitlichen schlesischen Regionalgeschichtsschreibung können die *Gentis Silesiae Annales* (1571) des Joachim Cureus gelten.³⁵ Sie sind der bereits vorgestellten Gattung der geographisch-historischen Länderbeschreibungen zuzuordnen und als solche ihrerseits typisch für Renaissance-Literatur im Allgemeinen und Renaissance-Historiographie im Speziellen. Die *Annales* repräsentieren die erste gedruckte Geschichte Schlesiens,

31 MÖLLER / WISCHMEYER, Bildungsräume, wie Anm. 6, 8.

32 Vgl. dazu Claudia ZONTA, Schlesische Studenten an italienischen Universitäten. Eine prosopographische Studie zur frühneuzeitlichen Bildung, Köln 2004.

33 Hans-Heinrich NOLTE, Innere Peripherien. Das Konzept in der Forschung. In: DERS. (Hg.), Innere Peripherien in Ost und West. Stuttgart 2001, 14.

34 Zu den Biographien insbesondere der Breslauer Geschichtsschreiber der hier untersuchten Zeit vgl. Susanne RAU, Geschichte und Konfession. Städtische Geschichtsschreibung und Erinnerungskultur im Zeitalter von Reformation und Konfessionalisierung in Bremen, Breslau, Hamburg und Köln. Hamburg – München 2002, 357–375.

35 Zur Biographie Cureus' vgl. auch Petr KOZÁK, „Dem Vaterland ist man Danckbarkeit schuldig!“ Joachim Cureus (1532–1573) und der „Sinn“ der schlesischen Geschichte. In: Lenka BOBKOVÁ/ Jan ZDICHYNEC (Hg.), Geschichte Erinnerung Selbstidentifikation. Die schriftliche Kultur in den Ländern der Böhmisches Krone im 14.–18. Jahrhundert. Praha 2011, 419.

sind im Geist der Reformation geschrieben und Kaiser Maximilian II. gewidmet, wie ganz generell die Geschichtsschreibung Schlesiens stark evangelisch geprägt bleibt.³⁶ Cureus artikuliert darin seine Meinung über die alte Kirche und die polnische Bevölkerung wenig sensibel – und das stellenweise derart pointiert, dass der Bischof von Ermland Marcin Kromer, einer der bedeutenden und vielgelesenen Historiker Polen-Litauens im 16. Jahrhundert, eine scharfe Replik darauf verfasste. Weiter an Popularität gewannen die *Annales* mit ihrer Übersetzung ins Deutsche durch den Bürgermeister von Sagan (poln. Żagań) Heinrich Rätel (1585), in der die Tendenz des Werkes noch deutlicher wird, nämlich seine Distanz zum polnisch(sprachig)en Schlesien. Zum einen disqualifizieren Cureus und insbesondere Rätel polnische Quellen und markieren die Slawen als abergläubisch, zum anderen betonen sie die Funktion der Deutschen als Bringer und Garanten von Kultur und Zivilisation. Diese Umstände sind umso signifikanter, als Cureus bis ins 19. Jahrhundert eine der wichtigsten Referenzen für die schlesische Historiographie blieb – im Gegensatz zum weitgehend aus der Peripherie schreibenden Thebesius.³⁷

Die Arbeit an der schlesischen Geschichte in der Frühen Neuzeit war so intensiv, dass sich ein spezifischer Terminus durchsetzen konnte, nämlich *Silesiographia*. Der Schöpfer des Begriffs, Nikolaus Henel (1582–1656), repräsentierte eine Historiographie aus patrizisch-stadtbürgerlicher Perspektive und zeichnete ein positives, geradezu idyllisches Bild der schlesischen Landschaft und besonders ihrer Städte. Nicht unerwähnt soll bleiben, dass bereits Philipp Melanchthon die Idee gehabt hatte, derartige Perspektiven mit mythologischen Deutungen zu verknüpfen: Er suchte Referenzen in der Antike für den Namen Schlesien und führte ihn zurück auf Tacitus' Elysium. Es blieb üblich und attraktiv, Schlesien auf antike Muster zurückzuführen. Insbesondere der Vergleich mit dem antiken Griechenland wurde von Henel forciert. Das zentrale Gebirge Schlesiens, das Riesengebirge, wurde dem Helikon gleichgesetzt, die mythologische Figur des Rubezahl dem delphischen Apoll, Breslau wurde zu Athen und der Jablunkapaß zu den Thermopylen. Martin Opitz war der deutsche Homer, die Dramatiker Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau und Daniel Casper von Lohenstein wurden zu Pendants von Euripides und Sophokles.³⁸

Doch zurück zu Thebesius: Wie in der Stadtgeschichtsschreibung seiner Zeit üblich,³⁹ setzt er die Ebenen von Gesamtstadt, Stadtteilen und -orten sowie einzelnen Gebäuden zueinander und mit dem Umland der Stadt in Beziehung; markante

36 Stefan BENZ, *Katholische Historiographie im 17. Jahrhundert – was war vor Pez?* In: Thomas WALLNIG / Thomas STOCKINGER / Ines PEPPER / Patrick FISKA (Hg.), *Europäische Geschichtskulturen um 1700 zwischen Gelehrsamkeit, Politik und Konfession*. Berlin – Boston, 2012, 63.

37 AUGUSTYNOWICZ, *Silesiographia*, wie Anm. 30, 118.

38 EBD., 118f.

39 Vgl. dazu ESSER / RAU / STERCKEN, *Raum*, wie Anm. 27, 446.

Architektur und Bedeutung für die Stadtöffentlichkeit sind dabei die zentralen Parameter. Gerade die Konzeption der älteren, vorchristlichen und vorpiastischen Zeit gibt dabei durchaus Aufschluss über die Projektionen und die Visionen innerer Peripherien, die Thebesius in seiner historiographischen Konzeption akzentuiert.

Für das nähere Verständnis ist es unerlässlich, die Stadt Liegnitz in ihrer Bedeutung hier kurz zu charakterisieren.⁴⁰ Die seit dem 10./11. Jahrhundert nachweisbare Burganlage wurde 1202 Sitz eines Kastellans; in der Folge bildete sich eine Marktstadt mit vier Kirchen aus, die zu diesem Zeitpunkt wohl bereits von Polen, Juden und Deutschen bewohnt wurde. Vernichtet wurde diese Anlage in der symbolträchtigen Schlacht gegen die Mongolen 1241. Deren mythisches Image als Gründungsmoment des schlesischen Adels trägt Thebesius ganz wesentlich (mit), wenn er rhetorisch fragt, ob auch nur ein schlesisches Adelsgeschlecht bei der Schlacht nicht repräsentiert gewesen sei.⁴¹ Die Neugründung der Stadt mit Marktplatz (samt Rathaus und Tuchhallen), rechtwinkligen Straßen und einer Ummauerung entsprach dem Standard des 13. und 14. Jahrhunderts auf hohem Niveau. Wachstumsphasen, Expansion des Baubestands und politische Aufwertungen durch den Zerfall Schlesiens in Teilherzogtümer charakterisierten die Folgezeit. 1469 war eine Konsolidierung erreicht, da der Herzog nun unmittelbar von Matthias Corvinus belehnt wurde, der zu dieser Zeit als König von Böhmen fungierte. Liegnitz kann damals wohl als unmittelbare Konkurrentin Breslaus innerhalb Schlesiens charakterisiert werden; schon im frühen 14. Jahrhundert konnte sich die Stadt Zoll- und Münzrecht sichern, seit dem 15. Jahrhundert durfte sie Landgüter erwerben. Gleichzeitig hatte sie drei Schulen, von denen eine, die Petersschule, zur Einführung in höhere Studien berechtigt war. Mit dem 16. Jahrhundert wurde das Herzogtum Liegnitz de facto um das Gebiet des Herzogtums Brieg (1521) und Wohlau (1523) erweitert; 1526 wurde in der Stadt die erste protestantische Universität überhaupt gegründet – die allerdings allerspätestens 1530 wegen Konflikten um religiöse Ansichten und Geldmangel bereits wieder ihre Pforten schließen musste. Das Bedürfnis nach Geld stand freilich in engem Zusammenhang mit dem Zug der Osmanen gegen Wien von 1529, welcher auch die schlesischen Kassen nachhaltig belastete; die Befestigungen der Stadt wurden nun ausgebaut. Um 1600 kann die Stadt gemeinsam mit Breslau, Glogau (poln. Głogów) und Schweidnitz (poln. Świdnica) zu den größten Städten Schlesiens gezählt werden. Nicht untypisch für das Barockzeitalter, bedeutete die Zeit des Dreißigjährigen Krieges auch für Liegnitz eine ambivalente Situation: Zum einen wirkten hier damals die regionalen

40 Vgl. dazu Hugo WECZERKA, Liegnitz (Legnica): in: DERS. (Hg.), Handbuch der historischen Stätten. Schlesien. Stuttgart² 2003, 283–291.

41 Norbert CONRADS, Adelsgeschichte: In: Joachim BAHLCKE (Hg.), Historische Schlesienforschung. Methoden, Themen und Perspektiven zwischen traditioneller Landesgeschichtsschreibung und moderner Kulturwissenschaft. Köln – Weimar – Wien 2005, 364.

Geistesgrößen der Zeit wie etwa Martin Opitz oder Friedrich Logau, zum anderen ging die Bevölkerung vor allem wegen Kriegshandlungen und Epidemien von etwa 8.000 (1618) auf etwa 2.500 (1639) Einwohner zurück. Zum Vergleich: Breslau hatte bereits in der Mitte des 16. Jahrhunderts etwa 23.000 Einwohner gehabt.⁴² Auf eine konsequente Rekatholisierung der Stadt wurde nach dem Abschluss des Westfälischen Friedens ausdrücklich verzichtet; einschneidend war freilich das bereits besprochene Aussterben der Liegnitzer Piasten im Jahre 1675.

3. Die Liegnitzer Jahrbücher: Peripherie und Praxeologie

Ganz generell folgen Thebesius' Liegnitzer Jahrbücher und insbesondere ihr stadt-historischer erster Teil der Tendenz zum Speziellen in der frühneuzeitlichen Historiographie: Die Vielfalt der Menschheit steht im Vordergrund⁴³ und wird exemplifiziert; der Befund wird systematisiert, die Tendenz geht weg vom Einzelfall hin zur Einordnung⁴⁴ – oder bietet zumindest das Material dafür an. Geschichte wird hier als „Geschichte der Zustände, Institutionen, Kulturercheinungen“⁴⁵ aufgefasst und mittels Religions- und Kulturgeschichte zu einem „Totalgemälde“⁴⁶ verdichtet, wie es für die humanistische Landeskunde und später für die aufklärerische Zivilisationsgeschichte typisch ist. Auch so gesehen ist Thebesius – wie seine gesamte historiographische Epoche – peripher, steht er doch im Zwischenraum zwischen Humanismus und Aufklärung.

Hinsichtlich der einleitend bereits besprochenen Quellenauthentizität im Sinne von Rechtsverbindlichkeit machte Thebesius auch in der Wahrnehmung des späten 19. Jahrhunderts noch Eindruck.⁴⁷ Herausgeber Scharff verweist in diesem Zusammenhang ausdrücklich auch auf die Behandlung von Bildern, Münzen und Grabsteinen durch Thebesius,⁴⁸ also auf nicht-schriftliche Quellen. Eben dieser Umgang mit authentischen, nicht notwendigerweise schriftlichen Quellen stellt die

42 Vgl. dazu Mateusz GOLIŃSKI, *Ludzie, przyroda i gospodarka na Dolnym Śląsku*. In: WRZESIŃSKI (Hg.), *Śląsk*, wie Anm. 23, 206.

43 Vgl. dazu MUHLACK, *Geschichtswissenschaft*, wie Anm. 17, 97f.

44 Vgl. Alf LÜDTKE / Reiner PRASS, *Einleitung: Gelehrtenleben. Wissenschaftspraxis in der Neuzeit*. In: DIES. (Hg.), *Gelehrtenleben. Wissenschaftspraxis in der Neuzeit*. Köln – Weimar – Wien 2008, 9.

45 MUHLACK, *Geschichtswissenschaft*, wie Anm. 17, 198.

46 EBD., 255.

47 Vgl. H[ermann] MARKGRAF, *Die Entwicklung der schlesischen Geschichtsschreibung*. In: *Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens* 22 (1888), 15; Colmar GRÜNHAGEN, Georg Thebesius, in: *Allgemeine Deutsche Biographie* 37. Leipzig 1894, 665.

48 THEBESIUS, *Jahrbücher*, wie Anm. 26, Vorrede, d^f.

Arbeit auf ein zeitgenössisch hohes Niveau innerhalb der Gattung Stadtgeschichte, darüber hinaus aber auch bezüglich der historisch-kritischen Methode.⁴⁹

Ferner preist Herausgeber Scharff vor allem in den annalistisch angeordneten Teilen zwei und drei der Jahrbücher die Gründlichkeit und die korrigierende Autorität von Thebesius, insbesondere in Fragen der Chronologie, der Genealogie sowie ganz generell im Verdienst, „viele angenommene Fabeln aufgedeckt“⁵⁰ zu haben. In chronologischer Hinsicht ist wohl vor allem signifikant, dass Thebesius nach Christi Geburt zählt; von einer in der Historiographie des späten 17. Jahrhunderts durchaus nicht unüblichen Zählung nach Erschaffung der Welt⁵¹ ist da keine Rede mehr. Der stark annalistische Aufbau entspricht ganz dem Geist historisch-kritischer Gelehrsamkeit der Zeit, ebenso auch die unmittelbaren, wörtlichen Einarbeitungen von Quellen (vor allem Urkunden) in den Text.⁵²

Ein zentrales Motiv, anhand dessen Thebesius das schon bei Cureus gezeigte Image deutscher zivilisatorischer Überlegenheit in Schlesien perpetuiert und somit ein kulturelles Stereotyp an ein exponiert öffentlichkeitsrelevantes und -wirksames architektonisches Element bindet, ist die Befestigung der Stadt Liegnitz. Hinsichtlich der Stadtmauer, die er schlüssig seit dem 13. Jahrhundert annimmt, urteilt Thebesius über die Liegnitzer nämlich, dass „sie auch die Städte besser zu ummauern, von den Deutschen lerneten“.⁵³ Der Mensch, so der zugrunde liegende Diskurs, hat die Fähigkeit zur Perfektionierung, die bereits im Rahmen der (humanistischen) Landeskunde betont und dann in der Historiographie der Aufklärung dominant wird.⁵⁴

Auch der Hinweis auf Schlesiens Begünstigung hinsichtlich Ressourcen wird von Herausgeber Scharff bereits auf der ersten Seite der Vorrede angesprochen und somit denkbar stark exponiert;⁵⁵ Thebesius selbst urteilt über Handel, Produktion und Migration in Liegnitz in der Spannung von überregionalen Zentren, lokalen Knotenpunkten und internen Peripherien:

Die kaufleuthe besuchen die messen zu Leipzig und Franckfurth an der Oder, andere auch das königreich Pohlen; wein und allerhand obst bringen sie aus Hungarn, andere süsse weine von Hamburg; es ist gewiss, dass man hier allerhand weine viel reiner und besser

49 Raingard ESSER, Historisch-topographische Erfassung des Raumes – Chorografien in den Niederlanden und in England im 17. Jahrhundert. In: RAU / STUDT, Geschichte, wie Anm. 7, 451; vgl. dazu auch WEIS, Schannat, wie Anm. 9, 9.

50 THEBESIUS, Jahrbücher, wie Anm. 26, Vorrede, c^v.

51 MUHLACK, Geschichtswissenschaft, wie Anm. 17, 183.

52 EBD., 390.

53 THEBESIUS, Jahrbücher, wie Anm. 26, Teil 1, 10.

54 MUHLACK, Geschichtswissenschaft, wie Anm. 17, 325–328.

55 THEBESIUS, Jahrbücher, wie Anm. 26, Vorrede, a^r.

als selbst zu Breslau haben kann. Die handwerker besuchen ingeleichen die märckte an umliegenden orthen sehr fleißig. Und glaube ich, dass wenn die stadt die Oder näher hätte, der handel noch embsiger würde getrieben werden.⁵⁶

Wird auf den wirtschaftshistorischen Kontext von Produktion und Handel in und durch Schlesien hier ganz bewusst nicht eingegangen,⁵⁷ ist stattdessen konsequenterweise die institutionell-bildungsgeschichtliche Perspektive zu akzentuieren. Da fällt nämlich auf, dass Scharff in der Vorrede die ausgeprägte intellektuelle Dissemination betont, die von Schlesien ausgehe: Schlesische Gelehrte seien fast überall anzutreffen, wenngleich sie zurückhaltend, vielleicht zu zurückhaltend hinsichtlich der Hervorhebung der Bedeutung des Landes seien.⁵⁸ Die habsburgisch-österreichische Herrschaft wird dabei vordergründig als der Inbegriff des Heils für das Land verklärt, subtextuell aber als Vorwand für Kritik über die hier gegebenen suboptimalen Rahmenbedingungen für Forschung und Publikation kritisiert, als deren Hauptgrund Scharff insbesondere die innere politische Zersplitterung nennt. Schlesien spiegelt damit durchaus größere Zusammenhänge, gab es doch um 1700 im Heiligen Römischen Reich keine reichsweite Institution zur Bündelung wissenschaftlichen und gelehrten Wissens in eine politische Agenda.⁵⁹

Als Vorbild für das daher notwendige und angestrebte Vereinigungs- und Konzentrationswerk hinsichtlich kultureller Kompetenz zieht Scharff den ungarischen zeitgenössischen Historiker Mathias Bel heran⁶⁰ und entspricht damit den neuen geopolitischen Gegebenheiten einer durch Expansion und Migration nach Südosten gestärkten Habsburgermonarchie samt Rückwirkungen auf deren Wissenswelt.⁶¹ Daran knüpft Scharff ein Plädoyer für Austausch und periodische Publikation im wissenschaftlichen Bereich sowie den ausdrücklichen Wunsch nach einem Thebesius für jedes Fürstentum;⁶² damit bringt er freilich auch zum Ausdruck, sich über die Zersplitterung der schlesischen Fürstentümer letztlich nicht erheben zu können. Er arbeitet und argumentiert mit dieser Metonymie eines Thebesius für jedes Fürstentum jedenfalls aus den inner-schlesischen Peripherien heraus, wenn

56 EBD., Teil 1, 32.

57 Vgl. dazu GOLIŃSKI, Ludzie, wie Anm. 42, 219–221.

58 THEBESIUS, Jahrbücher, wie Anm. 26, Vorrede, a^r-v.

59 WALLNIG / PEPPER, History, wie Anm. 3, 26.

60 THEBESIUS, Jahrbücher, wie Anm. 26, Vorrede, b^r; zu Mathias Bel siehe István BITSKEY, Bél, Matthias. In: Friedrich Wilhelm BAUTZ/Traugott BAUTZ (Hg.), Biographisch-Bibliographisches Lexikon 25 (Ergänzungen 12), Nordhausen 2005, 50f.

61 Vgl. dazu WALLNIG / PEPPER; History, wie Anm. 3, 44f; William O'REILLY, Habsburg intellectual history in a global context: revolution, evolution, innovation. In: PEPPER / WALLNIG, Pasts, wie Anm. 3, 70f.

62 THEBESIUS, Jahrbücher, wie Anm. 26, Vorrede, a2^v-b^f.

er sagt: „Ich meine auch, man werde sich bescheiden, daß in einem so besondern Werke eines einzigen Fürstenthums nicht lauter grosse Staats-Sachen können vorkommen.“⁶³ Die unmittelbaren Grundlagen für die von ihm edierten Arbeit sieht Scharff in Thebesius' Ergebenheit gegenüber dem Haus Habsburg einerseits und in seinem Zugang zum Archiv der Stadt Liegnitz andererseits,⁶⁴ also gewissermaßen in den Ebenen über und unter dem Land Schlesien.

Anschließend an Historiographen des deutschen Humanismus⁶⁵ und somit auch an bereits vorgestellte frühere *silesiographische* Entwürfe stechen vor allem Thebesius' Rückprojektionen auf die Antike ins Auge, die als Suche nach einer Zwischenstellung Schlesiens zwischen Römern und Germanen charakterisiert werden können. Generell ist Thebesius skeptisch gegenüber Gründungsmythen. Wenn Schickfus etwa angeblich von den Bauern verwendete griechische Wörter als Beleg für die Gründung von Liegnitz im 6. vorchristlichen Jahrhundert annimmt, wendet Thebesius ein, für einen Beweis seien zu wenige griechische Wörter im zeitgenössischen Gebrauch belegt. Auch der gängigen Herleitung *Schlesien* von *Elysium* steht er sehr skeptisch gegenüber. Näher liegend ist für Thebesius nämlich die Zurückführung auf germanische Stämme, vor allem die Quaden und die Markomannen, die übrigens auch große Teile Polens besiedelt hätten. Nimmt Thebesius mit der Zurückführung der Schlesier auf die Quaden ein in der Selbstvergewisserung des schlesischen Adels häufiges Motiv auf,⁶⁶ so ist doch seine Erklärung sehr spezifisch: *Quad* heiße auf Germanisch *schlecht*, *böse*, ebenso *zle* auf Slawisch; der *Dux Silesiae* sei also ursprünglich der *böse Herzog* gewesen.⁶⁷

Freilich steht die Zurückführung des topo- und ethnonymischen Nests rund um Schlesien und die Schlesier auf den germanischen Stamm der Silingen heute im Wesentlichen außer Diskussion;⁶⁸ das Narrativ entwickelte sich somit ganz anders als bei Thebesius. Dennoch zeigt sie jedoch eines: Grundlage für die historisch-kritische Quellenforschung um 1700 war die Philologie, insbesondere die Klassische Philologie in humanistischer Tradition, also die Auffindung von Texten und die Erarbeitung ihres (historischen) Verständnisses. Die Methode ist eng verbunden mit einem Interesse für den materiellen Befund: Auch Epigraphik, Numismatik, Archäologie werden betrieben. Erst die Aufklärung „verweigert dem griechisch-römischen

63 EBD., c2^r.

64 EBD., c2^v-d^f.

65 Vgl. dazu etwa Harald BOLLBUCK, Urgeschichte als Identitätsmodell: Albert Kranz' Wandalia. In: RAU / STUDDT, Geschichte, wie Anm. 7, 422–425.

66 CONRADS Adelsgeschichte, wie Anm. 41, 364.

67 THEBESIUS, Jahrbücher, wie Anm. 26, Teil 1, 1–3.

68 Vgl. dazu H[elmut] CASTRITIUS, Wandalen. In: Realenzyklopädie des Germanischen Altertums. Bd. 33. Berlin – New York 2006, 173.

Altertum die ihm von den Humanisten zugebilligte exklusive Autorität⁶⁹ im Sinne einer epochal umfassenden Würdigung der Vernunft und ihrer Autorität – um dann wieder zur klassischen Antike zurückzufinden, die dem Ideal der Vernunft ja doch am nächsten kommt.⁷⁰ Thebesius jedenfalls folgt einer Ausweitung der philologischen Methode über die griechisch-römische Klassik hinaus mit seiner Berücksichtigung und kritischen Interpretation slawischer Quellenbefunde.

Auch hinsichtlich der bereits angesprochenen Arbeit mit materieller Kultur und nicht-schriftlichen Quellen stellt Thebesius seinen Untersuchungsgegenstand zwischen Römer und Germanen; sogar deutlich überzeugender als hinsichtlich seiner etymologischen Erwägungen: Gelegentliche römische Münzfunde, etwa aus dem Jahr 1683, die nur durch einige „curiöse Gemüther“⁷¹ vor der Einschmelzung gerettet wurden, aber auch die 1652 beim Bau der Friedenskirche von Schweidnitz gefundenen, kann er sich nur als hierher transferierte Beutestücke erklären. Rund um Liegnitz gefundene Urnen oder Erdtöpfe sieht er erneut als starken Beweis für Siedlungen der Quaden und Lugier. Seine Zurückführung des Namens von Liegnitz schließlich oszilliert zwischen den germanischen Lugiern und dem slawischen Lech, wobei ihm die gefundenen Urnen als Hinweis auf Brandbestattung und daher als Beweis für ersteres dienen.⁷² In der unmittelbaren Region seiner Untersuchung ist für Thebesius also stärker der deutsch-slawische periphere Raum als der Bezug zur Antike signifikant. Wieder stechen die Rückbezüge auf Cureus ins Auge: Auch dieser hatte die germanische Stadt Lugidunum als Ausgangspunkt beansprucht – in seinem Fall für Glogau; auch er hatte das Eintreffen der mythischen slawischen Brüder Lech und Čech in Schlesien als produktiven Kontrast zum kataklysmisch wirkenden Herrscher der Hunnen Attila akzentuiert.⁷³

Als zentrale Referenzen Thebesius' ist neben Cureus auch Schickfus anzusprechen, als sein bevorzugter Widersacher sein Zeitgenosse Friedrich Lucae, den Thebesius fast ausschließlich bei seinem deutschen Namen Lichtstern nennt.⁷⁴

69 MUHLACK, *Geschichtswissenschaft*, wie Anm. 17, 356.

70 EBD., 350–357.

71 THEBESIUS, *Jahrbücher*, wie Anm. 26, Teil 1, 3.

72 EBD., 8–10.

73 KOZÁK, *Cureus*, wie Anm. 35, 426.

74 Zu Lichtstern/Lucae vgl. Manfred P. FLEISCHER, Friedrich Lucae. In: Josef Joachim MENZEL (Hg.), *Schlesische Lebensbilder 7. Schlesien des 15. bis 20. Jahrhunderts*, Stuttgart 2001, 66–71; Kalina MRÓZ- JABŁECKA / Tomasz JABŁECKI, „Historia et litterae“ – zu Wechselwirkung von Geschichtsschreibung und Literatur in der Breslauer Chronistik des 16. und 17. Jahrhunderts. In: *Historiography Connected with Cities. Historiography of Cities and in Cities. Articles and longer works from the 35th international research conference of the Prague City Archives held in cooperation with the Institute of History at the Czech Academy of Sciences, the Faculty of Humanities at Charles University in Prague, the Faculty of Arts at Jan Evangelista Purkyně University in Ústí nad Labem and the Masaryk Institute and Archives of the Czech Academy of Sciences on 4 and 5 October 2016*

Fassbar werden auf dem Weg von der Abfassung zur Publikation der Jahrbücher neue Formen der gelehrten Auseinandersetzung vom Streit zur Konkurrenz, ein Zurücktreten persönlichen Ansehens hinter themen- und problembezogenen Dissens, wie sie für die Zeit als charakteristisch hervorgehoben wurden.⁷⁵ Der Herausgeber Scharff sieht den Autor Thebesius und dessen Umgang mit Lucae nämlich ausdrücklich als anachronistisch, da hinsichtlich der ihm nachgewiesenen Fehler noch zu persönlich-emotionell.⁷⁶ Obwohl Lucae als Historiker schon von seinen Zeitgenossen wegen gelegentlicher Ungenauigkeiten kritisiert wurde, genoss er vor allem über den Umstand, das Aussterben der Piasten selbst in der prestigeträchtigen Stellung des letzten Hofpredigers in Liegnitz miterlebt zu haben, offensichtlich enorme Autorität als Chronist und Zeitzeuge.⁷⁷

Jedenfalls stellt Thebesius die Stadt Liegnitz ganz stark in einen projizierten Zwischen- und Überlappungsraum, etwa anhand der Sprachfrage in der Stadtregierung, in der Lateinisch, Deutsch und Polnisch gepflegt wurden.⁷⁸ Daran anschließend wird das Bild des mannigfachen politischen Unglücks der Stadt stark zur Konstruktion und Konturierung von Peripherien genutzt, wenn der Autor die Stadt ausdrücklich zwischen Deutsche, Polen sowie ganz spezifisch Hussiten stellt.⁷⁹ Aus der oben skizzierten Stadtgeschichte Liegnitz' wird plausibel, warum Thebesius die große Politik im Zusammenhang mit dem Schauplatz Liegnitz vor allem mit zwei Momenten in Zusammenhang bringt: Mit der osmanischen Expansion vor allem unter Sultan Süleyman I. in der Mitte des 16. Jahrhunderts zum einen und mit dem Dreißigjährigen Krieg zum anderen.⁸⁰

Hervorzuheben ist darüber hinaus die analytische Wahrnehmung der Mikroebene in den Jahrbüchern, denn „in historischen Sachen ist manchmal und zu gewisser Zeit, die wir nicht vorhersehen können, an einigen Kleinigkeiten recht sehr viel gelegen.“⁸¹ Im Rahmen der zu Liegnitz gehörigen Orte Schloss Gröditzberg, (bei Thebesius Grötzberg, poln. Burg Grodziec), Bolkenhayn (bei Thebesius Hayn, poln. Bolków) und Lüben (poln. Lubin) konturiert Thebesius vor allem die Stadt Goldberg (poln. Złotyja). Die narrative Erfassung der räumlichen Mikroebene ist

at the Clam-Gallas Palace in Prague. *Documenta Pragensia* 37 (2018), 432f; GARBER, Liegnitz, wie Anm. 21, 32–35.

75 Vgl. dazu LÜDTKE / PRASS, Einleitung, wie Anm. 44, 25.

76 THEBESIVS, Jahrbücher, wie Anm. 26, Vorrede, c2^v.

77 Dietrich MEYER, Die reformierten Hofprediger im Herzogtum Liegnitz-Brieg im 17. Jahrhundert. In: Joachim BAHLCKE / Irene DINGEL, Die Reformierten in Schlesien. Vom 16. Jahrhundert bis zur Altpreußischen Union von 1817. Göttingen 2016, 93–96.

78 THEBESIVS, Jahrbücher, wie Anm. 26, Teil 1, 30f.

79 EBD., 34.

80 EBD., 13–15.

81 EBD., 1733, Vorrede, c2^f.

dabei generell von Argumentationsketten charakterisiert, die auf den ersten Blick eher launig als logisch wirken. Über Goldberg heißt es etwa:

Sonsten bestehet diese stadt gutten theils in steinernen gebäuden, lieget auf einem berge oder höhe und ist mit vielen fruchtbaren obst-gärten umfungen, welche sonderlich von dem thurme lustig anzusehen sind. Die luft ist sehr gesund und hat man vor zeiten 100. jährige alte leuthe darinnen gehabt. Die befestigung bestehet in doppelten mauren, doch ohne wälle. Die brunnen in der stadt sind sehr tieff, derogleichen brunn auch mitten in der kirche, doch zugedeckt, zu finden ist. Ihr bier ist etwas bitter, doch schwärtzer als das Zerbster und Laubanische; es wird selbiges zu Breslau, Liegnitz und anderen orthen in den öffentlichen stadt-kellern unter den frembden bieren verschencket.⁸²

Bei näherer Betrachtung wird aber deutlich, dass Thebesius hier noch einmal aus der Logik der inneren Peripherie die Argumente der *Silesiographia* verdichtet wiedergibt. Sie fokussiert und konzipiert eine Landesgeschichte, die über die Idee der historischen Prägung des Menschen durch geographisch-klimatische Faktoren wirtschaftliche Möglichkeiten in den Blick nimmt.⁸³ Diese umspannen Aspekte von Ressourcenreichtum (Obstgärten, gutes Bier) und vorteilhaften naturräumlichen Bedingungen (frische Luft, gutes Wasser) über urbane topographische Kleinteiligkeit (Kirchturm, Stadtmauer) bis hin zur Konkurrenz um die Stellung als Hauptstadt sowohl auf zentraler (Breslau) als auch auf semi-peripherer (Liegnitz) Ebene; immerhin werde das herbe Goldberger Bier da und dort gerne getrunken.

Gedruckt – und übrigens auch mit dem Titel *Liegnitzische Jahrbücher* ausgestattet – wurde das Werk auf Initiative Scharffs bei Johann Christoph Jungmann wie erwähnt erst 1733, also 45 Jahre nach dem Tod des Autors;⁸⁴ es hatte aber bereits davor handschriftliche Verbreitung in mindestens 20 Exemplaren erlebt.⁸⁵ Die Jahrbücher wurden daher fast ein halbes Jahrhundert hindurch verbreitet, gelesen und diskutiert, ohne gedruckt zu sein; sie konstituierten daher auch ein Beispiel für Ausprägung und Betrieb einer *community of practice*, die anhand praxeologischer Herangehensweisen zeigt, wie „Evidenz hergestellt wird“.⁸⁶ Zwei Beispiele sollen dies zum Abschluss dieses Abschnittes exkursartig illustrieren.

Zum einen steht da die Kritik an den Jahrbüchern, welche Hinweise auf konkrete prozessuale Arbeit Gelehrter um 1700 gibt. Herausgeber Scharff nennt zwar keine Namen, erinnert sich aber insbesondere an den Vorwurf, das Buch sei nicht mehr

82 Ebd., 40.

83 MUHLACK, Geschichtswissenschaft, wie Anm. 17, 297–303.

84 Vgl. dazu GARBER, Liegnitz, wie Anm. 21, 52f.

85 THEBESIUS, Jahrbücher, wie Anm. 26, Vorrede, b2^v-c^r.

86 WEIS, Schannat, wie Anm. 9, 14.

als „eine rohe Sammlung allerhand Uhrkunden“,⁸⁷ also eine Kritik an dem, was hier als reine historisch-kritische Arbeit charakterisiert wurde. Darüber hinaus spricht er Plagiarismus an, wenn er unterstellt, einige hätten sich gegen die Herausgabe des Werkes gewandt, um eben nicht als Plagiatoren entlarvt zu werden.⁸⁸ Scharff betont ausdrücklich, trotz lebhafter Diskussionen mit dem kundigen Umfeld, insbesondere mit dem kaiserlichen Rat Milich – wohl dem Juristen und Büchersammler Johann Gottlieb Milich⁸⁹ –, keine Veränderungen am Manuskript vorgenommen zu haben.⁹⁰

Auf der anderen Seite stehen Praktiken der ausdrücklichen Affirmation, der Anerkennung, vor allem im Zusammenhang mit der Kolportage des Werkes bereits vor der Publikation in gedruckter Form. Eine Reihe exponierter Historiker der Zeit hatte sich nämlich lobend über das Werk geäußert, zunächst der Rektor des Gymnasiums zu Maria Magdalena in Breslau, Christian Stieff und der Herausgeber von Nicolaus Henels Werk, Michael Josef Fibiger. Der Genealoge Johannes Sinapius war davon angetan, ebenso der Historiograph Christian Runge und der Numismatiker Gottfried Dewerdeck; letzterer hatte ausdrücklich auf Veröffentlichung gehofft. Auch Johann Peter Warendorff, der Thebesius Arbeit als Chronist der Stadt Liegnitz fortführen sollte, lobte das Werk ausdrücklich.⁹¹ Hinsichtlich des engeren österreichischen Milieus ist schließlich darauf hinzuweisen, dass kein geringerer als der „um den Aufbau einer augustinischen Res publica litteraria“⁹² bemühte Augustiner Chorherr und Bibliothekar des Stiftes St. Pölten, Raimund Duellius, das Werk ausdrücklich gerühmt hatte.⁹³ Selbst vor seiner Publikation in gedruckter Form hatte das Werk also eine erhebliche Reichweite und Anerkennung erreicht.

87 THEBESIVS, Jahrbücher, wie Anm. 26, Vorrede, b2^v.

88 EBD., b2^v, Anm. l.

89 Vgl. dazu K. GATZMER, Milich, Johann Gottlieb. In: Lexikon des gesamten Buchwissens Online, <https://referenceworks.brillonline.com/browse/lexikon-des-gesamten-buchwesens-online>, Zugriff 2022-10-07.

90 THEBESIVS, Jahrbücher, wie Anm. 26, Vorrede, c^v.

91 GARBER, Liegnitz, wie Anm. 21, 54–62.

92 Stefan BENZ, Zwischen Tradition und Kritik. Katholische Geschichtsschreibung im barocken Heiligen Römischen Reich. Husum 2003, 576.

93 THEBESIVS, Jahrbücher, wie Anm. 26, Vorrede, b2^v, Anm. k; zu Duellius vgl. Karl GUTKAS, Landeskunde und Geschichtsforschung in St. Pölten. In: Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich 54/55 (1988/89), 155–157.

4. Eine Universitätsgründung: Anlass für eine ausblickende Zusammenfassung

Thebesius' Jahrbücher stehen nicht nur am Ende der selbständigen Liegnitzer Linie der Piasten und ihrer Bemühungen, die inner-periphere Stellung des kompositen Schlesien und seiner Teilfürstentümer argumentativ zu stützen. Vielmehr stehen sie auch an einem bildungsgeschichtlichen Wendepunkt des Landes: Zwischen Abfassung (spätestens 1688) und Publikation (1733) des Werkes nämlich ist endlich die Gründung einer, wenn auch nur zwei Fakultäten (philosophisch, theologisch) umfassenden, so doch eigenen, dauerhaften schlesischen Universität in Breslau im Jahr 1702 zu verorten.⁹⁴ Welche Elemente/Knoten des gelehrten, historisch-kritischen Netzes um die Liegnitzer Jahrbücher gehörten zum Wirkungskreis der Breslauer Universität, welche nicht? Dieser Frage soll abschließend nachgegangen werden.

Breslau war für die Schaffung einer Universität nicht zuletzt wegen des Reichtums seiner Barockbibliotheken prädestiniert; wie alle Lebensbereiche war aber hier auch die Diskussion um die Universitätsgründung von den zeittypischen konfessionellen Gegensätzen gekennzeichnet. 1695 ergriff der Rektor des Jesuitenkollegs Friedrich Wolff von Lüdinghausen die Initiative und streute das Gerücht von der baldigen Erhebung des Kollegs zur Universität. Ein kluger Schachzug, wie sich erweisen sollte, denn der protestantische Magistrat protestierte daraufhin beim Kaiser und machte die Angelegenheit somit zur Chefsache. Das wiederum gab dem Rektor die Möglichkeit, aus der Peripherie heraus sein Konzept einer modernen, konfessionell offenen Universität in Wien vorzustellen. Hierarchie und Konkurrenz – beide zentrale Parameter der historischen Erforschung innerer Peripherien⁹⁵ – wurden somit genutzt, um die Stadt im System der Bildungsinstitutionen zu profilieren und mittelfristig sogar zu zentrieren. Zur unmittelbaren Baugeschichte der Universität Breslau ist von Relevanz, dass der Oberlandeshauptmann von Schlesien Johann Anton Graf von Schaffgotsch bei der Grundsteinlegung des neuen, den Platzbedürfnissen entsprechenden Universitätsgebäudes von 1728 freilich zugegen war.⁹⁶

Relevanter für den vorliegenden Zusammenhang ist aber der unmittelbare Bezug Schaffgotschs zu Thebesius: Gleich die einleitende Widmung der Jahrbücher an ihn und die Betonung seines Titels als Reichsgraf verdeutlichen die Stellung und

94 Vgl. dazu Mieczysław PATER, *Od Piastowskich prapoczątków do upadku Hohenzollernów*. In: Teresa KULAK / Mieczysław PATER / Wojciech WRZESIŃSKI (Hg.), *Historia Uniwersytetu Wrocławskiego 1702–2002*. Wrocław 2002, 15–31.

95 NOLTE, *Peripherien*, wie Anm. 33, 14.

96 Carsten RABE, *Alma Mater Leopoldina. Kolleg und Universität der Jesuiten in Breslau 1638–1811*. Köln – Weimar – Wien 1999, 189.

die Ansprüche der Familie Schaffgotsch als Kontinuitätsträger der Piasten. Im Jahr 1708 gewährte Kaiser Joseph I. nach dem Tod der letzten Piastin Charlotte von Liegnitz dem Johann Anton und seinen Nachkommen den Reichsgrafenstand, die Ehrenrechte eines schlesischen Fürsten und eine gehörige Wappenverbesserung. Der kaiserliche Gnadenbrief argumentierte eine derartige Aufwertung der Schaffgotsch mit ihren genealogischen Bezügen: Die Großmutter des Grafen war die Tochter Herzog Joachim Friedrichs und seiner Frau Anna Maria von Anhalt gewesen. Daraus nährt und erklärt sich Schaffgotsch' Interesse an einer schlesischen Landeskunde aus einer dezentral-teilfürstlichen Perspektive und daraus wiederum seine Förderung der Edition von Thebesius' Werk.⁹⁷

Zum Unterricht an der Universität Breslau, der sogenannten *Leopoldina*, in diesen ersten Jahren kann gesagt werden, dass er von hoher Instabilität charakterisiert war. Unmittelbar nach 1702 unterrichteten etwa 15 Professoren gleichzeitig – manche davon lediglich ein Jahr, sodass für die Zeit bis 1757 nicht weniger als 280 Professoren nachgewiesen sind. Überregional herausragende Namen finden sich dabei keine.⁹⁸ Ganz generell stand die Förderung innovativer Forschung offensichtlich nicht im Vordergrund der universitären Intentionen in Breslau; die veröffentlichten Thesen und Disputationen „bewegen (...) sich ganz im traditionellen Rahmen.“⁹⁹ Manche derer, die Thebesius zitiert oder referenziert hatten – oder zumindest deren Umfeld wie etwa der Mentor Christian Stieffs, Christian Gryphius –, fühlten sich vor dem Hintergrund ihrer protestantischen Konfession durch die katholische Universitätsgründung ausgesprochen bedroht. Sehr engagiert für die Universität und die ihr angeschlossenen Institutionen trat der Prälat des Kreuzherrenstiftes Michael Josef Fibiger ein und auf,¹⁰⁰ der ebenfalls zu Thebesius' Bewunderern gehörte.

Den Erwartungshaltungen entsprechend sollte sich das Einzugsgebiet der neuen Landesuniversität in den ersten 50 Jahren ihrer Existenz zu über 90 Prozent auf Schlesien beschränken; 1724 hatte die Universität jedoch um die 1.300 Studierenden. Wurde sie größtenteils von Katholiken besucht, kamen doch auch Protestanten zum Studium, neben Schlesiern auch Studierende aus den Lausitzen, aus Polen-Litauen, den böhmischen Kernländern, Ungarn und Brandenburg.¹⁰¹ Hinsichtlich

97 Maximilian EIDEN, Die Piasten in der Erinnerungskultur des schlesischen Adels. Zum Selbstverständnis der Schaffgotsch als Nachkommen der polnischen Könige und schlesischen Landesfürsten (17.–19. Jahrhundert). In: Joachim BAHLCKE / Ulrich SCHMILEWSKI / Thomas WÜNSCH (Hg.), Das Haus Schaffgotsch. Konfession, Politik und Gedächtnis eines schlesischen Adelsgeschlechts vom Mittelalter bis zur Moderne. Würzburg 2010, 150–152.

98 RABE, Mater, wie Anm. 98, 201–204.

99 EBD., 205.

100 EBD., 103, 141, 196.

101 Vgl. dazu AUGUSTYNOWICZ, Silesiographia, wie Anm. 30, 117.

des universitären Bildungsangebotes Schlesiens nicht unerwähnt bleiben darf gerade im hier untersuchten Zusammenhang die ganz zeitnah, nämlich 1708 gegründete Ritterakademie von Liegnitz, die aus dem noch in fürstlich-piastischer Zeit angelegten Vermögen der lokalen Johannes-Stiftung finanziert wurde. Sie ermöglichte Stipendien für sieben protestantische und fünf katholische, also insgesamt zwölf junge schlesische Adelige; auch der Lehrkörper sollte laut den Statuten konfessionell gemischt sein. Bis zum Ende der habsburgischen Herrschaft im Jahr 1740 dürften hier jedoch nicht mehr als 20 bis 30 Schüler jährlich immatrikuliert gewesen sein.¹⁰² Die auf die 1520er Jahre konzentrierten und somit langfristig gescheiterten Bemühungen, in Liegnitz eine Hochschule zu schaffen, führen schließlich zu Thebesius zurück, der wenig überraschend selbst darauf in den Jahrbüchern hingewiesen hatte.¹⁰³

Um die Ergebnisse der hier vorgenommenen Untersuchung hin zu den einleitend gestellten Fragen zusammenzufassen: Handlungsräume waren im Bildungsraum Schlesien während der Frühen Neuzeit denkbar gut genutzt worden. Schlesien partizipierte ganz offensichtlich am Raum Gelehrtenrepublik und zentrierte Bildung regional, obwohl es erst im frühen 18. Jahrhundert endgültig die Szene der zentraleuropäischen Universitäten betreten hatte. Aber schon seit dem 16. Jahrhundert hatten universitär (aus)gebildete Historiker an einer Fokussierung der Aufmerksamkeit auf Schlesien entscheidend mitgewirkt; wesentliche Motive und somit Mittel zur Generierung und Artikulation von Anspruch auf Bedeutung waren zum einen die Konstruktion von Bezügen zur Antike und zum anderen die Aufzeigung von Ressourcen im Land – vor allem mit letzterem schrieben diese *Silesiografen* dem Land eine Stellung als innere Peripherie zu.

Darüber hinaus sind politische Image-Konstruktion und Vision innerer Peripherien mit Schlesiens Zugehörigkeit zur böhmischen Ländergruppe während des späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit im Kern angesprochen und argumentiert: Die böhmischen Länder waren ab 1526 ein Teil der Habsburgermonarchie, Schlesien war ein – noch dazu räumlich peripher gelegener – Teil der böhmischen Ländergruppe. Georg Thebesius stellte mit seiner Geschichte der Stadt Liegnitz, die in dieser multipel-komplexen Verflechtung von peripheren Lagen keinen Metropolcharakter hatte, die Konzentration von Entscheidungen und Kompetenzen auf Hauptstädte in Frage und entsprach damit modernen historiographischen Interessen an Peripherien.¹⁰⁴ Lokale Bindungen potenzieller Leser an innerperiphere

102 CONRADS, *Neuzeit*, wie Anm. 23, 340f.

103 Vgl. dazu Martin HOLÝ, *Silesia fere academica. Vergebliche Bemühungen um die Gründung einer Universität in Schlesien im 16. und 17. Jahrhundert und ihre Folgen*. In: *Acta Universitatis Carolinae Historia Universitatis Carolinae Pragensis* 49 (2009), 1, 246–249, insbesondere Anm. 21.

104 Vgl. NOLTE, *Peripherien*, wie Anm. 33, 9.

Subzentren wie Glogau oder eben Liegnitz und das Interesse daran wurden aus historiographischen Repertoires bedient. Polyperiphere Zersplitterung blieb dabei offensichtlich erhaltenswert: Denkbar signifikant ist da die pointierte Forderung eines Thebesius für jedes Fürstentum. An der Geschichte der Edition der Liegnitzer Jahrbücher konnten darüber hinaus Fragen der Praxeologie von Historiographie um 1700 deutlich gemacht werden.

Die Region brachte gute und exzellente, auch überregional profilierte Studierende hervor, von denen hier vor allem der Liegnitzer Historiker Georg Thebesius untersucht wurde. Wegen des Fehlens einer durchgehend wirkenden Universität oder gleichwertigen Institution höherer Bildung bis ins frühe 18. Jahrhundert profitierten aber andere Regionen des überregionalen Bildungsraumes – wenn man so will die Zentren der Gelehrtenrepublik – von ihnen ganz erheblich. Diesen Umstand machen die Transfers in allen medialen Sphären und vor allem das Beispiel des Martin Opitz deutlich; die hier näher untersuchten Historiker (vor allem Thebesius, aber auch Cureus) hingegen kehrten in der Regel nach ihren Studien im Ausland nach Schlesien zurück. Sie blieben somit nicht nur der Region, sondern sogar ihrer lokalen Provenienz ergeben und prägten in diesem Kontext das Stereotyp einer deutschen, protestantisch konnotierten Zivilisierungsmission ganz entscheidend mit, die hier vor allem im Narrativ der Stadtbefestigung deutlich wurde. Schlesische Studierende – so auch Georg Thebesius – kamen somit im Sinne der grundlegenden Definition innerer Peripherien anderen Regionen zugute,¹⁰⁵ wobei ihre auswärts erworbenen Kenntnisse stets direkt oder indirekt in die Region zurückflossen.

105 EBD., 24.

Friendship between Early Modern “Heroes”

New Approaches to Prince Eugene and Marlborough

Introduction: Research Perspectives and Primary Sources

In 1704, at the time of one of the major turning points in the War of the Spanish Succession, Prince Eugene of Savoy, the chief commander of the Habsburg army, wrote to John, Duke of Marlborough, his counterpart in the allied Anglo-Dutch army:¹ “[...] ma plus grande ioye est que V.E. en soit sorti heureusement et sans aucune blessure ne pourant assez luy exprimer avec quelle amitié je prens part a tout cequi la regarde [...]”² This recurring expression of friendship in the Prince’s and Duke’s mutual letters is only one of many facets of their extensive and largely little-known original correspondence that have not yet become a focus of scholarly research.³ The historical narratives related to Prince Eugene and to Marlborough, subjects of mainly military history and biography since the early eighteenth century,⁴ are still quite far from being exhausted in their research potential.

With the generals’ correspondence as the core source basis, this paper aims at deconstructing older and little-reflected images of the “friends”, “brothers in

1 I would like to express my gratitude to Wolfgang Schmale for his insightful commentary and to William D. Godsey for his valuable suggestions.

2 Prince Eugene to Marlborough, no date [estimated 1704], British Library (=BL), Add MS 61221, f. 9v-10r.

3 For an introductory work about the interaction between Prince Eugene and Marlborough cf. Gustav OTRUBA, *Prinz Eugen und Marlborough. Weltgeschichte im Spiegel eines Briefwechsels*. Wien 1961. The relationship between Prince Eugene and Marlborough is also marginally discussed in: Franz MATHIS, *Marlborough und Wratislaw vor der Schlacht von Höchstädt. Neue Aspekte zum Feldzug 1704*. Diss. Innsbruck 1972; Franz MATHIS, *Marlborough und Wratislaw. Eine politische Freundschaft als Grundlage des Sieges von Höchstädt (1704)*. In: *Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung*, 83 (1975), 114–143.

4 A selection of relevant works, some of which are discussed in more detail in this paper: Jean DUMONT, *Histoire Militaire du Prince Eugene de Savoye, du Prince et Duc de Marlborough, et du Prince de Nassau-Frise. Où l’on trouve un detail des principales Actions de la dernière Guerre, & des Batailles & Sièges commandez par ces trois Généraux. Enrichie des Plans nécessaires*. 3 vols. Den Haag 1729–1747; Pierre MASSUET, *Histoire de la Dernière Guerre et des Negociations pour la Paix. Enrichie des Cartes nécessaires. Pour servir de suite à l’Histoire de la Guerre Presente avec la Vie du Prince Eugene de Savoye*. 5 vols. Amsterdam 1736; John BANKS, *The History of John Duke of Marlborough*. London 1742; James HODGES, *History of John Duke of Marlborough, Prince of Mindelheim [...]*. London 1742; Éléazar MAUVILLON, *Histoire Du Prince Eugene De Savoye, General En Chef Des Armées De*

arms”,⁵ “twin marshals”⁶ and the heroic and somewhat nationalistic narratives of the “military heroes”, legacies of mainly late nineteenth and early twentieth centuries which are present in the general and scholarly perception of Prince Eugene and Marlborough even today. By doing so, it offers a broader scope in which to analyse these historic actors according to the modern perspectives and methods outlined below. It is the duality of Prince Eugene’s and Marlborough’s contemporary perception and portrayal which is the starting point of this examination. Here, I will focus on two main research questions: first, under what premises can the relationship between Prince Eugene and Marlborough be perceived and categorized as an early modern ‘friendship’? Second, how can Prince Eugene and Marlborough be embedded in the early eighteenth century understanding of masculinity?

The main source in our examination, the correspondence between Prince Eugene and Marlborough,⁷ on which the research questions are largely focused, consists of two parts: the edited letters of the Duke to Prince Eugene⁸ and the original letters from the Prince to the Duke held at the British Library,⁹ whose existence has been questioned since the 1960s, especially in the Austrian scholarly community, without any evident attempt of verification.¹⁰ These letters form a substantial basis for an analysis of the generals’ relationship from the viewpoint of an early modern friendship. Further, by examination of additional sources such as selected historical printed media and medals, this paper analyses Prince Eugene and Marlborough in the light of early modern masculinity and illuminates the contemporary ‘hero’ perceptions connected to them.

L’Empereur Charles VI. Den Haag 1743; William COXE, *Memoirs of John Duke of Marlborough. With His Original Correspondence*. London 1817–1819; Archibald ALISON, *The Military Life of John, Duke of Marlborough*. New York 1848; Friedrich HELLER, *Militärische Correspondenz des Prinzen Eugen von Savoyen*. Aus österreichischen Originalquellen. 2 vols. Vienna 1848; Alfred ARNETH, *Prinz Eugen von Savoyen*. 3 vols. Vienna 1864; Abtheilung für Kriegsgeschichte des k.k. Krieg-Archives, *Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen*. 21 vols. 1876–1892; Winston CHURCHILL, *Marlborough. His Life and Times*. 2 vols. London 1947.

5 CHURCHILL, *Marlborough*, see footnote 4, vol. 1, 16–17.

6 George McMUNN, *Prince Eugene. Twin Marshal with Marlborough*. London 1933.

7 In the following text, short versions of the names of the historical actors, Prince Eugene and Marlborough, are mostly applied.

8 George MURRAY, *The Letters and Dispatches of John Churchill, First Duke of Marlborough*. From 1702 to 1712. 5 vols. London 1845.

9 BL: Add MS 61221, Add MS 61222, Add MS 61223.

10 „Wir dürfen m. E. aber kaum hoffen, daß sich die fehlenden Eugen-Briefe in englischen Archiven noch vorfinden, da Churchill, ein genauer Kenner der Archivlage, nur drei neue entdeckte.“ OTRUBA, *Prinz Eugen*, see footnote 3, 32–33.

Introduction to the Interpretational Variety of the Generals' Relationship

Due to Prince Eugene's and Marlborough's high military and political positions, there is a primarily functional feature of their relationship and communication. Apart from exercising the high command of the Anglo-Dutch troops, Marlborough was appointed by Queen Anne as the Ambassador General at The Hague. In this quality, he acted as the (primary) contact person between the English Court and Government, the allied Dutch Government, and the Austrian Court between 1702 and 1711. Similarly, Prince Eugene became a major international Habsburg agent as well, especially from 1703 onwards when he was appointed president of the Aulic War Council (*Hofkriegsrat*). It is assumed that the two officials were introduced to each other approximately in late 1701 or early 1702 probably through the intermediation of Count Johann Wenzel Wratislaw of Mitrovica, the extraordinary envoy of the Imperial Court to the Court of St. James's.¹¹ The existence of a relationship between the chief commander of the Anglo-Dutch army and the president of the Aulic War Council regarded simply as an inevitable political outcome is only one variation in a possible rich array of interpretations and facets of their relationship.

With regard to court society and nobility, Wolfgang Reinhard defines an early modern relationship principally as a relationship evolved through interconnections (*Verflechtungen*).¹² Based on the work of Adrian C. Mayer¹³, he perceives basically two spheres or entities of personal relationships, starting from which an analysis can be conducted: first, a larger interdependent network, and second, a set, meaning a smaller relationship unit within this network.¹⁴ In the case at hand, these two entities are represented by the English and Habsburg court societies at large and by the relationship between Prince Eugene and Marlborough in particular. Further, Reinhard investigates the roots and the processes that lead to the establishment of a relationship. On this basis, he differentiates four elementary types of an early modern relationship: kinship (*Verwandschaft*), compatriots (*Landsmannschaft*), patronage (*Patronage*) and friendship (*Freundschaft*). The first two types being obviously inapplicable in this case, it is patronage and friendship that Reinhard's theoretical model leaves as acceptable categories for the examination of the relationship between Prince Eugene and Marlborough. Leaving out 'patronage', as the relationship between the two generals does not inherently imply a mutual social

11 Cf. MATHIS, Marlborough und Wratislaw (1972), see footnote 3.

12 Wolfgang REINHARD, Freunde und Kreaturen. „Verflechtung“ als Konzept zur Erforschung historischer Führungsgruppen. Römische Oligarchie um 1600. München 1979.

13 Adrian C. MAYER, The Significance of Quasi-Groups in the Study of Complex Societies. In: Samuel LEINHARDT (ed.), Social Networks. A Developing Paradigm. New York 1977, 293–318. Cited after: REINHARD, Freunde, see footnote 12, 24.

14 REINHARD, Freunde, see footnote 12, 19–41.

dependency,¹⁵ the following analysis focuses on the category ‘friendship’ and examines several scientific theoretical models and their applicability on the case of Prince Eugene and Marlborough.

Prince Eugene’s and Marlborough’s Relationship as an Early Modern ‘Friendship’

“[...] je vous supplie donc milord duc de me conserver quelque part dans vostre amitié et destre bien sur que la mienne ne peut estre plus sincer et plus véritable [...]”¹⁶—there are many expressions of ‘amitié’ in the letters of Prince Eugene and Marlborough, as demonstrated in this excerpt. The notion of ‘amitié’ does not, however, represent a unitary concept of ideas in early modern European society. In order to penetrate the contemporary imageries of friendship, it is essential to take the semantics of the language and expressions of the given sources into account. To put it in the words of Christian Kühner, it is necessary to conduct the analysis with regard to the ‘emic’ character of the term ‘amitié’: “[...] it is useful to analyze friendship as an ‘emic’ category, meaning a category that is a part of the contemporaries’ own cultural universe, in contrast to an ‘etic’ category, a category that is part of an analytic apparatus and does not figure in the sources.”¹⁷ With regard to early modern Europe, most scholars who deal with the early modern connotation of ‘friendship’ usually focus on Montaigne’s concept of the term.¹⁸ The friendship between Michel de Montaigne and Étienne de la Boétie, regarded as a

15 In the following analysis, however, I discuss several theoretical conceptualisations which argue that patronage and friendship could often mingle in the early modern society, e. g. when a relationship based on patronage could morph eventually to friendship.

16 Prince Eugene to Marlborough, 22 May 1702, Gavardo. BL, Add MS 61221, f. 1r-2v.

17 Christian KÜHNER, “Quand je retournai, je trouvai toutes les cabales de la cour changées”. Friendship under the Conditions of Seventeenth-Century Court Society. In: Bernadette DESCHARMES / Eric Anton HEUSER / Caroline KRÜGER et al. (eds.), *Varieties of Friendship. Interdisciplinary Perspectives on Social Relationships*. Göttingen 2011, 61. Also cf. Christian KÜHNER, *Politische Freundschaft bei Hofe. Repräsentation und Praxis einer sozialen Beziehung im französischen Adel des 17. Jahrhunderts*. Göttingen 2013.

18 Among the most recent works, cf.: Anne-Marie COCULA, *La Boétie et Montaigne. Une histoire d’une rencontre*. In: Brigitte MAILLARD (ed.), *Foi, Fidélité, Amitié en Europe à la période moderne. Mélanges offerts à Robert Sauzet*. Tours 1995, online edition: <https://books.openedition.org/puf/fr/19518#tocfrom1n1> (22/03/2023); Marc D. SCHACHTER, “That Friendship Which Possesses the Soul”. *Montaigne Loves La Boétie*. In: *Journal of Homosexuality*, 41, 3–4 (2002), 5–21; David E. POZEN, *Friendship Without the Friend. The Many Meanings of La Boétie for Montaigne*. In: *Comitatus. A Journal of Medieval and Renaissance Studies*, 34 (2003), 135–149; Tanja ZEEB, *Die Dynamik der Freundschaft. Eine philosophische Untersuchung der Konzeptionen Montaignes, La Rochefoucaulds, Chamforts und Foucaults*. Göttingen 2011; Michel MAGNIEN, *La Boétie and Montaigne*. In: Philippe

union of two individuals based on shared values, ideas and interest, is one of the earliest philosophical approaches of friendship of this kind in early modern Europe. Montaigne’s understanding of his relationship with La Boétie conveys an image of a unique extraordinary alliance, as seen for example in his commentary on the transcendental foundation of his friendship with La Boétie: “Nous nous cherchions avant que de nous estre veus, et par des rapports que nous oyions l’un de l’autre, qui faisoient en nostre affection plus d’effort que ne porte la raison des rapports, je croy par quelque ordonnance du ciel.”¹⁹ This approach, however, appears to be not quite fitting for the analysis at hand, as most scholars postulate that Montaigne’s understanding of friendship as a singular concord of the soul between two persons (men)²⁰ should be perceived as a rather unique thought in the early modern conceptualisation of friendship.²¹

Notwithstanding this argument, it is still possible to define early modern relationships based on a connection of shared ideas, but it is important not to ignore the factor of their social utility. In this sense, Sharon Kettering differentiates the categories of personal and social friendships: “*Personal friendships* and fidelity clientage were rarer, more emotionally intense and longer lasting than *social friendships* and ordinary clientage in which utility was more important.”²² The flexible boundary between friendship and patronage is a factor that many scholars consider a determining factor for an early modern relationship analysis²³—thus, the said approach puts greater emphasis on the circumstances under which the relationship came into being, as well as their development. Unfortunately, there is not a clear way to determine and to analyse the initiation phase of the relationship between Prince Eugene and Marlborough, as there is not much correspondence between

DESAN (ed.), *The Oxford Handbook of Montaigne* (2016), online edition: <https://doi.org/10.1093/oxfordhb/9780190215330.001.0001> (22/03/2023); Cf. Arlette JOUAINA, *Montaigne*. Paris 2017.

19 Michel de MONTAIGNE, *Essais*, Book I, Chapter 28. Cited after: COCULA, *La Boétie*, see footnote 19, para. 1.

20 As apparent in this paper, numerous early modern friendship conceptions and subsequently scholarly works are focused on primarily male relationships. A more precise differentiation of male and female friendships in early modern Europe, which is in need of further research, could not be taken into consideration in this paper.

21 As concisely formulated by Maurice Daumas: “Quant au modèle d’amitié que constitue la belle construction édifée par Montaigne, il n’émerge pas avant les années 1760.” Maurice DAUMAS, “Aimez toujours bien le maître...”. *Amitié et politique en France à l’époque moderne*. In: *Parlement[s], Revue d’histoire politique*, 3 (2016), 11, 99.

22 Sharon KETTERING, *Friendship and Clientage in Early Modern France*. In: *French History*, 6 (1992), 2, 150.

23 Cf. Maurice AYMARD, *Freundschaft und Geselligkeit*. In: Philippe ARTÈS / Roger CHARTIER (eds.), *Geschichte des privaten Lebens 3. Von der Renaissance zur Aufklärung*. Augsburg 2000, 451–495; Arlette JOUAINA, *Réflexion sur les relations internobiliaires en France aux XVI^e et XVII^e siècles*. In: *French Historical Studies*, 17 (1992), 4, 872–881; KETTERING, *Friendship*, see footnote 22, 139–158.

them preserved from this time, their earliest letters to each other dating not earlier than 1702.²⁴

Therefore, in order to analyse the ‘friendship’ between Prince Eugene and Marlborough, we will focus more on the analysis of the source terminology. In this respect, the early modern friendship concepts of Maurice Daumas appear more applicable for the case at hand. In his research, Daumas concentrates more on the social and cultural tendencies of the early modern (court) society in Europe in general than on the forms of initiation of the relationship, which in the case at hand seems to be rather functional. In his examination of the transition of noble friendship from the sixteenth century to the Age of Enlightenment, Daumas defines two basic friendship concepts: the ‘amitié-passion’ of the sixteenth and seventeenth centuries, based on the military virtues strongly disseminated in contemporary society, and the ‘amitié privée’ detected for the period from the second half of the eighteenth century.²⁵ For the first, Daumas defines not only the immediate military camaraderie as a strong foundation of friendship between two men, but also performative acts such as duelling, where their passionate loyalty to each other could be demonstrated. In this way, he separates the ‘amitié-passion’ from the later, more ‘civilized’ friendship of enlightened society: “Pour le capitaine de guerre, la cour n’est pas le lieu où l’on acquiert de l’honneur. [...] Le modèle viril de l’amitié-passion est remplacé au cours du XVIII^e siècle par une conception de l’amitié ‘véritable’ plus privée, plus intime, qui s’est infléchie en direction des valeurs féminines.”²⁶ In the following, Daumas’ theoretical approach will serve as the basis of the analysis of Prince Eugene’s and Marlborough’s mutual letters examining its feasibility for this case.

The vocabulary of friendship between Prince Eugene and Marlborough is most palpable in those text sections of their correspondence where information of an intimate nature is exchanged. In the beginning of their correspondence, the two generals establish a foundation of confidence in order to communicate on a close, ‘friendly’ basis: “Je la [=Marlborough, D.V.] prie à l’avenir de me faire écrire sans aucune cérémonie j’en feré autant comme une espece de relation.”²⁷ This established proximity and trust that are further discernible in two particular episodes in the correspondence.

In the first, Prince Eugene expresses to Marlborough his frustration about the state of affairs on the Italian front and the military structures of the Viennese court. In the first half of 1701, from the backdrop of the ailing state of the president of Aulic

24 The current research literature assumes that it was through count Wratislaw’s mediation that Prince Eugene’s and Marlborough’s relationship came to being, see footnote 11.

25 DAUMAS, *Amitié*, see footnote 21, 99–112.

26 *IBID.*, 107–108.

27 Prince Eugene to Marlborough, 22 May 1702, Gavardo. BL, Add MS 61221, f. 4v.

War Council, Count Ernst Rüdiger von Starhemberg, Prince Eugene aspired to his soon-to-be-vacant post. But it was Count Heinz Friedrich von Mansfeld whom the emperor chose as Starhemberg’s successor, despite a general assumption that Prince Eugene would get the office.²⁸ The lack of support for Prince Eugene among the Viennese court nobility²⁹ limited his sphere of action. Moreover, his continuing command on the Italian front alienated him even more from the events in Vienna. Less than a year after the events, Prince Eugene wrote a letter to Marlborough openly lamenting about his unfavourable position and about what he saw as the obvious deterioration of circumstances in the conduct of the war caused by the current Aulic War Council presidency: “[...] cequ’elle peut estre bien sure est que tant que je garderé la charge ou je suis, c’est une marque qu’on veut veritablement remettre les choses en un autre estat, sans cela rien ne me peut obliger a travailler, comme je fais encore plus l’hyver que l’esté sans fruit [...]”³⁰

In the second episode at focus here, a similar openness in the expression of disappointment about the course of state affairs is visible on Marlborough’s part. His statement from 1705, when the communication among the allies appeared to be quite difficult: “[...] je suis sûre, ne m’aurait pas blâmé si j’avais pris la résolution de ne jamais plus servir, comme je ne ferai pas aussi, je vous assure, après cette campagne, à moins que de pouvoir prendre des mesures avec l’Empereur sur lesquelles je pourrais entièrement me fier [...]”³¹

Not only negative emotions, but also expressions of joy appear in the correspondence between the two generals as a mark of confidence between them as friends. Especially the expectation existed that news of victorious battles would be exchanged directly. If not, it would have been interpreted as an insult: “Je ne scais si je dois commencer ma lettre par me reiouir avec V.A. de cette signalée victoire ou me plaindre de son silence, jay appris cette grande nouvelle par la voye publique [...]”³² Another facet of the intimacy or confidence between Prince Eugene and Marlborough as friends is the personal way in which sensitive family matters, but also state affairs are communicated. One example concerns Marlborough’s condolences to Prince Eugene on the loss of his mother: “[...] Je la supplie en même temps d’agrèer mes compliments de condoléance sur la perte qu’Elle vient de

28 Max BRAUBACH, *Prinz Eugen von Savoyen. Aufstieg*, Vol. 1. Vienna 1963, 312–315.

29 Braubach mentions that Prince Eugene did ask Count Harrach for support, but it turned out to be insufficient; BRAUBACH, *Prinz Eugen*, see footnote 28, 312–315.

30 Prince Eugene to Marlborough, 22 May 1702, Gavardo. BL, Add MS 61221, f. 3v-4r.

31 Marlborough to Prince Eugene, 21 June 1705, Au Camp de Bibrich. MURRAY, *Letters*, see footnote 8, vol. 2, 125–126.

32 Prince Eugene to Marlborough, 11 June 1706, St. Martin. BL, Add MS 61221, f. 119r.

faire de Madame de Soissons [...]”³³ Similarly, another example is Prince Eugene’s revelation to Marlborough of some details from the night Emperor Joseph I died: “[...] le même jour vers le soir son mal augmenta, et il mourût le lendemain 17^e entre dix et onze heures du matin. V.A. sçait quel coup c’est pour les affaires de l’Europe mais il est encore bien plus grand [...] pour moy, qui ay toujours eu un attachement particuliere pour sa personne.”³⁴

Apart from the informal style and the sharing of confidential matters, Prince Eugene’s and Marlborough’s communications are interwoven with recurring demonstrations of honour, which in Sharon Kettering’s view are factors that confirm and corroborate the friendship between two noblemen:³⁵ “[...] qu’il y at longtemp que je souhaitois d’estre connu d’un homme qui remplit si dignement le commandement d’une armée qui n’estoit accoutumée d’obeir que un des plus grands rois de la terre [...]”³⁶ With regard to military developments and the style in which they are communicated in the letters, it is evident how mutual expectations exist on the premises of the friendship as such (*Freundschaftsdienst*³⁷). This could be expressed in simple recommendation letters,³⁸ but also in subtle ‘friendly’ suggestions, as for instance when Marlborough strongly advised Prince Eugene not to take the command of the allied forces on the Rhine in 1707:

[...] la même franchise, amitié, et respect que j’ai toujours eu pour V.A., et qui ne permettent pas que je dissimule en aucune manière mes sentiments sur ce sujet. Ainsi je lui dirai sans déguisement que selon moi, par le commandement de l’armée d’Italie [...] V.A. peut s’acquérir une gloire immortelle, et s’attirer la bénédiction de tous les siècles à venir, au lieu que si Elle vient commander l’armée sur le Rhin [...] Elle trouvera une armée en très-mauvais état [...].³⁹

At the same time, he esteemed the opinion of his counterpart, urging Prince Eugene to let him openly know his own views on the invitation for him to command the Habsburg troops in the Empire—an invitation the Allies chose Marlborough to

33 Marlborough to Prince Eugene, 16 October 1708, Au Camp de Rousselaer. MURRAY, Letters, see footnote 8, vol. 4, 264–265.

34 Prince Eugene to Marlborough, 23 April 1711, a Mayence. BL, Add MS 61223, f. 38r.

35 KETTERING, Friendship, see footnote 22, 143.

36 Prince Eugene to Marlborough, 2 October 1702, du camp prest de Luzzara. BL, Add MS 61221, f. 5v.

37 KÜHNER, Freundschaft, see footnote 17, 40.

38 The correspondence between Prince Eugene and Marlborough contains numerous recommendation letters which represent a separate issue. Due to our focus lying elsewhere here, they are not included in this paper.

39 Marlborough to Prince Eugene, 14 January 1707, A St. James. MURRAY, Letters, see footnote 8, vol. 3, 286–287.

transmit: “J’ai été sollicité, tant à la Haye que depuis mon retour, d’employer mes offices pour que V.A. vienne commander dans l’Empire; mais ne sachant pas ses sentiments, je n’ai rien voulu faire jusqu’à présent, ainsi je la supplie de s’expliquer avec moi là-dessus à cœur ouvert”⁴⁰

Gradual Development of the Friendship and Its Quality from a Macro-Perspective

An early modern friendship, however intense or long lasting, was usually a product of a gradual development of affection and confidentiality. In this respect, some similar traits between the relationship of Prince Eugene and Marlborough and the one between the seventeenth century painter Nicolas Poussin and art collector Paul Fréart de Chantelou, as discussed by Michelle Ménard,⁴¹ can be detected. Ménard argues that between the two men, there was a process of friendship making, during which three main pillars of their relationship were established: the mutual love for paintings, total confidence, and courteous affection. These qualities developed over time, as she points out: “L’amitié entre Poussin et Chantelou s’écrit dans le temps. Ce n’est pas une reconnaissance immédiate, une amitié à la Montaigne.”⁴² Further, she discusses one of the major expressions of the mutual friendship of Poussin and Chantelou, Poussin’s self-portrait for his friend. Ménard argues that this portrait represented an abstract depiction of their friendship as such: “C’est un portrait qui transmet à l’ami, amateur de peinture, ce que l’ami attend du portrait: une image de l’amitié.”⁴³ Without borrowing too much from an analysis of a friendship founded on different premises, the notion of a development of a relationship where various performative acts constitute its several stages sheds light on the case at hand as well. In 1706, two years after a major successful joint campaign of Prince Eugene and Marlborough in Bavaria ‘crowned’ with the Battle of Blenheim (1704), Marlborough asks Prince Eugene for his portrait and even sends out one of his own draughtsmen to him for this purpose: “[...] vous marquer qu’il n’y a rien au monde qui me pût faire plus grand plaisir que d’avoir le portrait d’une personne pour laquelle j’ai tant d’estime, pourvu que V.A. lui pût donner une demi-heure pour en former quelque petit dessein.”⁴⁴ An expression of courteous affection, to put it

40 Marlborough to Prince Eugene, 14 January 1707, A St. James. MURRAY, Letters, see footnote 8, vol. 3, 287.

41 Michelle MÉNARD, L’amitié de Nicolas Poussin et de Paul Fréart de Chantelou. In: Brigitte MAILLARD (ed.), *Foi, Fidélité, Amitié en Europe à la période moderne. Mélanges offerts à Robert Sauzet*. Tours 1995, online edition: <https://books.openedition.org/puf/19518#tocfrom1n1> (03/22/2023).

42 MÉNARD, Amitié, see footnote 41, para. 4.

43 *IBID.*, para. 9.

44 Marlborough to Prince Eugene, à la Haye, 1 May 1706. MURRAY, Letters, see footnote 8, vol. 2, 483.

in Ménard's words, which seems to be fully developed in the generals' relationship by the time of Marlborough's campaign in Flanders and the upcoming Battle of Ramillies.

From another vantage point, an early modern friendship can also be perceived as a precursor for a larger type of relationship between political entities. Andrea Iseli treats 'friendship' in this context not as a relationship between two individuals, but she examines its function as a constant in the perspective of the early modern international law conceptions. She points out that whereas 'friendship' was perceived as the very foundation of treaties in the works of Jean Bodin and Johannes Althusius, a younger generation of political thinkers like Samuel Pufendorf and Jean Jacques Rousseau eliminated this quality of friendship and saw it replaced by the treaties as such.⁴⁵ The enlightened theoreticians did not recognize Bodin's "*flamme sacrée*", meaning an emotional quality of friendship,⁴⁶ as a basis for international relationships and treaties any more. Their argument that due to people's relocation, the primary parental bounds among them were broken, removed the idea of mutual affection from political thinking and saw treaties as the only means of maintaining a (peaceful) community.⁴⁷

Though directed rather towards macro-perspectives, Iseli's notion seems to bring some valuable aspects to this examination focused on a micro-perspective of a relationship between two men. In this respect, it is insightful to examine closer a specific phase of Prince Eugene's and Marlborough's relationship, that is, after Marlborough's dismissal from his offices in 1711. As the ducal couple of Marlborough fell out of the royal favour and the Duke was eventually dismissed from his offices upon the accusation of self-enrichment from the army funds,⁴⁸ he and his wife left England and lived in German and Dutch exile in the time between 1712 and 1714.⁴⁹ During this period, the correspondence which Marlborough maintained with Prince Eugene was an important communication channel between him and the emperor as well. Moreover, Prince Eugene informed Marlborough regularly about the events from within the decision-making groups and assured him of a

45 Andrea ISELI, Freundschaft als konstitutives Element in der Theorie des frühneuzeitlichen Staates. Eine Spurensuche. In: Klaus OSCEMA (ed.), Freundschaft oder „amitié“? Ein politisch-soziales Konzept der Vormoderne im zwischensprachlichen Vergleich (15.–17. Jahrhundert). Berlin 2007, 150–154.

46 Iseli postulates that Bodin saw the origins of friendship in society's primordial life in community, from which it emerged as a "sacred flame" holding the society together: "[...] ainsi la société et communauté entretenoient l'amitié, comme la flamme sacrée, qui monstra sa première ardeur entre le mari & la femme." Jean BODIN, Les Six livres de la République. Vol. 3, 523, Paris 1583 (edition Aalen 1961). Cited after: ISELI, Freundschaft, see footnote 45, 139–140.

47 ISELI, Freundschaft, see footnote 45, 153.

48 Edward GREGG, Marlborough in Exile, 1712–1714. In: The Historical Journal, 15, 4 (1972), 594.

49 Cf. GREGG, Marlborough, see footnote 48, 593–618.

continuing favour he enjoyed from the emperor. All of this happened, as intelligible in the correspondence, on the terms of an unconditional and reciprocal affection between friends: "[...] vous pouvez estre sur que je n'oublieré rien de tout cequi pourrat estre de vostre service l'amitié qui at toujours esté entre nous vous en peut assurer que V.A. me conserve la sienne [...]";⁵⁰ or: "[...] on ne peut estre plus sensible que je le suis aux assurances de vostre amitié, la mienne serat inviolable, c'est dequoi je prie tres instamment V.A. de ne pas douter je n'ay pas manqué d'informer S.M. du contenu de vostre lettre, il m'at ordonné de vous dire quil noubliat jamais tout ceque vous avéz fais pour son service [...]";⁵¹ The emotional foundation of the friendship and its capability to sustain treatises and international relationships continued to exist between Prince Eugene and Marlborough even when one of them had to abandon his powerful position in the political and courtly society of the country.

Friendship and War

Most of the existing scholarly approaches to early modern male friendship deal usually with men in the same socio-political environment, such as noblemen, courtiers, diplomats or literary and artistic figures, only to name a few of many examples treated from this perspective. Though the military aspects of early modern male environment have been thoroughly taken into account in numerous examinations of early modern manhood in Europe, as will be further discussed in the next part of this paper, they have not been considered in the same intensity as a major factor for the analysis of early modern male friendship. The correspondence between Prince Eugene and Marlborough, being no correspondence of 'ordinary' courtiers, political thinkers or traders, but foremost one of military generals, bares aspects of a specific interconnectivity of military decision-making and friendship that has not yet been examined in detail.

An example of these interwoven traits of military and friendship is one of Marlborough's letters to Prince Eugene from June 1711 when he was stationed in northern France: "Cependant vous pouvez compter que je ne négligerai rien ici pour agir par diversion, tant pour l'amour de V.A. que pour l'intérêt du public, sans ajouter le mien propre".⁵² A military decision which appears to be at the same time a friendly service securing a strategically advantageous position, which is also beneficial for the commander's own army (i. e. with which he himself is stationed). A similar case was when Marlborough organized a Danish cavalry troop to aid Prince Eugene's

50 Prince Eugene to Marlborough, 23 May 1714, Vienne. BL, Add MS 61223, f. 133v-134r.

51 Prince Eugene to Marlborough, 3 August 1714, Vienne. BL, Add MS 61223, f. 135r-135v.

52 Marlborough to Prince Eugene, 4 July 1711, Au Camp de Lens. MURRAY, Letters, see footnote 8, vol. 5, 401.

army before the Battle of Blenheim: “[...] je vous remercie dans mon particulier touchant les danois, le reconnoissant seulement de vostre amitié milord [...]”.⁵³ The language of affection, of willingness to aid and to serve the friend in the best way possible are distinctive features of the communication between the two generals, which often tower above their loyalty expressions towards their respective monarchs:

mais je n’oserais partir sans assurer votre Altesse que partout où je serai, elle pourra toujours faire fond d’avoir un ami qui l’honore et l’estime autant que se puisse être, et qui se fera toujours gloire de lui en pouvoir donner des marques réelles. Je pris aussi très-instamment votre Altesse de ne me point épargner où Elle me peut croire utile pour son service.⁵⁴

These values seem to have a lot in common with Daumas’ model of the older seventeenth century type friendship discussed above, ‘amitié-passion’, in which the expression of force is inherent to the basis of the relationship: “La fraternité d’armes reste en effet le premier modèle de lien amical, avec toutes les valeurs qu’elle implique (honneur, fidélité, courage, don de soi)”.⁵⁵ While in its core the theoretical approach is fairly applicable to the analysis of the friendship between Prince Eugene and Marlborough, Daumas focuses too much on rather ‘symbolic’ male expressions of force in the early modern court environment, such as duelling. Besides this socio-cultural form of expression of force, warfare as such should be taken into account as well as a major factor which determines the premises of an early modern male friendship.

In summary, Prince Eugene’s and Marlborough’s friendship does fit quite well into Daumas’ model of ‘amitié-passion’ on the basis of the military values connotated in their mutual communication. At the same time, there are more features peculiar to this relationship, such as a particular interconnectivity of the friendship’s yield for each participant (*Freundschaftsdienst*) and the factor of military decisions, which make up a new aspect of an early modern male friendship.

53 Prince Eugene to Marlborough, 26 June 1704, Rastat. BL, Add MS 61221, f. 7r-7v.

54 Marlborough to Prince Eugene, 31 Octobre 1702, Au camp de Liège. MURRAY, Letters, see footnote 8, vol. 1, 52.

55 DAUMAS, Amitié, see footnote 21, 101.

Early Modern Masculinity and ‘Hero’ Perceptions in Relation to Prince Eugene and Marlborough

Prince Eugene as the designated victor over the Turks during the so-called ‘*Heldenzeitalter*’⁵⁶ and Marlborough as the ultimate British military champion are attributes that are associated with the two generals in the Austrian and British historiography even today. Although there have been some newer studies in the field of military history discussing the military campaigns of the generals,⁵⁷ there is still a major research gap with respect to the critical and reflexive study of the masculine hero image of the two men in the different historiographic narratives. It is evident that the still-present heroic images of Prince Eugene and Marlborough stem from late nineteenth and early twentieth century historiography. In the case of Prince Eugene, the image was strongly influenced by the struggling nationalistic tendencies in the multi-ethnic Habsburg state, while that of Marlborough was affected by the British victorious narrative of the period after the First World War:

A_{ustria}. E_{rit}. I_n. O_{rbe}. U_{ltima}.

Vor der Kaisersburg ragt hoch empor das ehrene Standbild des Prinzen Eugen von Savoyen, des Mannes, der gross in Treue wie im Siege, österreichischen Herzen untrennbar ist von dem Stolze auf Oesterreichs Ruhm. Dieses Werk soll der Erinnerung dienen an den Helden von Zenta, von Höchstädt, von Turin und Belgrad, an die tapfern Armeen, die er geführt [...]’⁵⁸

The opening lines of what was to become the *opus magnum* of imperial-royal military historiography, the work entitled *Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen*—the

56 The German expression ‘*Heldenzeitalter*’ (“the age of heroes”), being a nationalistically biased term from the historiography of the nineteenth century, still lacks critical reflection in present research, cf. Michael HOCHEDLINGER, *Austria’s Wars of Emergence. War, State and Society in the Habsburg Monarchy 1683–1797*. New York 2013, 150.

57 Cf. David CHANDLER, *Marlborough as Military Commander*. London 1973; Ciro PAOLETTI, *Prince Eugene of Savoy, the Toulon Expedition of 1707, and the English Historians. A Dissenting View*. In: *The Journal of Military History*, 70 (2006), 4, 939–962; James FALKNER, *Blenheim 1704. Marlborough’s Greatest Victory*. Barnsley 2004; James FALKNER, *Ramillies 1706. Year of Miracles*. S. I. 2006; James FALKNER, *Marlborough’s War Machine 1702–1711*. Barnsley 2014; John B. HATTENDORF / Augustus VEENENDAAL / Rolof VAN HÖVELL TOT WESTERFLIER (eds.), *Marlborough. Soldier and Diplomat*. Rotterdam 2012; Matthias POHLIG, *Marlboroughs Geheimnis. Strukturen und Funktionen der Informationsgewinnung im Spanischen Erbfolgekrieg*. Köln 2016.

58 *Abtheilung für Kriegsgeschichte des k.k. Krieg-Archives, Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen* 1 (1. Serie). Vienna 1876, i.

campaigns of Prince Eugene in 21 volumes⁵⁹—demonstrate the nationalistic heroic propaganda in which Prince Eugene’s image as an ideal of the Austrian soldier-hero was to serve the glorification and self-styled magnitude of the Austrian Empire. Similarly, a few decades later, Britain’s later prime minister and one of Marlborough’s chief biographers, Winston Churchill, sought to integrate Marlborough, his paternal ancestor, as a heroic masculine personality into the narrative of his own time: “He [= Marlborough, D.V.] was like young men in the Great War who rose from nothing to the head of battalions and brigades, and then found life suddenly contract itself to its old limits after the Armistice.”⁶⁰ Such heroic narratives of the late nineteenth and the early twentieth century have little relation or continuity to the views and concepts contemporary to the two noblemen. The connotation of Prince Eugene and Marlborough in the early eighteenth century popular media, such as occasional poetry,⁶¹ is characterized by a complex variety of images and metaphors in the context of belligerent societies constructing a masculine hero in accordance with the values valid at that time. The following analysis of contemporary media and literature deals with the disseminated image of the two generals at hand characterised by a masculine heroic duality. Subsequently, imageries of masculinity expressed in the generals’ correspondence will be discussed as well.

‘Heroes’ in Contemporary Media

In the interpretation of Ronald G. Asch, the early modern elite society from the end of the French religious wars until about the middle of the eighteenth century oriented itself in its socio-political discourse towards the ideal of a hero.⁶² It represented one of the central aspects of the normative set of values, a position which according to Asch gradually relinquished with the Age of Enlightenment. But until then, heroism played an important role in the elite’s imagination of the ideal conduct of (male) life: “Der Held, ob nun im Einzelfall kontrovers oder allgemein anerkannt, gehörte unbestreitbar zum ‘imaginaire’ der Gesellschaft”.⁶³ Asch also pointed out to the aspect of abundant staged representation, especially with regard to the heroic culture developed and employed by Louis XIV in France. Not only

59 *Abtheilung für Kriegsgeschichte des k.k. Krieg-Archives, Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen*. 21 vols. Vienna 1876–1892.

60 CHURCHILL, Marlborough, see footnote 4, vol. 1, 79.

61 Cf. Thomas WEIßBRICH, *Höchstädt 1704. Eine Schlacht als Medienereignis. Kriegsberichterstattung und Gelegenheitsdichtung im Spanischen Erbfolgekrieg*. Paderborn 2015.

62 Ronald G. ASCH, *Herbst des Helden. Modelle des Heroischen und heroische Lebensentwürfe in England und Frankreich von den Religionskriegen bis zum Zeitalter der Aufklärung. Ein Essay*. Würzburg 2016, 17.

63 ASCH, *Herbst*, see footnote 62, 17.

monarchs, but also high nobility made use of rich means of self-aggrandizement or were portrayed in the contemporary media with similar pomp as the princes. Although, according to Asch, the heroic representation of the ruler, army commander, or warrior gradually risked to become an object of ridicule due to its excess, a heroic reputation was still understood as a privilege of the monarchs and the nobility in the sixteenth and seventeenth centuries. Fundamental to this was the assumption of a natural order of society in which the aristocracy, distinguished by generosity and magnanimity, was called upon to dominate the world by its drive and courage, but also by its capacity “[...] aus dem eigenen Leben eine Art ästhetisches Kunstwerk werden zu lassen”.⁶⁴ The following analyses and interpretations are to be perceived from the backdrop of this heroic-affine early modern discourse.

It is remarkable that one of the earliest contemporary biographical works about Prince Eugene or Marlborough was a double-biography of the two commanders, *The Lives of the Two Illustrious Generals*⁶⁵ by Arthur Maynwarding⁶⁶, setting the two life-stories into one narrative. The author used the following verse from Vergil’s *Aeneis* for the opening heroic introduction of Prince Eugene and Marlborough: “Si duo praeterea talis Idaeae tulisset Terra Viros, ultro Inachias venisset ad Urbes Dardanus, et versis lugeret Graecia Fatis”.⁶⁷ In this symbolic expression, the author seeks to put his ‘heroes’ on the same level, thus fabricating a double-image of a single established classical hero archetype (Aeneas). Later in the text, Maynwarding draws the picture of two paragons equal to ancient Roman generals: “The CAESARS and the SCIPIO’s have been received with the same Astonishment by us, as the Renowned MARLBOROUGH, and the Valiant Prince of Savoy will be to the Generations that are to succeed ours”.⁶⁸ These images brought into line with the virtues of a classical ancient hero of the Hercules-type correspond to one of the two most popular and established masculine ideals of the seventeenth and early eighteenth centuries in Europe, as postulated by Wolfgang Schmale,⁶⁹ the other

64 *IBID.*, 19. On the connection between the early modern notions of military and artistic hero, cf.: Christina POSSELT-KUHLE, *Kunstheld versus Kriegsheld? Heroisierung durch Kunst im Kontext von Krieg und Frieden in der Frühen Neuzeit*. Baden-Baden 2017.

65 Arthur MAYNWARDING, *The Lives of the Two Illustrious Generals*, John, duke of Marlborough, and Francis Eugene, the Prince of Savoy. London 1713.

66 Arthur Maynwarding was a member of the English (British) House of Commons and a journalist. In the period from about 1711–1712 he was appointed as a secretary to Marlborough’s wife, Duchess Sarah, with a commission to write a biography of the Duke. Cf. Frances HARRIS, *The Blenheim Papers and the Authorized Biography of John Churchill, 1st Duke of Marlborough*. In: *Archives*, 22, 96 (1997), 23.

67 MAYNWARDING, *Lives*, see footnote 65, i.

68 *IBID.*, 2.

69 Wolfgang SCHMALE, *Geschichte der Männlichkeit in Europa (1450–2000)*. Vienna 2003, 113.

being the ‘polygamous lover’ of the Louis XIV type.⁷⁰ Though focused primarily on reigning princes and their self-aggrandizement, this theoretical model appears to be a fitting method for analysing the masculine expressions of high-ranking noblemen like Prince Eugene and Marlborough as well. This is especially true if one takes into consideration the tendency of early modern nobles to imitate courtly and princely culture in nearly all aspects of lifestyle, as Norbert Elias argues.⁷¹ The image of a Hercules-like nature of the two heroes of Maynwarings’ biography seems to dominate the whole work, but the author does not always put their merits on an equal level like in the opening quote mentioned above. For example, in his narrative of the Battle of Blenheim, he creates an image of a most thankful emperor Joseph I, who erects a memorial column on the battlefield to commemorate the ‘English’ victor, Marlborough. Maynwarings gives an account of a detailed inscription on that column, which “[...] must live, and deduce the Valour of the English Nation.”⁷² After the description of the poem-like inscription with which the author serves the objective to aggrandize ‘John Duke of Marlborough, an Englishman’, he highlights that there was a separate addendum to this inscription:

Eugene triumphs in Hochstedt’s glorious Plains,
 Laurels on Schellenbergh Prince Lewis gains
 But both sound Marlborough’s Fame in louder Strains
 So shine the Twins with their alternate Light,
 While our North - Star fix’d Orbs for ever bright.⁷³

Suddenly, Prince Eugene and Marlborough are not depicted as equal paragons. While Eugene’s and Prince Louis⁷⁴ merits are perceived as about equally important, it is only Marlborough who outshines them both in his valour. Apart from the point that Maynwarings’ language served to appease not only his patron but also the strong emerging political propaganda in Britain,⁷⁵ it is remarkable that within the same work aspects of a heroic duality of Prince Eugene and Marlborough mingle with a singularity of only one outstanding ‘hero’.

70 SCHMALE, Männlichkeit, see footnote 69, 113.

71 Norbert ELIAS, *Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie*. Frankfurt am Main 132016, 83–84.

72 MAYNWARING, *Lives*, see footnote 65, 77.

73 *IBID.*, 81–82.

74 Louis William, Margrave of Baden.

75 Cf. Andrew C. THOMPSON, *War, Religion, and Public Debate in Britain during the War of the Spanish Succession*. In: Matthias POHLIG / Michael SCHAICH (eds.), *The War of the Spanish Succession. New Perspectives*. Oxford 2018, 189–204.

The pattern of a heroic image-building, starting from the joint military successes of two ‘heroes’ Prince Eugene and Marlborough and building the narrative up to only Marlborough’s singular victory emerged in the British contemporary literature and media especially after the Battle of Blenheim. Marlborough’s merit as a ‘rescuer of the German nation’ was an intensely disseminated image in contemporary German media as well, but, even so, he was seldom put on a singular ‘heroic’ pedestal. While positively highlighting his individuality as a foreigner (not always primarily as an Englishman!),⁷⁶ Marlborough’s disseminated image in German media usually reflected a heroic duality shared with Prince Eugene:

Dieses herrliche und heilsame Negotium redemptionis nostrae zu vollziehen und auszurichten / hat der grosse Gott die beeden sonst un= und nur gegen sich einandervergleichliche Helden / Prinz Eugenium von Savoyen/ und Herzogen von Marleborough zu seinem Werck= und Rüst=Zeug ausersehen / [...].⁷⁷

Another important carrier of heroic imagery of Prince Eugene and Marlborough during the War of the Spanish Succession were numerous medals struck in the Holy Roman Empire and in England, largely between 1703 and 1709.⁷⁸ Within the variety of motives related to Prince Eugene, Marlborough, and their allies who were depicted and styled on the medals, it is possible to distinguish a particular recurring motive of fraternal unity and victory based on the ancient mythological heroic brothers of Castor and Pollux. One example from 1704 attributed to Martin Schmelting (Fig. 1) depicts the busts of Prince Eugene and Marlborough facing each other with the following inscription on the obverse: “HIC POLLUX. HIC CASTOR ADEST. QUOS GLORIA FRATRES HOOGSTETTEQUE FACIT. NUNC QUOQUE, GALLE, TUMES?”

This medal refers to the Battle of Blenheim (Höchstädt) of 1704, in which the united forces of the Habsburg and Anglo-Dutch army under the command of

76 „[...] daß man sich vielmehr eine einhellige Freude gemacht/ diese edle Pflanze aus frembden und weit über die See entlegenen Landen auf Teutschen Grund und Boden zu versetzen [...]“; see Tobias PFANNER, *Ewiges Monument der Engelländischen Tapferkeit und der teutschen Danckbarkeit in Erhöhung des großen Engelländischen Helden Herzogs von Marlborough in den Reichs-Fürsten-Stand [...]*. Gotha 1707, V.

77 PFANNER, *Monument*, see footnote 76, 2.

78 About the importance and dissemination of medals during the War of the Spanish Succession from the viewpoint of Habsburg representation measures, see: Mark HENGERER, *The War of the Spanish Succession and Habsburg Politics of Representation*. In: Matthias POHLIG / Michael SCHAICH (eds.), *The War of the Spanish Succession. New Perspectives*. Oxford 2018, 205–233.; also cf. Thomas WEISSBRICH, *Medaillen und Gedächtniskunst. Aspekte militärischer Erinnerungskultur um 1700*. In: Horst CARL / Ute PLANERT (eds.), *Militärische Erinnerungskulturen vom 14. bis zum 19. Jahrhundert. Träger – Medien – Deutungskonkurrenzen*. Göttingen 2012, 155–184.



Fig. 1: Martin Schmelzing, *Slag bij Blenheim, ter ere van de hertog van Marlborough en Eugenius, hertog van Savoye*. 1704 (obverse & reverse).

Source: Rijksmuseum Amsterdam, NG-VG-1-1907, license: CC0 1.0 Universal.



Fig. 2: Philipp Heinrich Müller, *Medal with Dioscuri motive struck at the occasion of the battle of Oudenarde*. 1708 (obverse & reverse).

Source: Wikimedia Commons, license: CC BY-SA 4.0.

Prince Eugene and Marlborough inflicted the first major defeat on the French army during the War of the Spanish Succession. Here, the battle is styled as a major part of the collective memory of European societies in the early eighteenth century. In this narrative, it constituted the basis for the imagined fraternal bond between Prince Eugene and Marlborough. It is also their Hercules-like virtue, glory, that paves the way to an equal bond of fraternity.

On another medal from 1708 designed by Philipp Heinrich Müller (Fig. 2) the fraternal motive is demonstrated more strongly in the iconographic concept (depic-

tion of the Dioscuri side by side in combat), while the text on the obverse stresses the union between Prince Eugene and Marlborough: “EVGENII ET MARLEBORUGII FELIX CONIUNCTIO”.

On the reverse, by mocking the French general Vandôme who flees from “the same person” in both Flanders and Italy, the selected text points to the unified strength and double-version of one heroic force, which in its narrative is similar to the subtext of Maynwarding’s *Aeneis* interpretation discussed above: “VANDOM. IN FLANDR. SICVT IN ITAL. EVNDEM FVGIT ET VT FVGIENDVS DOCEIT”. When considering again the framework of early modern relationships postulated by Reinhard and applying it to an analysis of the construction of the public image of Prince Eugene and Marlborough, the strong fraternal motives as a subtext for the promulgation of the Anglo-Austrian Alliance emerge. The message was that an alliance based on a family relationship (as suggested in the text) provides a more stable foundation for the fight against France.

At the same time, the duality conveyed through the medals could be interpreted not only as morphing into fraternity, but also as a motive bearing traces of a bond of friendship between the two generals. As mentioned above, older forms of male friendship between aristocrats in the seventeenth century emphasized the emotional foundation built upon mutual affection and respect, which, as Andrea Iseli postulates,⁷⁹ were further considered an important basis for treaties and alliances. This notion seems to be inherent to the medal imagery at hand, as the two generals, bound closely together almost as brothers, succeed in rendering justice to the over-ambitious French – a message also palpable on a medal from 1708 attributed to Martin Brunner (Fig. 3), depicting the Battle of Oudenaarde:



Fig. 3: Martin Brunner (possibly), *Slag bij Oudenaarde*, 1708 (obverse & reverse).

Source: Rijksmuseum Amsterdam, NG-VG-1-1968, license: CC0 1.0 Universal.

⁷⁹ See ISELI, *Freundschaft*, see footnote 45, 137–158.

Finally, the imagery at hand might bear the message that the two men, who put such strong forces together and thusly lay the foundation for an international alliance, must hold an affectionate and passionate relationship as friends to secure such a peaceful and fruitful cooperation of the allies.

The 'Heroic' Language in the Generals' Correspondence

Another part of the examination at hand is the question of the contemporary heroic imagery and perceptions of manhood detectable in Prince Eugene's and Marlborough's own perceptions. Alexandra Shepard, though focusing primarily on early modern British society, stresses that there is a plethora of different categories of early modern masculinities and that they should not be perceived as a singular matter.⁸⁰ She herself distinguishes at least four main but permeable categories of early modern masculinities: the dominant "[...] *patriarchal manhood*, closely linked to the house-holding status associated with marriage [...]", then the "*subordinate manhood*, experienced, for example, by unmarried male servants placed within other men's households [...]", further the "*antipatriarchal manhood*: deliberate counter-codes of resistance adopted in flagrant rejection of patriarchal imperatives [...]" and "*alternative* codes of manhood, independent from but not necessarily articulated in direct tension with patriarchal norms."⁸¹ With regard to the dynamic of change of patriarchal manhood Shepard defines an older pre-Cromwellian 'anxious' patriarch type: in this respect, she argues that in terms of household, most historians comprehend early modern masculinity as closely linked to maintaining domestic order over subordinates and most importantly retaining control over wives.⁸² Subsequently, Shepard argues that after Restoration in 1660, this type of manhood underwent some gradual changes from the backdrop of the socio-political changes and their influence on the emergence of modern gender identities: "The household becomes largely eclipsed, and the anxious patriarch and the ridiculed cuckold are replaced with the polite gentleman and the fop, and, within the context of the public sphere at least, masculinity becomes proved between men, rather than between men and women."⁸³ This notion proves to be essential for the analysis of the correspondence between Prince Eugene and Marlborough from the viewpoint of masculinity, as it is largely in a masculine sphere of encounter that the generals communicate and in which their self-image and their perception of their counterpart are most expressed.

80 Alexandra SHEPARD, *From Anxious Patriarchs to Refined Gentlemen? Manhood in Britain, circa 1500–1700*. In: *Journal of British Studies*, 44 (2005), 281–295.

81 SHEPARD, *Patriarchs*, see footnote 80, 291.

82 *IBID.*, 283.

83 *IBID.*, 284.

“[...] je puis cependant assurer V.A. qu’outre la part que je prens aux interest de S.M.I. du roy d’Espagne et des alliéz, jay senti une ioye extraordinaire de la nouvelle gloire que V.A. c’est acquise, une pareille victoire suffisant pour immortaliser un general [...]”⁸⁴ An example of the language Prince Eugene used many times to describe his joy of Marlborough’s victory, in this particular case of his victory over the French at Ramillies. Similar terminology can also be found in Marlborough’s letters, for example in his correspondence from 1707, in which he tried to turn Prince Eugene away from command on the Rhine (an episode we have already discussed from a different point of view above): “[...] selon moi, par le commandement de l’armée d’Italie et l’entrée projetée en France, V.A. peut s’acquérir une gloire immortelle, et s’attirer la bénédiction de tous les siècles à venir [...]”⁸⁵ The aspect of immortality in the collective memory, “of immortal glory”, is thereby unequivocally regarded as a heroic virtue.

Another example of the heroic ideal in which a general strives for glory is a remark made by Prince Eugene in connection with false news he learned about a supposed Marlborough victory in Flanders in 1707:

[...] il s’est desia repandu plusieurs bruits d’une victoire complete qu’elle avoit remportée en flandre par le passé ils ce sont trouvéz faux, ce matin de suse on recommence a le mander, jespere que cela se verifirat ala fin, quoique jen connoise les difficultés par la force des ennemis et les postes quils occupent mais je scais que V.A. n’oublirait rien pour augmenter sa gloire.⁸⁶

Though selective, on the basis of these sections of the generals’ correspondence it can be seen that expressions of ‘gloire’ are not generally related to the ruler or the country (in spite of the emerging patriotism in England, with regard to Marlborough), but that they are, even if not primarily, an end in itself. Expressions like “bénédiction de tous les siècles à venir” in the correspondence provide the man in the imagery of the generals with considerable warrior qualities, and the memorable character of the deeds of a warrior, a hero, affirm his masculinity. Shepard argues that from about the 1660s onwards manhood began to be expressed not in relation to women, but rather in relation of men to men, leaving thusly the domestic environment and transferring itself to public space. On the basis of Shepard’s postulation, the analysis of the correspondence between Prince Eugene and Marlborough shows that in their mutual communication, imageries of an individual heroic fame emerge. It

84 Prince Eugene to Marlborough, 11 June 1706, St. Martin. BL, Add MS 61221, f. 119v-120r.

85 Marlborough to Prince Eugene, 7 March 1707, A St. James. MURRAY, Letters, see footnote 8, vol. 3, 326–327.

86 Prince Eugene to Marlborough, 28 June 1707, Turin. BL, Add MS 61222, f. 45v–46r.

stipulates, that the generals' esteem for each other is based on masculine values attributed by the two men to each other.

Conclusion

This paper demonstrated a variety of research perspectives applicable to an analysis of the relationship between Prince Eugene and Marlborough. In the examination based on several aspects of the theoretical framework on early modern friendship, the relationship of Prince Eugene and Marlborough revealed remarkable features of intimacy, mutual confidence and honour. It was shown how the relationship approaches the theoretical model of 'amitié-passion' of Maurice Daumas in the terms of its aspiration to military virtues and of the emotional foundation in its core. It was argued that the friendship with regard to its passionate character also constituted a foundation for a broader international alliance, with regard to the theoretical approach of Andrea Iseli. At the same time, the paper points out that the relationship between Prince Eugene and Marlborough also bears unique facets of a singular interconnectivity of the friendship's output (*Freundschaftsdienst*) and military decisions, thus constituting a new aspect of an early modern male friendship and distinguishing a new research area to explore in this fashion.

In deconstructing the major military-heroic and nationalistic narratives of the nineteenth and twentieth century historiography, this paper uncovered the contemporary hero-imagery in relation to Prince Eugene and Marlborough mostly ignored in the later works. Here, with the analysis of selected contemporary media, it was demonstrated that the two generals were largely represented as heroic brothers securing the alliance between the Habsburg Empire and England. Even though the duality of the portrayal of the 'heroes' Prince Eugene and Marlborough was not at all times the preferred image in contemporary media, as demonstrated in this paper, it constituted a popular image of the contemporary heroic ideal. In the brief examination of the self-image of the generals based on their correspondence, their aspiration of individual fame was pointed out, as well as their mutual esteem, which built the foundation not only of their relationship, but also of the international alliance against France.

Briefe von Joachim Heinrich Campe nach Bytčica/Bitschitz in Ungarn

Ein Beitrag zu den Akteur:innen und Orten des Kulturtransfers im 18. Jahrhundert

Bildung und Kultur sind meist an jene Orte gebunden, an denen sich eine größere Zahl an Menschen befindet, die über ausreichende Ressourcen für die Aufnahme, die Produktion oder den Austausch kultureller Güter verfügen und an denen die erforderliche Infrastruktur (Schulen, Theater, Bibliotheken, Druckereien, Buchhandlungen, Salons usw.) vorhanden ist.¹ In der Frühen Neuzeit konnte man jedoch selbst in Ungarn, wo die Verhältnisse nicht gerade als günstig galten,² Schulen mit dem Ruf von Akademien finden, die in den Residenzen lokaler Adliger untergebracht waren.³ In abgelegenen Orten mit scheinbar ungünstigen Voraussetzungen entstanden sogar umfangreiche Bibliotheken, Theater oder Musiksammlungen und -produktionen mit erstklassigem Repertoire.⁴ So waren es nicht ausschließlich Städte mit einer großen Zahl gebildeter Einwohner:innen, in denen sowohl Empfänger:innen als auch als Produzent:innen von Kultur wirkten. Im Gegenteil; nicht

1 Bei der Studie handelt es sich um einen grundlegend überarbeiteten und erweiterten Beitrag der Verfasserin. Vgl. Eva KOWALSKÁ, *Calisiovcí a Bytčica: zabudnuté centrum vzdelanosti* [Die Calisius und Bitschitz. Ein vergessenes Zentrum der Bildung]. In: Eva AUGUSTÍNOVÁ – Veronika MURGAŠOVÁ (Hg.), *Vedecká komunikácia 1500–1800* [Die wissenschaftliche Kommunikation 1500–1800] II. Žilina 2019, 60–79.

2 Für eine allgemeine Übersicht vgl. Gábor VERMES, *Hungarian Culture and Politics in the Habsburg Monarchy, 1711–1848*. Budapest – New York 2014, bes. 5–33.

3 Vgl. Ján REZIK / Samuel MATTHAEIDES, *Gymnaziológia* [Gymnasiologie]. Bratislava 1971, https://zlatyfond.sme.sk/dielo/1158/Rezik_Gymnaziologia-1-diel-Skoly-magnatov-a-slachticov-1, Zugriff 2023-03-21.

4 Darina MÚDRA, *Dejiny hudobnej kultúry na Slovensku II. Klasicizmus* [Geschichte der Musikkultur in der Slowakei II. Der Klassizismus]. Bratislava 1993; DIES., *Premeny mecénstva hudby na Slovensku v dobe klasicizmu* [Der Wandel des musikalischen Mäzenatentums in der Slowakei im Zeitalter des Klassizismus]. In: Jitka BAJGAROVÁ (Hg.), *Miscellanea z výroční konferencie České společnosti pro hudební vědu 2008. Fenomén mecenášství v hudební kultuře. Kabeláč – Ištvan* [Miscellanea der Jahreskonferenz der Tschechischen Gesellschaft für die Musikwissenschaft 2008. Das Phänomen des Mäzenatentums in der Musikkultur. Kabeláč – Ištvan]. Praha 2010, 31–39; Janka PETŐCZOVÁ, *Hudba ako kultúrny fenomén v dejinách Spiša: raný novovek* [Die Musik als Kulturphänomen in der Geschichte der Zips: Die frühe Neuzeit]. Bratislava 2014; Milena CESNAKOVÁ MICHALOCOVÁ, *Geschichte des deutschsprachigen Theaters in der Slowakei. Bausteine zur slavischen Philologie und Kulturgeschichte: Reihe A. Slavistische Forschungen: N.F. Bd. 17*. Köln – Weimar – Wien 1997.

selten prägten kleine, ansonsten unbedeutende Ortschaften dank talentierter oder kulturell interessierter Persönlichkeiten die Entwicklung des Bildungswesens, der Schulen oder bestimmter Kunstgattungen. Dies war in vielen Fällen nur möglich, weil sich unter den Gebildeten selbst ein Netzwerk ausbildete, das viele der oben genannten institutionellen Voraussetzungen ersetzen konnte. Verständlicherweise war eine Grundvoraussetzung ein (reger) schriftlicher Verkehr dieser Personen. Die diesbezüglich überlieferten Dokumente können also als Bestandteile eines imaginären und gemeinsamen Raums im Sinne einer *République des lettres*⁵ definiert werden.

Bei den oben genannten Prozessen, die man als Bestandteile von Kulturtransfer verstehen kann,⁶ spielte in Ungarn eine zahlenmäßig kleine Schicht der evangelisch-lutherischen Gebildeten eine bedeutende Rolle.⁷ Ausgebildet wurden sie sehr oft im Ausland und vermittelten im Laufe des 18. Jahrhunderts neue Trends, vor allem in der Theologie,⁸ sowie kulturelle Praktiken: Zeitungslesen an öffentlichen Orten, literarische Gesellschaften, öffentliche Vorträge usw. waren somit seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auch in Ungarn angekommen.⁹

Die Rezeption und Verbreitung kultureller Werte waren jedoch in der Frühen Neuzeit gleichzeitig Teil der familiären, kollektiven und persönlichen Repräsentation.

5 Zum Konzept vgl. Dirk van MIERT / Howard HOTSON / Thomas WALLNIG, What Was the Republic of Letters? In: Howard HOTSON / Thomas WALLNIG (Hg.), *Reassembling the Republic of Letters in the Digital Age. Standards, Systems, Scholarship*. Göttingen 2019, 23–40.

6 Hier genügt, auf die summarische Darstellung der neuesten Forschungen und ihrer Trends hinzuweisen: Michael WERNER, Zum theoretischen Rahmen und historischen Ort der Kulturtransferforschung. In: Michael NORTH (Hg.), *Kultureller Austausch. Bilanz und Perspektiven der Frühneuzeitforschung*. Köln – Weimar – Wien 2009, 15–23; Dana ŠTEFANOVÁ, Cultural Transfer, Regional History and Historical Comparison as Research Concepts. Comparing Research Between Western and Eastern Europe. In: Veronika ČAPSKÁ / Robert ANTONÍN / Martin ČAPSKÝ (Hg.), *Processes of Cultural Exchange in Central Europe, 1200–1800*. Opava 2014, 11–32, https://www.academia.edu/10075698/Cultural_Transfers_by_means_of_Translation_Bohemian_Lands_as_a_Space_of_Translation_Flows_during_the_Seventeenth_and_Eighteenth_Centuries, Zugriff 2023-03-01. Reges Forschungsinteresse fand dabei auch die Rolle der Kirchen im Kulturtransfer: vgl. Maria-Elisabeth BRUNNERT / András FORGÓ / Arno STROHMEYER (Hg.), *Kirche und Kulturtransfer. Ungarn und Zentraleuropa in der Frühen Neuzeit*. Münster 2019.

7 Éva H. BALÁZS, *Hungary and the Habsburgs 1765–1800. An Experiment in Enlightened Absolutism*. Budapest 1997, bes. 110–122. Besonders das Universitätsstudium der Theologie war nur im Ausland möglich.

8 Der Pietismus fand in Ungarn bereits vor dem Ende des 17. Jahrhunderts Widerhall. Vgl. Eva KOWALSKÁ / Markus GERSTMEIER, Evangelische Exulanten aus dem Königreich Ungarn und der frühe Pietismus. Migration, Krisenbewältigung und religiöser Wissenstransfer zwischen ungarischen und deutschen Zentren des Luthertums im 17. Jahrhundert. In: Márta FATA / Anton SCHINDLING (Hg.), *Luther und die Evangelisch-Lutherischen in Ungarn und Siebenbürgen. Augsbургisches Bekenntnis, Bildung, Sprache und Nation vom 16. Jahrhundert bis 1918*. Münster 2017, 277–317.

9 Vgl. VERMES, *Hungarian Culture and Politics*, 127–142.

tion, da sie das kulturelle Kapital bzw. Prestige einzelner Personen und mitunter ganzer Geschlechter erhöhten. Dies war etwa der Fall, wenn der erwartete Bildungsgrad (und Ausbildungsort) vorgewiesen werden konnte, man sich als Mäzen:in zu präsentieren oder gar selbst die Früchte von Bildung und Kunst anzuregen oder zu produzieren vermochte. Diese Prozesse der kulturellen Produktion und des Austauschs können durch den Fokus auf ihre Produzent:innen und Empfänger:innen untersucht werden, es kann aber ebenso interessant sein, die Orte genauer zu betrachten, an denen diese Prozesse über einen längeren Zeitraum hinweg stattfanden. Zu den weniger bekannten dieser Orte gehört Bytčica/Bitschitz, dessen Name an das nahe gelegene, aber mittlerweile weniger bedeutsame Bytča/Bitsche erinnert, das früher als Sitz des Palatins Georg Thurzo (* 02.09.1567, † 24.12.1616) und durch die von ihm gegründeten Lateinschule bekannt war.

In Bytčica/Bitschitz befanden sich ursprünglich drei große und prächtige Schlösser, von denen zwei bis heute überdauert haben. Im 18. Jahrhundert war hier der Sitz mehrerer bedeutender Adelsgeschlechter, die in der ungarischen Politik und Kirche(n) eine wichtige Rolle spielten: Hierzu zählen die Révays¹⁰ sowie ihre Verwandten der Häuser Petrőczy, Calisius/Kalisch/Kališ und Zay¹¹, ganz zu schweigen von Partner:innen aus mehreren anderen Geschlechtern, die durch Heirat in Verwandtschaftsbeziehungen zu ihnen traten. An dieser Stelle müssen natürlich auch jene Personen genannt werden, die durch Freundschaft, als Gönner, Klient:innen oder auf andere Art und Weise mit ihnen im Austausch standen und in ihrer jeweiligen Profession eine wichtige Rolle spielten. So wird dieses Netzwerk um Persönlichkeiten wie den Superintendenten Daniel Krman (* 28.08.1663, † 23.09.1740), die Prediger und Kirchenschriftsteller Elias Milecz (* 27.07.1691, † 24.11.1757), Samuel Lischovini (* 31.01.1712, † 04.09.1774), Christian Genersich (* 03.01.1759, † 30.04.1825), Gregor Berzeviczy (* 15.06.1763, † 23.02.1822), Karl Heinrich von Lang (* 07.06.1764, † 26.03.1835)¹² und den bedeutenden deutschen Aufklärer und Pädagogen Joachim Heinrich Campe (* 29.06.1746, † 22.10.1818) erweitert. Dieses Netzwerk unterstreicht die Bedeutung eines heute peripher erscheinenden Ortes innerhalb der slowakischen und gesamtungarischen Geschichte. Schließlich muss die kulturelle Bedeutung eines Ortes nicht nur an der Anzahl der vorhandenen Denkmäler gemessen werden, sondern auch oder gerade anhand ihrer kulturellen Bedeutungen.

10 Miloš KOVAČKA / Eva AUGUSTÍNOVÁ / Maroš MAČUHA (Hg.), *Rod Révai v slovenských dejinách* [Das Adelsgeschlecht Révai in der slowakischen Geschichte]. Martin 2010.

11 Valéria FUKÁRI, *Felső-magyarországi főúri családok. – A Zayak és rokonaik, 16.–19. század* [Die oberungarischen Adelsfamilien. Die Zays und ihre Verwandtschaft vom 16.–19. Jahrhundert]. Pozsony 2008.

12 Weiterführend zu ihm vgl. LANG, Karl Heinrich Ritter von. In: *Neue Deutsche Biographie* 13 (1982), 542f., <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118726285.html>, Zugriff 2023-03-21.

Die Calisius aus Bischtz: Ansehen des Adelsgeschlechts und Bedeutung des Ortes

Bytčica/Bischtz gelangte durch die Heirat von Katharina, geborene Ujfalussy (* ?, † 04.12.1700), mit Imrich/Imre Révay (* 1625?, † 16.01.1688), der von den Thurzos abstammte, in den umfangreichen, im gesamtungarischen Kontext bedeutsamen Besitz des Adelsgeschlechts Révay.¹³ Katharina selbst war als Mäzenin verschiedener literarischer und theologischer Werke sowie von Schulen und Studenten bekannt; noch berühmter wurde aufgrund ihres kulturellen Mäzenatentums jedoch ihre Tochter Elisabeth, geborene Révay (* 1660?, † 19.11.1732).

Elisabeth war seit 09.11.1682 zunächst mit General Stefan (István) Petrőczy (* 1654?, † 10.06.1712) verheiratet. Letzterer stand durch seine militärische Karriere zunächst mit Imre Thököly (* 25.9.1657, † 13.09.1705) und später mit Ferenc II. Rákoczy (* 27.03.1676, † 08.04.1735) in engem Kontakt. Die Irrungen und Wirrungen der von ihnen gemeinsam angeführten Aufstände führten unter anderem jedoch dazu, dass István Petrőczy, der zu dieser Zeit bereits verheiratet war, 19 Jahre im Exil verbringen musste, zunächst in Siebenbürgen und später in der Türkei. In die Heimat konnte er nur gelegentlich reisen. Seine Frau residierte in der Zwischenzeit auf der Burg von Sklabiňa. Der Tod von Stefan (István) Petrőczy am 10. Juni 1712 ermöglichte es seiner Witwe Elisabeth, 1715 eine neue Ehe zu schließen: die Wahl fiel auf Oberst Philipp Heinrich Calisius (1674–1722).

Obwohl dieser selbst aus Sulzbach in Württemberg stammte, reichen seine familiären Wurzeln bis nach Schlesien: Sein Vater Johann Heinrich, ein evangelischer Prediger, wurde in Wolau in Niederschlesien (heute Wołow in Polen) geboren.¹⁴ Die dortige Verfolgung der Lutheraner:innen vertrieb jedoch die evangelische Elite

13 Die zahlreichen genealogischen Tabellen befinden sich im Familienarchiv Zay in Ministerstvo vnútra SR, Slovenský národný archív [Innenministerium der Slowakischen Republik, Slowakisches Nationalarchiv, weiter MV SR, SNA], Bestand Zay. Zu den direkten Linien von Zays und Calisius vgl. bes. MV SR, SNA: Bestand Zay – Bučiansky archív, Imrich Zay – Korrespondenz, Kart. 108, fol. 11–13, 16–19.

14 Die direkte Verbindung zum polnischen Kalisz ist im gegebenen Zusammenhang noch nicht geklärt, vielmehr scheint es sich um eine Rückwärtszuordnung zum Ort aufgrund des Familiennamens zu handeln. Die einzigen zuverlässigen Daten über die Familie stammen bisher aus: Heinrich Heinrich PRESCHER, Heinrich Preschers Limpurgischen Pfarrers zu Gschwend Geschichte und Beschreibung der zum fränkischen Kreise gehörigen Reichsgrafschaft Limpurg. Stuttgart 1790, 110, 264. <https://www.bavarikon.de/object/bav:BSB-MDZ-00000BSB10020880?cq=calisius&p=1&lang=de>, Zugriff 2023-03-21. Vgl. Lebensgeschichtliche Nachrichten über die Liederdichter, welche im Neuen Gesangbuche für die Evangelische Kirche der Pfalz angeführt sind. Westheim 1859, 23–24. <https://www.bavarikon.de/object/bav:BSB-MDZ-00000BSB10373456?cq=Calisius&p=1&lang=en>, Zugriff 2023-03-21.

aus Schlesien (früher noch als in Ungarn), und die Familie Calisius siedelte offenbar nach Württemberg um. Die militärische Karriere von Philipp Heinrich im 2. Bayerischen Infanterie-Regiment „Kronprinz“, unter dem Oberbefehl von Prinz Eugen von Savoyen,¹⁵ führte die Familie schließlich nach Ungarn, wo sie eine neue Heimat fand.¹⁶

Philipp Heinrichs erste Ehe mit Christine Rázgha (* ?, † vor 1715) begünstigte den Neuanfang, da sie als Mitgift die Güter in Malé Bierovce/Kis Birocz, aber auch in Sobotište/Sobotischt/Freischütz und Skalica/Szkalicz einbrachte, was die Grundlage umfangreicher Besitztümer bildete.¹⁷ Erweitert wurde der Besitz zudem durch Philipp Heinrichs Teilnahme an mehreren Gefechten mit den osmanischen und aufständischen Armeen, während derer er auch zwei Verwundungen erlitt, als Dank für seinen „Heldentum“ aber am 3. Februar 1713 das Heimatrecht (*indigenat*) in Ungarn erhielt und am 20. September 1717 von König Karl III. (* 1.10.1685, † 20.10.1740) in den Adel des Trentschener Komitates erhoben wurde. Die zweite Ehe Philipp Heinrichs mit Elisabeth Petrőczy, geborene Révay dauerte zwar nur kurze Zeit – von 1715 bis zu seinem Tod im Jahr 1722 –, sie führte aber zur Annäherung und Heirat von Elisabeths Tochter, ebenfalls Elisabeth, geborene Petrőczy (* 06.09.1705 † 26.12.1771), mit Johann Christian, dem Sohn von Philipp Heinrich Calisius aus erster Ehe (* um 1690, † 08.01.1750) im Jahr 1721.

Über die Lebensumstände Johann Christians ist wenig bekannt. Er wurde um 1690 geboren und starb als General am 8. Januar 1750. Aus seiner Jugend sind etwa sein Studium an der Universität Tübingen sowie sein Aufenthalt bei seinem Tutor Georg Ignath (* 28.10.1685, † 01.01.1752) von Švábovce/Schwabsdorf belegt.¹⁸ Später taucht sein Name häufig im Zusammenhang mit Problemen der ungarischen Protestanten A. B. auf: Johann Christian war, wohl auch dank seiner Kontakte zu dem einflussreichen Pfarrer Johann Muthmann (* 28.08.1685, † 29.09.1747) aus Těšín/Teschen, bereits zu einem der wichtigsten Laienförderer der Evangelischen

15 Siehe Einzelheiten über das Regiment und seine Teilnahme an militärischen Aktionen in Ungarn in Karl STAUDINGER, Das Königlich Kaiserliche 2. Infanterie-Regiment „Kronprinz“ 1682 bis 1882. I. Vorgeschichte und Geschichte des Regiments unter Kurfürst Max Emanuel 1682–1726. 2. Halbband. München 1887, 783–848.

16 Erst später kehrten Philipp Heinrich und seine Nachkommen nach Schlesien zurück als Johann Christian Calisius Herrschaft Drogomyśl 1737 kaufte. Siehe Text unten und Anm. 24.

17 Im Jahre 1717 gehörten zum Haus in Skalitz sechs Stadtleibeigene, in Častkov/Csastkow drei, in Sobotischt 15 und in Senica/Szenitz drei. MV SR, SNA: Bestand Zay – Bučiansky archív, varia, Imrich a Karol Zay, Kart. 116, fasc.4, fol. 78–83.

18 Márta FATA, Studenten aus Ungarn und Siebenbürgen an der Universität Tübingen. Eine 500 Jahre lange Beziehungs- und Wirkungsgeschichte. In: Márta FATA / György KURUCZ / Anton SCHINDLING (Hg.), Peregrinatio Hungarica. Studenten aus Ungarn an den deutschen und österreichischen Hochschulen vom 16. bis zum 20. Jahrhundert. Stuttgart 2006, 235. Beide schrieben sich am 22. bzw. 26.08.1715 ein. Vgl. <http://idb.ub.uni-tuebingen.de/pendigi/LXV223-3#p=30>. Zugriff 2023-04-28.

Kirche A. B. in ganz Ungarn geworden. Er stieg auch in der Hierarchie des Komitatsadels auf, indem er 1739 zum Kommissar ernannt wurde. Er wurde (zusammen mit zwei anderen) beauftragt, die Dislokation dreier kaiserlicher Militärkommandos in den Komitaten Trenčín/Trentschen, Turiec/Turz und Liptov/Liptau zu überwachen, da in Schlesien die Pest ausgebrochen war. Die Kommissare sollten, nach ihrer eigenen zweiwöchigen Quarantäne, die Quarantänemaßnahmen in den Komitaten beaufsichtigen, bis sie in das noch sicherere Siebenbürgen weiterziehen konnten.¹⁹

Die Bekleidung der genannten Ämter spiegelte zweifellos das steigende Sozialprestige der Familie Calisius wider, sodass die Anschaffung eines angemessenen repräsentativen Wohnsitzes, des neuen Herrenhauses im Zentrum des Gutes in Bitschitz, anstand.²⁰ Diese Notwendigkeit wurde durch die Vergrößerung der Familie verstärkt: Während der 29 Jahre andauernden Ehe von Johann Christian Calisius und Elisabeth geb. Petrůczy wurden insgesamt 18 Kinder geboren, von denen allerdings nicht alle das Erwachsenenalter erreichten.²¹

Sowohl der ursprüngliche Herrensitz Elisabeth Révays auf der Burg Sklabiňa als auch der neue Adelssitz der Familie Calisius in Bitschitz legitimierten gemäß den auf dem Landtag von 1681 verabschiedeten Gesetzen das Recht, einen Privatprediger anzustellen,²² wovon die Herrschaften natürlich Gebrauch machten. Nach Elisabeths Tod musste dieses Recht jedoch mit aller Kraft verteidigt werden: Das „Institut“ des Hofpredigers bildete einen Zankapfel sowohl mit der kirchlichen als auch mit der weltlichen Verwaltung. Trotz wiederholter Verbote gestatteten die Patrone, darunter auch die Calisius, selbst fremden Personen außerhalb des „Hofes“ und sogar ihren Untertanen aus dem weiteren Umland den Zugang zu ihren Kapellen und zur Verkündigung des Wortes Gottes. Da die darauffolgenden Anschuldigungen nicht zu einem endgültigen Betätigungsverbot der Prediger führten, stand ihr Herrschaftsgebiet weiterhin klar unter ihrer Kontrolle. Dies galt umso mehr, da die Herrschaften pietistisch orientierte Prediger bevorzugten, die in der

19 Es handelte sich um die Einheiten Ogilvys und Wallis'. Zur Beschreibung des Verlaufs der Pestepidemie in den späten 1830er Jahren vgl. Johann Christian KUNDMANN, Die Heimsuchungen Gottes in Zorn und Gnade Über das Herzogthum Schlesien in Müntzen. Leipzig (1740), 114–119.

20 Zur baulichen Entwicklung der Schlösser in Bitschitz vgl. bisher nur Zuzana GRŮŇOVÁ, Barokový kaštieľ v Žiline-Bytčici a niektoré kapitoly jeho histórie [Das barocke Schloss in Sillein-Bitschitz – Kapitel zu seiner Geschichte]. In: Civil and Environmental Engineering/Stavebné a environmentálne inžinierstvo. Scientific-Technical Journal/Vedecko-technický časopis 9 (2013), 32–41.

21 Angaben nach MV SR, SNA: Bestand Zay – Bučiansky archív, Karol Zay, Kart. 193, fasc. I, fol. 104, 108.

22 István WERBŐCZY, Corpus Iuris Hungarici, Seu Decretum Generale Incltyi Regni Hungariae, Partiumque Eidem Annexarum, Tomus secundus. Budae 1779, 61 (Leopoldi I. Imper. Et Regis Decretum III Anni 1681, Articulus 26, §21).

Folge bei literarischen und herausgeberischen Aktivitäten sowie bei der Besetzung von Stellen in anderen Kirchengemeinden gefördert wurden.²³

Das Ansehen des kleinen Ortes wuchs proportional mit dem wachsenden Prestige seines Herrschergeschlechts. Trotz des neuen prächtigen Schlosses blieb Bitschitz nicht der einzige Wohnsitz der Familie. Im Jahr 1737 kaufte Johann Christian für über 156.000 Gulden ein großes Anwesen in Drogomyśl in der Region Teschen²⁴, wo seine Frau als Witwe lebte und am 26. Dezember 1771 schließlich verstarb. Die Familie konnte aber auch im großen Stadtpalais direkt in Teschen Zuflucht finden, wo Johann Traugott Heinrich Calisius († 1807) am 25. Juni 1740 geboren und getauft wurde, ebenso wie wohl auch einige seiner Geschwister.²⁵

Johann Traugott kehrte nach seinem Studium in Jena nach Bitschitz zurück und unter seinem Einfluss wurde die Stadt zu einem wichtigen Zentrum des ungarischen Luthertums und indirekt auch des aufklärerischen Denkens. Wie sein Vater engagierte er sich in der politischen Führung der Kirchengemeinde in Ungarn und nutzte seine Kontakte sowohl in Teschen als auch am Wiener Hof. Auch ihm kam dabei eine geschickte Heiratsstrategie zugute: Die vorangegangene Generation hatte bereits verwandtschaftliche Beziehungen zur Familie Zay geknüpft, die zu den einflussreichsten weltlichen Förderern des Luthertums in Ungarn zählten. Die Generation von Johann Traugott verstärkte diese Verbindung noch: Zwei der Schwestern Johanns, Eleonore (* 1740, † 09.04.1761) und Ludovica Amalia (* 18.12.1743, † 24.04.1817), heirateten nacheinander Peter Zay (* 29.06.1735, † 04.10.1788), den Generalinspektor der Evangelischen Kirche A. B. und schließlich heiratete auch Johanns Tochter Marie Elisabeth Helene (* 23.2.1779, † 1.4.1842) Emmerich Richard (* 07.01.1765, † 18.08.1831), den Sohn von Peter Zay (aus dessen Ehe mit Anna Marie von Auersperg, * 02.09.1744, † 13.12.1765).

Das gesamte 18. Jahrhundert hindurch entfaltete sich somit die Geschichte des Aufstiegs einer unscheinbaren, zudem teilweise aus dem Ausland stammenden Adelsfamilie an die kirchlich-politische Spitze der ungarischen Ständegesellschaft. Parallel dazu wurden Bitschitz bzw. die dortigen Schlösser ab den 1720er Jahren zu bedeutenden Zentren kirchlicher Aktivitäten. Hier wurden existenzielle Probleme der Evangelischen Kirche A. B. in Ungarn erörtert und gelöst sowie Diskussionen

23 Als starker Befürworter des Pietismus erwies sich insbesondere Samuel Lischovini. Seine Tätigkeit am Posten des Hofpredigers bei Familie Calisius wurde zum Gegenstand der Beratungen der Generalkongregation des Trentschriner Komitats. MV SR, SNA: Bestand Zay – Bučiansky archív, Ján Kališ, Kart. 142, fol. 103–104.

24 Wahrscheinlich auch wegen dieses Erwerbs wurde 1735 das Rázghsche Haus, später auch dasjenige von Calisius (heute die sog. Kurie Quadányi) in Skalitz gepachtet, was nach 1808 zu einigen Missverständnissen bei den Erbschaftsverfahren führte. Analyse der Verpachtungen, geschrieben von Imrich Zay in 1829, MV SR, SNA: Bestand Zay – Bučiansky archív, Varia, Kart. 116, Fasz. 3, fol. 75.

25 Belegt ist z. B. die Geburt Ludovica Amalias.

über den Pietismus geführt. Diese theologische Denkrichtung gewann in Ungarn sicherlich auch durch die Vermittlung der Calisius, die dank ihrer Verbindung zu den Predigern von Teschen gut informiert waren, an Boden, ungeachtet des offiziellen Festhaltens der entscheidenden theologischen Autoritäten wie Superintendent Daniel Krman an der (Wittenberger) Orthodoxie.²⁶

Das zweite viel diskutierte Thema war die organisatorische Reform der Evangelischen Kirche A. B. in Ungarn. Johann Christian Calisius war daran beteiligt, da er mit dem Teschener Pfarrer Johann Muthmann, einem prominenten Anhänger des Pietismus, korrespondierte, der ihm, sicherlich auf Wunsch von Calisius, ein Exemplar der „Konstitution“ (Ordnungsregeln) der Teschener Kirche schickte.²⁷ Teschen wurde zur Inspirationsquelle für Ungarn, wahrscheinlich weil dort die Institution des in Ungarn noch nicht etablierten Konsistoriums erfolgreich eingeführt worden war.²⁸ Dieses Modell der Kirchenleitung war von den Evangelischen noch nirgendwo sonst in der Habsburgermonarchie eingesetzt worden, doch die sogenannte Pester Kommission (1715–1721–1721), die für die Regelung religiöser Angelegenheiten zuständig war,²⁹ erzeugte ein vertrauensvolles Klima, das dies in Ungarn zu ermöglichen schien.

Vor der Verabschiedung der *Resolutio Carolina* von 1731 keimten in Ungarn nämlich noch Hoffnungen auf die Annahme bestimmter Änderungen innerhalb der Kirche: Man wartete insbesondere auf die Bestätigung der Beschlüsse der Synode von Ružomberok/Rosenberg (1707). Die dort diskutierte Idee eines Konsistoriums hätte einen grundlegenden Wandel bedeutet, der jedoch nicht zustande kam. Der Teschener Klerus unterhielt jedoch auch später noch freundschaftliche Beziehungen zu Bitschitz. Der bedeutende Muthmann-Nachfolger Traugott Barthelmus (* 25.12.1735, † 13.09.1809) war zu Lebzeiten sogar ein „Familienfreund“ der späteren Generationen der Calisius und besuchte Bitschitz des Öfteren persönlich. Seine Rolle ist vor allem deshalb hervorzuheben, weil er als Mitglied des Konsistoriums für die Erblande (bis 1784) die Kirchenpolitik des Hofes im Rahmen der gesamten Monarchie mitgestaltete. Während der Erörterung der Vorschläge Josephs II. (* 13.03.1741, † 20.02.1790) zur Änderung der Liturgie führte er schriftliche und

26 Zur Übersicht vgl. Zoltán CSEPREGI, Hoffnung besserer Zeiten in und für Ungarn. In: Udo STRÄTER (Hg.), *Alter Adam und Neue Kreatur – Pietismus und Anthropologie*. Beiträge zum Zweiten Internationalen Kongress für Pietismusforschung 2005. Halle – Tübingen 2009, 179–186.

27 MV SR, SNA: Bestand Zay – Bučiansky archív, Karol Zay, Kart. 193, fasc. III, fol. 92–95.

28 Zur Bedeutung Teschens, auch im Kontext der pietistischen Bewegung vgl. William R. WARD, *The Protestant Evangelical Awakening*. Cambridge 2002, 73–77.

29 Vgl. Joachim BAHLCKE, *Ungarischer Episkopat und österreichische Monarchie. Von einer Partnerschaft zur Konfrontation (1686–1790)*. Stuttgart 2005, 202–205.

persönliche Gespräche sowohl mit Johann Traugott Calisius als auch mit dem Generalinspektor Peter Zay.³⁰

Die Calisius wurden jedoch auch zu einer Art Lackmустest für die Qualität der interkonfessionellen Beziehungen in der Region, was weitgehend die Bedingungen in ganz Ungarn bestimmte. Johann Traugott Calisius war einer der eifrigsten Verfechter der Religionsfreiheit und machte die Grundsätze des Toleranzpatents in der Region bekannt, noch bevor es offiziell von der adeligen territorialen Verwaltungsbehörde, dem Trentschener Komitat, veröffentlicht wurde.³¹ Nach der Verabschiedung des Toleranzpatents wurde gerade hier eine langjährige Auseinandersetzung über die gemeinsame Nutzung des Friedhofs in Bitschitz durch die örtliche katholische bzw. lutherische Kirchengemeinde ausgetragen, der durch umfangreiche Briefwechsel und amtliche Unterlagen dokumentiert ist. Auslöser des mehrjährigen Streits, der 1791 über die regionalen Grenzen hinausging und sich bis ins frühe 19. Jahrhundert hinzog, war die als unsensibel wahrgenommene Teilung des Friedhofs durch einen Graben sowie die öffentliche Abgrenzung des katholischen Teils durch Aufstellung eines Kreuzes. Calisius argumentierte gegen dieses Vorgehen nicht nur mit Berufung auf den Willen des Monarchen, sondern auch mit dem Grundsatz der Toleranz und dem öffentlichen Interesse im Allgemeinen.³²

Infrastruktur: Akteur:innen und Formen des kulturellen Betriebs

Die Pflege von Kultur und die Verbreitung von Bildung sind natürlich an personelle und strukturelle Voraussetzungen gebunden, mit anderen Worten, sie sind ohne Kommunikationsakteur:innen und Transfermittel kaum denkbar. Untersuchungen dieser Prozesse können sich sowohl auf die Träger:innen der kulturellen „Botschaften“ als auch auf die materiellen Mittel sowie die Inhalte selbst konzentrieren. Im Fall der Calisius stößt man auf bisher unbekannte und in dem hier behandelten Zusammenhang noch nicht diskutierte Phänomene, Persönlichkeiten und Fakten.

Bereits Philipp Heinrich Calisius gewann aufgrund seiner familiären Verbindungen zu wichtigen lokalen Familien (Révay, Petrőczy, Rázgha), aber zweifellos

30 Die Briefe von Muthmann und Barthelmus sind im Familienarchiv der Calisius aufbewahrt und dienen als wichtige Quelle zur Erhellung der erwähnten Zusammenhänge. Eva KOWALSKÁ, *Evanjelické a. v. spoločenstvo v 18. storočí. Hlavné problémy jeho vývoja a fungovania v spoločnosti* [Evangelische A. B. Kirchengemeinschaft im 18. Jahrhundert. Die wichtigsten Probleme ihrer Entwicklung und ihres gesellschaftlichen Funktionierens]. Bratislava 2000, 80–83.

31 Im Trentschener Komitat wurde die Veröffentlichung des Patentes auf März 1782 verschoben. Budapest, *Evanglikus Országos Levéltár, Archivum Ecclesiae Generalis*, I.b.7, No. 25, 27.

32 Eva KOWALSKÁ, *Otázka intolerancie po vydaní Tolerančného patentu* [Das Problem der Intoleranz nach dem Erlass des Toleranzpatents]. In: *Historický časopis* 47 (1999), 187–201.

auch aufgrund seines direkten Kontakts zu Prinz Eugen von Savoyen (* 18.10.1663, † 21.04.1736),³³ der für seine eher tolerante Haltung gegenüber den Protestanten bekannt war, Einfluss innerhalb der evangelischen Gemeinde. Sein militärischer Rang und seine einflussreichen Bekannten eröffneten Philipp Heinrich Zugang zum Wiener Hof, wo man an den ungarischen Institutionen vorbei Politik mit Auswirkungen auf Ungarn betreiben konnte. Sein Sohn Christian erbte *de facto* die Position des Patrons der evangelischen Gemeinde, was durch die Pflege seiner Kontakte mit dem Wiener Hof sowie bei seiner Verteidigung von Verfolgten deutlich wurde. Sein Engagement für Mitgläubige wirkte wahrscheinlich auch auf andere Menschen in seinem Kunden- oder Mitarbeiterkreis inspirierend. Ein interessantes Beispiel für die Nutzung des Bildungsmäzenatentums zur Sicherung des eigenen sozialen Aufstiegs und Ansehens bietet das Handeln eines eher unscheinbaren, aus einer Familie von Leibeigenen stammenden Hofbeamten, Ján Hajný/Johann Hajnóczy (* 17.07.1678, † 02.06.1739): Dieser wurde, dem Beispiel seines Dienstherrn folgend, selbst zum Mäzen (*fautor*) mehrerer armer Studenten, und zwar genau zu dem Zeitpunkt, als er selbst (erfolglos) versuchte, sich zu nobilitieren.³⁴

Auch die Hofprediger gewannen immer mehr an Aufmerksamkeit und ihre Bedeutung wuchs mit jeder Veröffentlichung, für die sie die Unterstützung ihrer Gönner erhielten. Ihre Tätigkeiten verstärkten nicht nur die konfessionelle Identität der Menschen am Hof, sondern verbreiteten darüber hinaus innovative theologische Konzepte (z. B. den Pietismus), weswegen ihre Aktivitäten für die gesamte lutherische Gemeinde an Bedeutung gewannen. Es ist etwa belegt, dass die Calisius als Schirmherren gezielt Anwärter für Predigerstellen bereits während ihres Studiums³⁵ auswählten, sie unterstützten und nach ihrem Studienabschluss zunächst als Hauslehrer (Hofmeister) anstellten. Wie selbstverständlich wurden sie anschließend für Posten außerhalb des Familienbesitzes empfohlen. Ab dem späten 17. Jahrhundert unterstützten die mit den Calisius verwandten Zays etwa in erheblichem Maße verschiedene Übersetzungen und Ausgaben von Büchern pietis-

33 Auf Empfehlung von Prinz Eugen erteilte Karl III. am 20. September 1717 Philip Heinrich Calisius Lob für seine Tapferkeit bei der Belagerung von Belgrad. MV SR, SNA: Bestand Zay – Bučiansky archív, Varia, Rázgha – Kališ, Kart. 335a ,1.Theil, fol. 26–27.

34 Zur Person Ján Hajnýs/Johann Hajnóczis vgl. Eva KOWALSKÁ/ Karol KANTEK, Uhorská rapsódia alebo tragický príbeh osvietenca Jozefa Hajnóczyho [Ungarische Rhapsodie oder die tragische Geschichte des Aufklärers Joseph Hajnóczy]. Bratislava 2014, 32–37.

35 Ab 1770 förderte das Adelsgeschlecht der Zays, die mit den Calisius verwandt waren, die Entwicklung des Bildungswesens, indem sie eine Stiftung mit dem Kapital von 1.000 Gulden gründeten, aus derer Zinsen Stipendien für das Studium von zwei armen Söhnen der Gutsbesitzer am evangelischen (unteren) Gymnasium in Trentschen bezahlt wurden, bei deren Auswahl sie ein entscheidendes Mitspracherecht hatten.

tischer Autoren³⁶ und eine ähnliche Haltung ist auch von den Calisius überliefert, sowohl bei männlichen als auch weiblichen Mitgliedern der Familie.³⁷

Die Betonung des „Adelsstands“ durch Bildung wurde im 18. Jahrhundert zu einem festen Bestandteil von Strategien zur Erlangung von sozialem Ansehen und war auch den Calisius und ihren Verwandten, den Zays, nicht fremd. Die universitäre Bildung wurde offenbar schon in der Generation von Philipp Heinrich Calisius als wesentliche Stufe auf dem Weg zur Persönlichkeitsentfaltung betrachtet. In seinem Fall wird dies durch seine persönliche Bibliothek belegt, die ursprünglich in Sobotište (Sobotischt/Freischütz) aufbewahrt und 1722 katalogisiert wurde und bedeutsame juristische, historische und philosophische Schriften aus ganz Europa umfasste.³⁸

Solche Traditionen verfestigten sich erst im Laufe der Generationen. Die Erziehung fand zunächst zweifellos im häuslichen Umfeld mittels der meist universitär gebildeten Privatlehrer, die jedoch die Wünsche der Eltern berücksichtigten, statt. Während im Falle der Familie Zays eine Anweisung aus der Feder Peter Zays (1776) für einen solchen Hauslehrer (Hofmeister) zur Erziehung seiner Söhne überliefert ist,³⁹ scheint sich Johann Traugott Calisius bei der Erziehung seines einzigen

36 In Diensten der Zays war auch Tobias Masnicius tätig, ein Opfer der Verfolgung ungarischer Protestanten während der sog. Trauerdekade (1671–1681), ein früher Anhänger Speners und Verfasser der ersten Grammatik der slowakischen Sprache nach dem Vorbild der Kralitzer Bibel (die sog. „bibličtina“). Zur Form und Bedeutung von Masnicius' Kodifizierung vgl. Lubomír ĎUROVIČ, Zpráva pjsma slowenského Tobiáša Masnicia a problém slovenskej identity [Zpráva pjsma slowenského von Tobias Masnicius und das Problem der slowakischen Identität]. In: Slovenská reč. Časopis pre výskum slovenského jazyka 73 (2008), No. 3, 129–138.

37 Miloš KOVAČKA, Mária Révaiová, rodená Forgáčová, Alžbeta Révaiová, rodená Teuffelová, Katarína Sidónia Révaiová, vydatá Ostrožičová, Katarína Révaiová, rodená Ujfalušiová, Alžbeta Révaiová, vydatá (1) Petróciová, (2) Calisiová v slovenských a turčianskych evanjelických dejinách [Mária Révai, geborene Forgáč, Alžbeta Révai, geborene Teuffel, Katarína Sidónia Révai, geborene Ostrožič, Katarína Révai, geborene Ujfaluši, Alžbeta Révai, geborene (1) Petróci, (2) Calisius in der slowakischen und Turzer Evangelischen Geschichte]. In: KOVAČKA / AUGUSTÍNOVÁ / MAČUHA (Hg.), Rod Révai, wie Anm. 10, 152–188. Die Unterstützung wurde etwa dem Prediger Elias Milecz und seiner Übersetzung der Postilla von Spener zuteil (Postila aneb gruntovní učení a člancích víry Křestanské, na obyčejná nedělní a sváteční Evangelia, z Svátého Božského Slova důvodně předložené, a pro rozšíření spasitelné známosti pravdy vydané [Postilla oder die Lehre und Artikel des christlichen Glaubens, über die gewöhnlichen Sonntags- und Festtageevangelien, vernünftig dargelegt aus dem heiligen Gotteswort, und veröffentlicht zur Verbreitung des heilversprechenden Bekanntmachens der Wahrheit]. O. O. 1729.

38 Zur Analyse dieser Büchersammlung vgl. Eva KOWALSKÁ, List – kniha – knižnica: súpis knižnice baróna Calisia z roku 1724 ako svedectvo o vedeckých poznatkoch a záujmoch [Brief – Buch – Bibliothek: Ein Inventar der Bibliothek des Barons Calisius von 1724 als Zeugnis wissenschaftlicher Kenntnisse und Interessen]. In: Eva AUGUSTÍNOVÁ/ Veronika MURGAŠOVÁ (Hg.), Vedecká komunikácia 1500–1800 III. [Wissenschaftliche Kommunikation III]. Žilina 2020, 105–122.

39 MV SR, SNA: Bestand Zay – Bučiansky archív, Varia, Rázgha-Kališ, Kart. 335a, 1. Theil, fol. 22.

Kindes, der Tochter Marie Elisabeth Helene, genannt Mimi (1779–1842), auf die Qualitäten und den Überblick der Hauslehrer selbst verlassen zu haben. Mimi wurde von Absolventen deutscher Universitäten erzogen, wo bereits im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts von der Aufklärung angeregte pädagogische Theorien blühten. Nach Bitschitz kamen vor 1788 so zunächst Christian Genersich, danach Karl Heinrich von Lang (1788–1789), anschließend der Bruder des Ersteren, Johann Genersich (* 15.08.1761, † 18.05.1823, als Hauslehrer 1789 bis etwa 1792), der vor allem wegen seiner Englischkenntnisse von Johann Traugott Calisius in Wien engagiert wurde, und schließlich, auf Empfehlung seines Vorgängers, Johann Wächter (* 05.12.1768, † 26.04.1827, als Hauslehrer 1792–1794). Alle diese Hauslehrer waren später als Personen des öffentlichen Lebens bekannt und betätigten sich etwa in den Bereichen Literatur, Kirchenverwaltung und Bildung. Ihre Interaktionen mit der ihnen anvertrauten Schülerin war jedoch nicht die einzige Quelle, aus der Maria Elisabeth Helena Anregungen für ihre Entwicklung der erforderlichen Kenntnisse und Fähigkeiten ziehen konnte. Neben diesen „allgemeinen“ Lehrern hatte sie nämlich auch einen Musiklehrer, einen gewissen Schmidt, sowie eine Gesellschafterin und eine Sprachlehrerin (vor allem für Französisch), die beide aus Wien stammten.⁴⁰

Bibliothek: Quelle der Erkenntnis und Belehrung

Im 18. Jahrhundert konnte ein adeliger Haushalt, der auf kulturelles Ansehen und Repräsentation bedacht war, nicht mehr ohne eine zumindest rudimentäre Bibliothek auskommen. Im Fall von Bitschitz gab der bereits erwähnte Hauslehrer Lang an, Johann Traugott Calisius sei sehr an seiner Büchersammlung gehangen und sogar eifersüchtig auf die Benutzung seiner Bücher durch Fremde gewesen.⁴¹ Der Besitzer betrachtete seine Bibliothek zweifellos als Quelle seines Wissens, aber auch als Bestandteil seiner familiären und persönlichen Repräsentation. Der genaue Umfang der Bibliothek lässt sich heute weder abschätzen noch bestimmen, da diese nach dem Tod von Johann Traugott als Teil des Erbes seiner Tochter Mimi in der Sammlung der Familie Zay aufging. Es kann jedoch davon ausgegangen werden, dass der Aufbau der gesamten Bibliothek ein interessanter Prozess war, denn ihre Ursprünge in Bitschitz reichen mindestens bis zu Katharina Révay, geborene Ujfalussy († 4.12.1700) und ihrer Tochter Elisabeth Calisius, geborene Révay, zurück.

40 Karl Heinrich von LANG, *Memoiren des Karl Heinrich Ritters von Lang. Skizzen aus meinem Leben und Wirken, meinen Reisen und meiner Zeit, I. Theil.* Braunschweig 1841, 130. Vertrag mit Gesellschafterin Fräulein Therese von Koutzer aus Wien, datiert am 01.10.787: MV SR, SNA: Bestand Zay – Bučiansky archiv, Karol Zay, Kart.193, fol. 151.

41 LANG, *Memoiren*, wie Anm. 40, 131.

An beide Frauen, die auch als wichtige Fördererinnen von Kirchengemeinden, Predigern und Schulen auftraten, waren unter anderem zahlreiche Gelegenheitsgedichte mit Glückwünschen gerichtet, die in einer Handschriftensammlung erhalten sind, die ebenfalls zu den Beständen der Bibliothek gehörte.⁴²

Neben den Ländereien, die Philipp Heinrich nach dem Tod seiner ersten Frau geerbt hatte, brachte er aber selbst ebenfalls eine recht umfangreiche Bibliothek mit, die entweder auf die Rázghas im Schloss in Sobotischt zurückging, oder – was angesichts der Art der darin vertretenen Titel wahrscheinlicher scheint – er begann sie selbst aufzubauen. Nach Philipp Heinrichs Tod wurde die Sammlung in ein repräsentatives Haus in Skalitz überführt, wo sein Sohn Johan Christian Calisius (vor 1713–1750) auf seinen Reisen nach Wien Station machte. Hier wurden 158 Buchtitel, so manche in mehreren Bänden, aufbewahrt, von denen viele im heutigen Bestand der Zay-Bibliothek zu finden sind. Da das Haus in Skalitz vermietet wurde, wahrscheinlich um einen Teil der Kosten für den Bau des neuen Herrensitzes in Bitschitz oder den Kauf des Anwesens in Drogomyśl zu decken, wurden die Bücher später in den neuen Familiensitz in Bitschitz gebracht.⁴³

Die Bibliothek in Bitschitz wurde natürlich schrittweise aufgebaut, wobei die Häufigkeit und der Umfang von Ankäufen noch nicht vollständig geklärt sind. Die überlieferten Informationen zeugen jedoch von interessanten Verbindungen des letzten Besitzers, Johann Traugott Calisius, mit verschiedenen Persönlichkeiten, die in der „Kulturszene“ der damaligen Zeit bekannt waren: So findet man ihn unter den Subskribenten oder Förderern der Veröffentlichung des dritten Bandes von Johann Caspar Lavaters (* 05.11.1741, † 02.01.1801) Werk über Physiognomie, das unter den in der Zay-Bibliothek zugänglichen Werken aufgeführt ist.⁴⁴

42 Gizela GÁFRIKOVÁ, Príspevok k figuratívnej poézii slovenského baroka (Gratulačné verše v révayovskom pamätníku) (Ein Beitrag zur figurativen Poesie des slowakischen Barocks (Gratulationsverse im Révay-Denkmal). In: Gizela GÁFRIKOVÁ, Zabúdané súvislosti (Štúdie o slovenskej literatúre 17.–18. storočia) [DIES., Vergessene Zusammenhänge (Studien zur slowakischen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts)]. Bratislava 2006, 159–173.

43 Nach der Anmietung des Hauses in Skalitz zog die Bibliothek nach Bitschitz um und wurde später mit der Büchersammlung der Zays zusammengelegt. Vgl. Eva KOWALSKÁ, Calisiovcí a Bytčica: zabudnuté centrum vzdelanosti [Die Calisius´ und Bitschitz: vergessenes Zentrum der Ausbildung]. In: Eva AUGUSTÍNOVÁ / Veronika MURGAŠOVÁ (Hg.), Vedecká komunikácia 1500–1800 [Wissenschaftliche Kommunikation] II. Žilina, 60–79.

44 Johann Caspar LAVATER, Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntniss und Menschenliebe. Erster – Vierter Versuch. Leipzig 1775–1778, hier: Dritter Versuch, Leipzig 1777, unpaginierte Seite 363. Das komplette 4-bändige Werk befindet sich im Bestand der Zay-Bibliothek: ZAY 0367.

Unbekannter Briefwechsel zwischen J. H. Campe und J. T. Calisius

Die Büchersammlung der Calisius wurde aber auch durch den einzigartigen und bisher völlig unbekanntem direkten Kontakt von Johann Traugott Calisius mit dem „Star“ der zeitgenössischen Pädagogik, Johann Heinrich Campe, bereichert.⁴⁵ Es ist nicht dokumentiert, seit wann der persönliche Kontakt bestand (beide hielten sich etwa zur gleichen Zeit in Wien auf), aber Calisius hat Campe sicherlich im Laufe des Jahres 1788 brieflich kontaktiert, als Campe nicht antwortete, drängte er diesen offenbar, dies zu tun. In der Folgezeit schickte Campe mindestens vier Briefe nach Ungarn (diese sind in seinem publizierten Briefwechsel nicht aufgeführt),⁴⁶ die alle im Anhang des vorliegenden Artikels veröffentlicht werden. Ihr Inhalt besteht aus Kommentaren Campes zu Erziehungsfragen, insbesondere zu denen von Calisius' Tochter Mimi, sowie aus Informationen über die Lieferung von Paketen mit für sie geeigneten Büchern. Der Vater war offensichtlich besorgt über den Einfluss des Wiener Milieus, in dem das Mädchen wegen der Behandlung ihrer Augenkrankheit längere Zeit verbringen musste, sowie auch über die Folgen der Langeweile, die sich aus dem Mangel an Reizen in ihrem Familiensitz in Bitschitz ergab.⁴⁷ Besonderes Augenmerk legte Campe auf die Auswahl des Religionslehrbuchs, nach sorgfältiger Prüfung kam er zu dem Schluss, dass keines seiner (und, wie er annahm, auch jener Mimis Vaters) Vorstellung von der Eignung für den Unterricht entsprach. Campe beschloss daher, Calisius den Entwurf seines eigenen Lehrbuchs zu schicken, an dem er seit mehreren Jahren arbeitete und welches er in seine geplante Schulenzyklopädie aufnehmen wollte (später schrieb er ihm, auch die veröffentlichte Fassung senden zu wollen). Gleichzeitig nannte er die Titel seiner Artikel über Erziehung, aus denen der Vater (oder Hofmeister) Lehren ziehen könnten. Die junge Dame sollte sich bei ihrer Persönlichkeitsbildung auch nicht durch Romane und unterhaltsame Vorträge ablenken lassen, sondern sich einem Spektrum an moralischer Literatur widmen. Geeignete Titel sandte er ihr beziehungsweise ihrem Vater auch regelmäßig zu.⁴⁸

45 Hans-Heino EWERS, Joachim Heinrich Campe als Kinderliterat und Jugendschriftsteller. In: Ders., *Erfahrung schrieb's und reicht's der Jugend: Geschichte der deutschen Kinder- und Jugendliteratur vom 18. bis zum 20. Jahrhundert: gesammelte Beiträge aus drei Jahrzehnten*. Frankfurt a. M. 2010, 53–78.

46 Hanno SCHMITT (Hg.), *Briefe von und an Joachim Heinrich Campe*. Bd. I: Briefe von 1766–1788. Wiesbaden 1996; Hanno SCHMITT / Anke LINDEMANN-STARK / Christophe LOSFELD (Hg.), *Briefe von und an Joachim Heinrich Campe*. Band 2: Briefe 1789–1814. Wiesbaden 2007.

47 Vgl. Anhang 1. Die geschickten Texte plädieren für Gleichgewicht in der Erziehung des Kindes.

48 Vgl. Anhang 3.

Die von Campe ausgewählten und über den Preßburger Buchhändler Philipp Ulrich Mahler (* 1746, † 1806)⁴⁹ nach Bitschitz geschickten Bücher sind offenbar angekommen – die Sammlung der Zay-Bibliothek enthält Titel vieler der in den Briefen vorgeschlagenen Werke. Höchstwahrscheinlich fand auch die Übergabe des erwähnten unveröffentlichten Textes (oder einer Kopie des Manuskripts) von Campes Religionslehrbuch statt, da Campe für diese großzügige Geste zwar um kein finanzielles Entgelt, aber um eine symbolische Belohnung in Form von gutem Wein bat, wengleich das Manuskript im umfangreichen Archiv der Zays und der Calisius bisher nicht gefunden werden konnte. Dies scheint jedoch keine verlässliche Methode gewesen zu sein, um ein solches „Honorar“ aus Ungarn herauszuholen, insbesondere während der unsicheren Verhältnisse der ersten Kriegshandlungen gegen das revolutionäre Frankreich. Der versandte Wein konnte „verloren gehen“, verschüttet werden oder anderweitig zu Schaden kommen, obwohl die Lieferung von Mahler, einem Buchhändler, der regelmäßig nach Deutschland reiste, verantwortet wurde. Wahrscheinlich sollte sich Campe auch zu den Fortschritten der offensichtlich literarisch begabten kleinen Marie äußern, denn er war der Meinung, es müsse darauf geachtet werden, dass die umfangreiche Bildung und Lektüre ihr nicht schade. Ein Beleg für diese Haltung ist seine Empfehlung und offenbar auch die Übersendung einer Schrift über die Schädlichkeit von zu viel Bildung.⁵⁰

Die Briefe von Campe enthalten eine weitere interessante Information, die die Vielzahl der Kanäle belegt, über die Gerüchte und Insiderinformationen über den Verlauf der Französischen Revolution verbreitet wurden. Campe selbst vertraute seinen Briefen keine direkten Beobachtungen zu den Ereignissen in Paris an, aber in einem dieser Briefe (Anhang 2) ergriff er die Initiative und schickte einem unbekanntem Adressaten einen Hinweis auf seine kürzlich veröffentlichten Aufzeichnungen *Briefe aus Paris*. Das Buch selbst wollte und konnte er damals nicht an Calisius schicken, da die dritte Auflage bereits ausverkauft war; er riet daher, bis zur Leipziger Buchmesse zu warten und dann die Lieferung nach Ungarn zusammen mit den anderen vorgeschlagenen Titeln zu veranlassen. Ansonsten überwogen pädagogische Werke von Campe und anderen Autoren (Ernst Christian Trapp, * 08.11.1745, † 18.04.1818; Christian Gotthilf Salzmann, * 01.06.1744, † 31.10.1811; John Locke, * 29.08.1632, † 28.10.1704; Christoph Christian Sturm, * 25.1.1740, † 26.08.1786; Pierre Villaume, * 18.07.1746, † 10.06.1825 u. a.) – lauter

49 Zu ihm vgl. Petronela BULKOVÁ, Booksellers' networks between the German and Hungarian book markets in the late 18th century. In: *Human Affairs* 23, (2013), 359–372.

50 Vgl. Anhang 2.

Werke fortschrittlicher Aufklärer, die auch auf den *Index librorum prohibitorum* gelangten.⁵¹

Der erwähnte Brief ist nicht nur als Beleg für die verschiedenen Formen der Verbreitung von Nachrichten über Frankreich interessant, sondern deutet auch – zunächst hypothetisch – auf die Existenz eines größeren Kreises von Personen aus Ungarn hin, die in direktem oder indirektem Kontakt mit Campe standen. Die Anrede in der Kopfzeile dieses umfangreichsten Briefes – „*Hochzuverehrender Herr Graf*“ – lässt vermuten, dass Calisius nicht unbedingt der eigentliche Empfänger dieses Schreibens war. In dem vorangegangenen und den nachfolgenden Briefen redete Campe Calisius korrekt als „Baron“ an. Die Anrede „Graf“ kann in der Tat einfach ein Fehler des Verfassers gewesen sein, der mit einer Vielzahl von Persönlichkeiten korrespondierte, und es ist möglich, dass Calisius ihn dafür ermahnte und Campe daraufhin zur korrekten Verwendung des Titels „Baron“ in der Anrede zurückkehrte. Es mag jedoch sein, dass der Brief an eine andere Person mit einem Grafentitel gerichtet war, mit der Calisius ebenfalls in engem Kontakt stand. Zu dieser Zeit trug niemand aus dem ungarischen lutherischen Adel, auch nicht Calisius, einen Grafentitel. Betrachtet man die möglichen Adressaten unter den katholischen Grafen, die sich mit Fragen der Bildung und Pädagogik befassten, so käme Graf Ferenc Balassa (* 03.04.1736, † 28.08.1807), der ehemalige Direktor des Preßburger Schulbezirks, in Frage, der sich jedoch längst aus leitenden Positionen im Bildungswesen zurückgezogen hatte. Zu erwägen wären vielmehr Graf Anton Brunszvik (* 13.05.1745, † 05.11.1793) oder Graf Ludwig/Lajos Török (* 07.10.1748, † 23.06.1810), die beide leitend im Bildungswesen tätig beziehungsweise während des Landtags von 1790–1791 an der Vorbereitung der neuen Bildungsreform in Ungarn beteiligt waren.⁵² Diese Erwägungen werden durch eine umfassende Liste von Titeln unterstrichen, die bei der Formulierung der Vorschläge für eine Bildungsreform, die man in einer der parlamentarischen Kommissionen zu diskutieren begann, hilfreich gewesen sein könnten. Beide Grafen waren Mitglieder dieser Kommission, und sie waren es auch, die sich theoretisch mit Bildungsfragen befassten.⁵³ Obwohl ihre direkte Verbindung zu Johann Ca-

51 Ivona KOLLÁROVÁ, *Tajne. Nebezpečná myšlienka a netransparentnosť komunikačných sietí v čase nepokoja (1789–1799)* [Geheim. Gefährliche Ideen und die mangelnde Transparenz der Kommunikationsnetze in Zeiten des Aufbruchs (1789–1799)]. Bratislava 2020, 90–92, 119.

52 Éva HOÓS, *At the Crossroads of Ancient and Modern. Reform Projects in Hungary at the End of the 18th Century*, Discussion Papers No. 36, Budapest 1996.

53 Ludwig TÖRÖK, *Etwas von der guten Erziehung der Kinder*. Pressburg 1789. In der Abschrift ist das Projekt von Anton Brunszvik, *Planum super eo, qua [...] ratione [...] Instituta puellaria in Regno Hungariae [...] ad scopum Nationalis educatio conformandae sint*, enthalten. Staatsarchiv Prešov – Zweigstelle Levoča, Fonds Horváth-Stansitz, kr. 192, *Negotia educationis*. Zur Analyse vgl. Eva KOWALSKÁ, *Die Frau als Objekt und Produkt der Bildung im Ungarn des 18. Jahrhunderts*. In: Lilla KRÁSZ / Brigitta PESTI / Andrea SEIDLER (Hg.), *Medien, Orte, Rituale. Zur Kulturgeschichte*

lisius in den überlieferten Archivalien (noch) nicht dokumentiert ist, ist es nicht ausgeschlossen, dass einer der beiden, nachdem er selbst den Brief über die für Mädchen bestimmte Erziehungsliteratur gelesen und eventuell die von Campe empfohlenen Bücher erhalten hatte, diesen Brief an Baron Calisius „weiterleitete“, um ihm bei der Auswahl des Lesestoffs für seine Tochter Marie zu helfen. In den Beständen der Zay-Bibliothek sind zumindest fast alle der im Brief genannten Bücher physisch dokumentiert und zeugen von ihrer Nutzung.

Campe's äußerst populäre und empfehlenswerte Briefe über die Ereignisse in Frankreich waren nicht die einzige Informationsquelle über das meistbeachtete Ereignis der Zeit. Die erwachsene Adelsgesellschaft hatte verständlicherweise das Bedürfnis, sich über das aktuelle Geschehen auf dem Laufenden zu halten, wozu ihr neben solchen sporadisch durchsickernden, authentischen Berichten vor allem Zeitungen und Zeitschriften dienten. Verschiedene Archivdokumente beinhalten Rechnungen für Abonnements mehrerer Zeitungen, die dann in das abgelegene Bitschitz im nordwestlichen Grenzgebiet Ungarns geliefert wurden: Unter den Titeln, die bereits 1724 von Sobotischt nach Skalitz transportiert werden mussten, befand sich etwa Johann Hübners (* 17.03.1668, † 21.05.1731) umfangreiches *Zeitungs-Lexikon*. Später wurden die *Wiener Zeitung* und *Preßburger Zeitung* sowie die von Campe herausgegebenen *Zeitungen zur Selbstverständlichkeit*, Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts gefolgt von der *Hamburger Staats- und Gelehrte Zeitung*⁵⁴ und nicht näher spezifizierten französischen Zeitungen, ganz zu schweigen von Literaturjournalen und den außerordentlich stark vertretenen Frauen- und Modezeitschriften.⁵⁵

Das überlieferte Korpus der umfangreichen Büchersammlung und vor allem die unmittelbaren Zeugnisse des länger andauernden Briefwechsels des ungarischen Adligen Johann Traugott Calisius mit der Leitfigur der zeitgenössischen Pädagogik, Joachim Heinrich Campe, bezeugen die unmittelbare Einbeziehung der entlegeneren Regionen Ungarns in die Prozesse des Kulturtransfers. Ihre Protagonisten waren also nicht nur Intellektuelle in Städten mit einer entwickelten Infrastruktur, sondern auch – oder vielmehr gerade – gebildete Persönlichkeiten der lokalen Elite. Schließlich studierte Johann Traugott Calisius selbst (wie übrigens mindestens einer

weiblicher Kommunikation im Königreich Ungarn, Verflechtungen und Interferenzen. Studien zu den Literaturen und Kulturen im zentraleuropäischen Raum. Bd. 4, Wien 2020, 239–252, hier 244.

54 *Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheischen Correspondenten*. Im Bestand der Zay-Bibliothek sind die Jahrgänge 1778 bis 1798 erhalten, genauso wie das in Hamburg herausgegebene *Politische Journal nebst Anzeige von gelehrten und andern Sachen* (Jahrgänge 1783 bis 1797): ZAY 11225-11237, bzw. ZAY 09478-09503.

55 In der Zayschen Bibliothek sind bewahrt z. B. 149 Nummer von *Journal des Luxus und der Moden* aus den Jahren 1788–1803, wie auch 46 Nummer von *Journal des dames et des modes* aus den Jahren 1802–1814.

seiner Brüder) an der Universität Jena. In seiner nächsten Umgebung und Familie war er aber durchaus nicht der Einzige, der unmittelbare Kontakte zur deutschen Aufklärung pflegte: Seine Schwester Ludovica Amalia, Witwe des ersten Generalinspektors der Evangelischen Kirche A. B., stand in direktem Kontakt mit dem Statistikprofessor Heinrich Moritz Gottlieb Grellmann (* 07.12.1756, † 13.10.1804), dem sie die neuesten Erkenntnisse über die Geschehnisse in Ungarn vermittelte und den sie immer wieder zu sich einlud. Ihr Stiefsohn Emmerich Zay konnte sich zwar anders als seine Frau Marie (Mimi) auf dem Gebiet der Literatur kaum durchsetzen, war dafür aber mit der zeitgenössischen Buchproduktion (vor allem auf den Gebieten der Wirtschaft und Technik) und den Denkströmungen bestens vertraut. Inspirieren ließ er sich unter anderem von der amerikanischen Verfassung. Die erworbene Bildung und Erfahrung setzte er eher in philanthropische Aktivitäten und technische Neuigkeiten um und gestaltete so sein unmittelbares Umfeld⁵⁶ – der Kulturtransfer fand also seinen gesellschaftlichen Ausdruck.

Schluss

Was die Anregungen und Einflussnahme betrifft, wurde Bitschitz im Laufe des 18. Jahrhunderts zu einem Ort, an dem sich vielfältiges Wissen in Form von Büchern, Zeitungen und Korrespondenzen konzentrierte, wichtige Entscheidungen getroffen wurden und bedeutende Persönlichkeiten aus verschiedenen Bereichen der geistigen Tätigkeiten – entweder physisch oder „virtuell“ durch Korrespondenz – einander begegneten. Joachim Heinrich Campe war nur einer der Protagonisten dieses Kulturtransfers, doch seine vermittelte Gegenwart erklärt, wodurch beziehungsweise durch wen, zumindest im protestantischen Milieu,⁵⁷ wichtige Impulse der zeitgenössischen deutschen Aufklärung und Pädagogik so rasch in Ungarn widerhallten. Das Schloss in Bitschitz kann somit zu Recht zu den wichtigen Zentren des kulturellen Austausches von überregionaler Bedeutung gezählt werden, genauso wie seine Bewohner:innen und Besucher:innen auf vielfältige Weise kommunikative Prozesse anregten und darin agierten.

56 Eva KOWALSKÁ, *Dôstojník v armáde a spoločnosti na prelome 18. a 19. storočia: Imrich II. Zay a jeho kariéra (1765–1831)* [Ein Offizier in der Armee und Gesellschaft: Imrich II. Zay und seine Karriere (1765–1831)]. In: *Vojenská história* [Militärgeschichte] 19 (2015), No. 2, 147–160.

57 Vgl. dazu auch Jozef TANCER, *Im Schatten Wiens. Zur deutschsprachigen Presse und Literatur in Pressburg des 18. Jahrhunderts*. Bremen 2008.

Anhang

1. Brief von Joachim Heinrich Campe an Johann Calisius, Braunschweig, 1.10.1788

Quelle: MV SR, SNA: Bestand Zay – Bučiansky archív, Karol Zay, Kart. 193, Fasz. 1-155, Fol. 160-161.

*Hochwohlgebohr(e)ner Herr,*⁵⁸

Hochzuverehrender Herr Baron,

Das Vertrauen, womit Eur(er) Hochwohlgeb(oh)r(ener) mich zu beehren belieben, fordert mich zur lebhaftesten Erkentlichkeit auf. Ich wünschte demselben in Ansehung des pädagogischen Bedürfnisses, worüber Sie sich beklagen, entsprechen zu können: aber leider! fühlte ich selbst, so oft ich Religion zu lehren hatte, das nämliche Bedürfniss, stark und dringend, und unter den Hundert Lehrbüchern, welche seit einiger Zeit in diesem Fache erschienen, fand auch ich nicht eins, welches mir vollkom(m)en zweckmäßig und brauchbar geschienen hätte. Ich entwarf daher selbst einen Leitfaden für diesen Unterricht, an dem ich nun schon seit sechs Jahren gefeilt und gebessert habe, um ihn als einen Theil der von mir zuveranstaltenden Schulencyclopädie dem Publicum zu übergeben. Da aber hierüber wo(h)l noch ein Jahr und darüber verstreichen dürfte: so lasse ich ihn für Eur(er) Hochwohlgeb(o)h(rener) abschreiben, und werde die Ehre haben, Ihnen denselben in einigen Wochen(?) zu zusenden. Ich mache dabei nur die einzige Bedingung, daß diese Copie lediglich zu dero Privatgebrauche sey möge, und daß Sie dieselbe in keine fremde Hände wollen kom(m)en lassen. Finden Eur(er) Hochwohlgeb(ohrener) diesen Entwurf Ihren Erwartungen u(nd) den Bedürfnissen Ihrer Hochachtungsvollen Tochter angemessen, und sind Sie, wie ich vermuthete, begütert: so erbitte ich mir dafür ein kleines Gegengeschenk an ungrischen Nectar⁵⁹ für meine Freunde. Finden Sie ihn hingegen nicht brauchbar, oder sind Sie nicht begütert: so erwünsche ich Sie, diese Bitte als ungethan anzusehen.

Aus dem was Eur(er) Hochwohlgeb(ohrener) mir von den Fähigkeiten und Fortschritten Ihrer lieben kleinen Marie⁶⁰ zu melden belieben, besorge ich beinahe den Schluß ziehen zu müssen, daß sie schon einen für ihr Alter zu hohen Grad des litterarischen Geistescultus angenom(m)en habe. In dem unbeschreiblichen Gedränge von Geschäften und Zerstreungen, welche von allen Seiten auf mich zustürmen, kan(n) ich bei dieser Besorgniß weiter nichts thun, als Eur(er) Hochwohlgeb(ohrener) ersuchen, meine Aufsätze über die frühreife

58 Bei der Textedition aller Briefe wurden die originalen Schreibweisen beibehalten und nur eindeutige Lücken (Kürzungen) in Klammern ergänzt.

59 Wahrscheinlich Tokayer Wein.

60 Unterstreichung (auch die weiteren) im Original. Die Tochter Marie Elisabeth Helene (* 23.02.1779, † 01.04.1842) war damals neun Jahre alt.

*Ausbildung*⁶¹ und über die nöthige Sorgfalt zur Erhaltung des Gleichgewichts unter den Seelenkräften im *Revision Werke*⁶² und den väterlichen Rath für meine Tochter in *Braunschweigischen Journale*⁶³ zu lesen.

Und nun erlauben Sie mir noch, in größter Eile eine Versicherung der großen Hochachtung hinzuzufügen, welche Ihre gütige Zuschrift mir eingeflüßt hat und womit ich die Ehre habe zu seyn.

Eur(er) Hochwohlgebohr(ener)

Braunschweig d(en) 1ten 8br. (17)88

Gehorsamster Diener Campe

P.S.

Eur(er) Hochwohlgeb(ohrener) erste Zuschrift, deren Sie erwähnen, habe ich nicht erhalten.

2. Brief von Joachim Heinrich Campe an einen unbenannten Grafen, undatiert (nach dem 15. November 1790–1792)

Quelle: MV SR, SNA: Bestand Zay – Bučiansky archív, Ján Kališ – ev. a.v.cirkev, Kart. 140, No. 1-102, Fasz. L, Fol. 227-229.

Hochgebohrener Herr,

Hochzuverehrender Herr Graf,⁶⁴

Gerührt und beschämt durch die große Güte und das verehrliche Wohlwollen, welche aus jeder Zeile der Antwort, womit Sie mich haben beehren wollen, hervorleuchten, eile ich, edler Herr Graf, Sie zuvörderst wegen jedes Ausdrucks meines letzten Schreibens, worin Sie eine Art von Empfindlichkeit zu bemerken glaubten, ehrerbietig um Verzeihung zu bitten.

61 [Joachim Heinrich CAMPE], Ueber die große Schädlichkeit einer allzufrühen Ausbildung der Kinder. Von J. H. Campe. In Allgemeine Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens 1786, Heft 5, 1–160 befindet sich in der Zayscher Bibliothek: ZAY 06415.

62 [Joachim Heinrich CAMPE], Von der nöthigen Sorge für die Erhaltung des Gleichgewichts unter den menschlichen Kräften: besondere Warnung vor dem Modefehler die Empfindsamkeit zu überspannen. In: Allgemeine Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens 1785, Heft 3, 291–434 befindet sich in der Zayscher Bibliothek: ZAY 06413.

63 Braunschweigisches Journal philosophischen, philologischen und pädagogischen Inhalts, 1788, 5. Stück (Mai 1788), 44–68; der Artikel erschien in mehreren Folgen. Zeitschriftennummern seit März 1788, inkl. des avisierten Stücks, befinden sich in der Zayscher Bibliothek: ZAY10559-10567.

64 Zum möglichen Adressaten siehe den obenstehenden Text. Die Datierung ermöglicht eine Erwähnung von Alexander Leopold von Habsburg-Lothringen als Palatin von Ungarn. Seine Wahl fand am 15.11.1790 statt. Die im Brief erwähnten Ausgaben erlauben jedoch eine nähere Datierung des Briefes auf das Jahr 1792.

Es ist mir ungemein erfreulich, daß mein Leitfaden zum Religionsunterrichte Ihrer Erwartung einigermaßen entsprochen hat. Ein geschickter Lehrer wird die Mängel desselben leicht ersetzen können. Wollten Sie die Güte haben, mir das, was einer Misdeutung fähig zu seyn scheint, gefälligst anzuzeigen, so würde ich dafür sehr erk(n)tlich seyn.

Mein Aufenthalt in Paris fiel in die ersten Wochen der großen Staats-umwälzung und gab mir daher Gelegenheit zu höchst interessanten Bemerkungen, die ich in Briefen aus Paris zur Zeit der Revoll(!)ution geschrieben⁶⁵ bekan(n)t gemacht habe, u(nd) wovon in(n)erhalb eines Jahrs drei Auflagen gemacht werden mußten. Gern schickte ich Ihnen dieses Werk, wenn ich nur eine Gelegenheit zu einer sichern u(nd) nicht gar zu theuern Uebersendung wüßte. Diese wird sich aber erst zur Zeit der Leipziger Messe finden. Sollten Sie dan(n) auch eins oder das andere aus beiliegenden Bücherverzeichniß bestellen: so kön(n)ten jene Briefe beigelegt werden. Wollten Sie die Güte haben, uns zu diesem Behuf einen Com(m)issionär zu nennen, dem das Paket anvertraut werden könnte: so würde ich besorgen, daß es ihm zugestellt würde. Der meinige in Leipzig ist der Buchhändler Hertel.⁶⁶

Jam(m)er u(nd) Schade, daß dH. Baron P(ronay) sich veranlaßt gesehen hat, seine pflegende Hand von den dortigen Schulanstalten abzuziehen!⁶⁷ Was kan(n) man von Mönchen erwarten, von Leuten, welche alles aufs Kloster u(nd) auf das Interesse der Geistlichkeit, nichts auf das menschliche Leben in der Welt reduciren!

Die Aeusserung Ihres Palatinus berechtigt zu großen Hoff(n)ungen.⁶⁸ Ungarns guter Genius erhalte ihn bei dieser Denkungsart!

Daß Sie meinen väterlichen Rath für meine Tochter⁶⁹ nicht erhalten haben, thut mir sehr leid. Wen(n) ich je etwas schrieb, worüber ich mir Ihre Zufriedenheit zu verheissen wagen mögte. So ist es dies, ganz aus meinem Herzen geflossene Buch u(nd) das Gegenstück desselben, der jetzt gänzlich von mir umgearbeitete Theophron. Ich lasse von ersterem jetzt eben

65 Erschien in Braunschweig 1790, befindet sich in Zayscher Bibliothek: ZAY 06336.

66 Hervorhebung im Original. Es handelte sich wahrscheinlich um Gottfried Christoph Härtel (1753–1827).

67 Gabriel Prónay war der erste Lutheraner in der Schulverwaltung. Seine Entlassung aus dem Posten des Direktors des Pressburger Schuldistrikts und Ersetzung durch den Domherrn Ladislaus Tompa (erwähnt im Brief als „Mönch“) erweckte große Aufmerksamkeit und führte zum Widerstand aufklärerisch denkender Zeitgenoss:innen, inkl. Studenten. Dazu Eva KOWALSKÁ, De conciliandis Hungaris proiectum – reakcia na ohrozenie tolerancie (1790) [De conciliandis Hungaris proiectum – Reaktion auf die Gefährdung der Toleranz (1790)]. In: Miscellanea Anno 1999. Acta Collegii evangelici Prešovians VII. Prešov 2000, 79–88.

68 Zu ihm PETŐ, Balázs Lajos. Az elfeledett palatinus: Habsburg-Lotaringiai Sándor Lipót nádor magyarságpolitikája [Der vergessene Palatin: Alexander Leopold von Habsburg-Lothringen und seine Politik des Magyarismus]. In: Móra Akadémia 8 (2020), 131–145.

69 Eine eigenständige Edition als Joachim Heinrich CAMPE, Väterlicher Rath für meine Tochter. Ein Gegenstück zu Theophron. Der erwachsenen weiblichen Jugend gewidmet. Frankfurt – Leipzig 1790, befindet sich in der Zayscher Bibliothek: ZAY 06447– sie gelang offensichtlich zum Adressat. Siehe auch Anm. 63; in diesem Fall handelt sich jedoch um eine andere Sendung, als jene, die im Brief vom 01.10.1788 erwähnt worden war.

die dritte verbesserte Auflage drucken.⁷⁰

Erhalten Sie mir, verehrungswürdigster Herr Graf, Ihr gütiges Wohlwollen, u(nd) seyn Sie von der in(n)igsten Verehrung überzeugt, womit ich die Ehre habe zu seyn

Erw(er) Hochgebohren,

Aufrichtigster Verehrer

Campe

<i>Campens Sam(m)l(ung) einig(er) Erziehungsschriften ...</i>	1 r. ⁷¹
—, <i>Kinderbibliothek 6 Th(ei)l(e)n ...</i>	3 r. ⁷²
—, <i>Reisen 8 Th(ei)l(e)n ...</i>	4 r. ⁷³
—, <i>Compendium artis vivendi ...</i>	4 ggc. ⁷⁴
—, <i>über Belohnung und Strafen ...</i>	6 ggc. ⁷⁵
—, <i>Briefe aus Paris ...</i>	1 r. 4 ggc. ⁷⁶
—, <i>Theophron ...</i>	18 ggc. ⁷⁷
—, <i>väterlicher Rath ...</i>	1 r. ⁷⁸
—, <i>Auszug aus dem Theophron ...</i>	5 gg. ⁷⁹
—, <i>Klugheitslehren für Jünglinge ...</i>	7 gg. ⁸⁰
—, <i>über Empföindsamk(eit) u(nd) Empfinderei ...</i>	4 gg. ⁸¹

70 Joachim Heinrich CAMPE, *Theophron, oder der erfahrene Rathgeber für die unerfahrene Jugend: Zur Allgemeinen Schülecyclopädie gehörig*. Braunschweig 1790, befindet sich in der Zayscher Bibliothek: ZAY 06446.

71 Ders., *Sammlung einiger Erziehungsschriften*. Bd. 1, 2. Leipzig 1778. Beide Teile befinden sich in der Zayscher Bibliothek: ZAY 06408-06409. Die Preise werden in Reichsthaler und/oder Kreuzer angegeben.

72 Kleine Kinderbibliothek ist in der Zayscher Bibliothek durch Teile 1–14 vertreten, alle mit Erscheinungsdatum vor 1790: ZAY 06423-06427, 06430-06438.

73 Joachim Heinrich CAMPE, *Sammlung interessanter und durchgängig zweckmäßig abgefaßter Reisebeschreibungen für die Jugend*, erschien seit 1787. In der Zayscher Bibliothek befinden sich die Bände 2 – 4, datiert 1786–1788: ZAY 06372-06373, 06443.

74 Ders., *Compendium Artis Vivendi ex Erasmi Roterodami libro de civilitate morum puerilium et ex Jo. Lud. Vivis Valentini introductione ad veram sapientiam concinnatum*. Hamburgi 1778, befindet sich nicht in der Zayscher Bibliothek.

75 Ueber das Zweckmäßige und Unzweckmäßige in den Belohnungen und Strafen, Bestandteil von Allgemeine Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens, Theil 10, 1788, 445–568 befindet sich in der Zayscher Bibliothek: ZAY 06420.

76 Joachim Heinrich CAMPE, *Briefen aus Paris zur Zeit der Revolution geschrieben*. Braunschweig 1790 befindet sich in der Zayscher Bibliothek: ZAY 06336.

77 Siehe Anm. 70.

78 Siehe Anm. 69.

79 Kurzer Auszug aus Campens *Theophron*, Braunschweig 1790, befindet sich nicht in der Zayscher Bibliothek.

—, „ <i>Biblia sacra</i> ...		6 gg. ⁸²
—, „ <i>Etrennes pour les enfans</i> ...		6 gg. ⁸³
—, „ <i>geographisches Kartenspiel</i> ...		12 gg. ⁸⁴
—, „ <i>Robinson</i> ...		18 gg. ⁸⁵
—, —, „ <i>ins franz. übersetzt</i> ...	1 r.	4 gg. ⁸⁶
—, „ <i>Entdeckung von America</i> ...	1 r.	12 gg. ⁸⁷
—, —, —, „ <i>ins franz. übersetzt</i> ...	1 r.	12 gg. ⁸⁸
—, „ <i>Seelenlehre</i> ...		16 gg. ⁸⁹
—, „ <i>Beförder(er) der Industrie</i> ...		15 gg. ⁹⁰
—, „ <i>an meine Freunde</i> ...		6 gg. ⁹¹
—, „ <i>Sittenbüchlein</i> ...		8 gg. ⁹²
—, „ <i>Einsiedler v(on) Workworth</i> ...		8 gg. ⁹³
<i>Zur Schulencyklopädie gehörige Bücher:</i>		
<i>Trapps Auszüge aus den französisch. Klassikern</i>	1 r.	8 gg. ⁹⁴
<i>2 Th(ei)le...</i>		
	21 r.	11 gg.

80 Es handelt sich wahrscheinlich um Klugheitsregeln, die man beim Anfang der Bekanntschaften und der gesellschaftlichen Verbindungen an einem neuen Orte beobachten muss. Dieses Werk ist enthalten in: Kurzer Auszug aus Campens Theophron, wie Anm. 70.

81 Joachim Heinrich CAMPE, Ueber Empfindsamkeit und Empfindlei in pädagogischer Hinsicht. Hamburg 1779, befindet sich nicht in der Zayscher Bibliothek.

82 Ausgabe von Biblia Sacra Ex Sebastiani Castellionis Interpretatione, In Usum Iuuentutis Breviata. Hamburgi 1779, befindet sich nicht in der Zayscher Bibliothek. Vertreten wird nur die vorherige Ausgabe in Leipzig, 1750: ZAY 00047.

83 Joachim Heinrich CAMPE, Etrennes pour les enfan. Ausgabe aus Hamburg : Bohn, 1782 befindet sich in der Zayscher Bibliothek: ZAY 04842.

84 Ders., Geographisches Kartenspiel: ein Weihnachtsgeschenk für Kinder und junge Leute. Hamburg 1784, befindet sich nicht in der Zayscher Bibliothek.

85 Die originale deutsche Ausgabe: Joachim Heinrich CAMPE, Robinson der Jüngere: zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung für Kinder. Hamburg 1780, gleich wie die spätere befinden sich nicht in der Zayscher Bibliothek, hier wird jedoch eine französische (Fribourg 1788) und italienische Ausgabe (Halle 1787) aufbewahrt: ZAY 04830-04831, bzw. ZAY 16095.

86 Ders., Le nouveau Robinson pour servir a l'amusement. Tome premier. Fribourg 1788, befindet sich in der Zayscher Bibliothek: ZAY 04830.

87 Ders., Die Entdeckung von Amerika. Theil I–III. Braunschweig 1791, befindet sich in der Zayscher Bibliothek: ZAY 06450-06452.

88 Ders., Découverte de l'Amérique. (Paris) 1791. Die Datierung von 1791 erfolgt nach: Bibliographie französischer Übersetzungen aus dem Deutschen / Bibliographie des traductions françaises d'auteurs de langue allemande (1487–1944): Band 1: Periode I–V (1487–1870). Tübingen 1987. Die französische Ausgabe befindet sich nicht in der Zayscher Bibliothek.

<i>Latus</i>	21 r.	11 ggc.
<i>Encyclopädie der latein(ischen) Classiker 1-2r. Th. ...</i>	1 r. ⁹⁵	
<i>erklärende Anmerkungen dazu 1-2r. Th. ...</i>	1 r.	12 gg. ⁹⁶
<i>Funke Naturgeschichte und Technologie 1r. Th. ...</i>	1 r.	18 gg. ⁹⁷
<i>Stuve Lehrbuch der Ken(n)tniß des Menschen ...</i>		12 gg. ⁹⁸
<i>Allgemeine Revision des Erziehungswesens 1-15r. Th. ...</i>	15 r. ⁹⁹	
<i>Andre und Bechsteins gemeinnützige Spatzierunge für Eltern und Erzieher 1-3r Th. ...</i>	2 r.	20 gg. ¹⁰⁰
<i>Crome über die Erziehung durch Hauslehrer ... (aus dem Revisionswerke)</i>		6 gg. ¹⁰¹
<i>Locke über die Erziehung der Jugend ... (aus der Revision)</i>	1 r.	4 gg. ¹⁰²

-
- 89 Ders., *Kleine Seelenlehre für Kinder*. Braunschweig 1791, befindet sich in der Zayscher Bibliothek: ZAY 12729.
- 90 Ders., *Ueber einige verkannte wenigstens ungenützte Mittel zur Beförderung der Indüstrië, der Bevölkerung und des öffentlichen Wohlstandes I-II*. Wolfenbüttel 1786, befindet sich nicht in der Zayscher Bibliothek.
- 91 [Ders.] *Beleuchtung der Campeschen Schrift an meine Freunde vom Jahre 1787*. Eine Beilage zu den *Anti-Fragmenten*; IIItes Stück. Freistadt 1787, befindet sich nicht in der Zayscher Bibliothek.
- 92 Ders., *Sittenbüchlein für Kinder aus gesitteten Ständen*. Prag 1787, befindet sich in der Zayscher Bibliothek: ZAY 06441.
- 93 Ders., *Der Einsiedler von Warkworth*. Eine Northumberländische Ballade. Braunschweig 1790, befindet sich nicht in der Zayscher Bibliothek.
- 94 Ernst Christian TRAPP, *Auszüge aus den französischen Klassikern – Zur allgemeinen Schulencyclopädie gehörig*. Band 2. Braunschweig 1789, befindet sich nicht in der Zayscher Bibliothek.
- 95 Johann Heinrich August SCHULZE, *Encyclopädie der lateinischen Classiker I-II*. Braunschweig 1790, befindet sich nicht in der Zayscher Bibliothek.
- 96 Ders., *Erklärende Anmerkungen zu der Encyclopädie der lateinischen Classiker*. Braunschweig 1790, befindet sich nicht in der Zayscher Bibliothek.
- 97 Carl Philipp FUNKE, *Naturgeschichte und Technologie: für Lehrer in Schulen und für Liebhaber dieser Wissenschaften*. Zur allgemeinen Schulencyclopädie gehörig. Braunschweig 1790, befindet sich nicht in der Zayscher Bibliothek.
- 98 Johann STUVE, *Lehrbuch der Kenntniss des Menschen*. Erster Theil welcher die Lehre vom menschlichen Körper und die Diätetik enthält. Braunschweig 1790, befindet sich in der Zayscher Bibliothek: ZAY 08157.
- 99 Joachim Heinrich CAMPE, *Allgemeine Revision des gesammten Schul= und Erziehungswesens I-XV*, Hamburg – Wien – Braunschweig 1785–1791, befinden sich in der Zayscher Bibliothek: ZAY 06411-06420 (Teile 1–10), ZAY 06428-06429 (Teile 11–12), ZAY 06421-06422 (Teile 13–14), ZAY 06439 (Teil 15).
- 100 Alle erwähnten ersten drei Bände von *Gemeinnützige Spaziergänge auf alle Tage im Jahr für Eltern, Hofmeister, Jugendlehrer und Erzieher*, die in Braunschweig 1790–1792 Christian Carl ANDRE und Johann Matthäus BECHSTEIN herausgaben, befinden sich in der Zayscher Bibliothek: ZAY 06956, 06957, 06958.

<i>Oests Abhandlung für Eltern, Erzieher u(nd) Jugendfreunde</i>		12 gg. ¹⁰³
...		
—, „ <i>Belehrung und Warnung für Jünglinge ...</i>		7 gg. ¹⁰⁴
—, „ <i>Belehrung u(nd) Warnung für junge Mädchen ...</i>		5 gg. ¹⁰⁵
(aus der Revision)		
<i>Cicero de Officiis c. Heusingeri – 8o maj. ...</i>	2 r.	12 gg. ¹⁰⁶
—, —, —, —, —, „ <i>scholar. usib. Accom(m)odav. (it)</i>		16 gg. ¹⁰⁷
<i>Heusinger ...</i>		
<i>Saltzman(n)s Bibliothek für Jüingl(inge) und Mädchen ...</i>		14 gg. ¹⁰⁸
<i>Stuve, über die Nothwendigkeit Kindern anschauende</i>		
<i>Erken(n)tniß zu verschaffen (aus der Revision) ...</i>		12 gg. ¹⁰⁹
<i>Trapp über den Unterricht in Sprachen (aus d. Rev.) ...</i>		16 gg. ¹¹⁰
—, —, —, „ <i>die Gewalt protest. Regenten in Glaubenssachen ...</i>		10 gg. ¹¹¹
—, „ <i>Debatten, Beobachtungen und Versuche ...</i>		6 gg. ¹¹²
<i>Historische geograph(ische) Unterhaltungen.</i>		
<i>2 Th(ei)le mit Karten ...</i>		8 gg. ¹¹³
<i>Historie de l'Homme pr. Villaume ...</i>	1 r. ¹¹⁴	
	54 r.	9 gg.

101 Friedrich August CROME, Über die Erziehung durch Hauslehrer. Braunschweig 1788, befindet sich nicht in der Zayscher Bibliothek.

102 John LOCKE, Über die Erziehung der Jugend unter den höheren Volksklassen. Aus dem Englischen übersezt und mit Zusätzen und Anmerkungen versehen von Carl Siegmund OUVRIER. Leipzig 1787, befindet sich in der Zayscher Bibliothek, ZAY 12659.

103 Johann Friedrich OEST, Für Eltern, Erzieher und Jugendfreunde über die gefährlichste und verderblichste Jugendseuche: Eine aus dem sechsten Theile des Revisionswerks besonders abgedruckte Preisschrift. Wolfenbüttel 1787, befindet sich nicht in der Zayscher Bibliothek.

104 Ders., Höchsthöthige Belehrung und Warnung für Jünglinge und Knaben die schon zu einigem Nachdenken gewöhnt sind. Wolfenbüttel 1787, befindet sich nicht in der Zayscher Bibliothek.

105 Ders., Höchsthöthige Belehrung und Warnung für junge Mädchen zur frühen Bewahrung ihrer Unschuld. Braunschweig 1790, befindet sich nicht in der Zayscher Bibliothek.

106 CICERO, De Officiis Libri tres, cum adnotationibus Heusingeri. Brunsvigae 1783, befindet sich nicht in der Zayscher Bibliothek.

107 CICERO, M. Tullii Ciceronis De Officiis Libri Tres Ex Recensione Jo. Mich. Et Jac. Frid. Heusingerorum. Patruī Maioris Et Patris Sui Animadversiones Scholarum Usibus Accommodavit Conradus Heusinger. Wolfenbüttel 1784, diese Ausgabe befindet sich nicht in der Zayscher Bibliothek.

108 Christian Gotthilf SALTZMANN, Bibliothek für Jünglinge und Maedchen. Wolfenbüttel 1787, befindet sich nicht in der Zayscher Bibliothek.

109 Johann STUVE, Über die Nothwendigkeit Kindern zu anschauernder Erkenntniß zu verhelfen, und über die Art, wie man dies anzufangen habe. In: Joachim Heinrich CAMPE, Allgemeine Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens von einer Gesellschaft praktischer Erzieher. Bd. 10. Wien – Braunschweig 1788, 163–444, befindet sich in der Zayscher Bibliothek, ZAY 06420.

3. Brief von Joachim Heinrich Campe an Johann Calisius, Braunschweig, 24.05.1791

Quelle: MV SR, SNA: Bestand Zay – Bučiansky archív, Ján Kališ – ev. a.v.cirkev, Kart. 140, No.1-102, Fasz. L, Fol. 60-62a.

Eben, da ich auf dem Punkte stehe, eine Reise nach Holland aufzutreten, erhalte ich, verehrter Herr Freiherr, Ihre letzte gutige Zuschrift vom 28ten April aus Prona¹¹⁵ datirt, deren gutiger Inhalt meine Beschämung vollendet hatte. Ich habe nur noch eben so viel Zeit, Ihnen, edler Mann, in einigen flüchtigen Zeilen den wiederholten Dank meines Herzens für die wohlwollenden Gesinnungen darzubringen, wovon Sie mir durch das beschämende Geschenk, welches Sie mir machen, ein so großes Merkmal haben geben wollen. Der Genuß dieses Geschenks wird bei mir u(nd) den Meinigen jedesmal nur den reinsten Empfindungen des Danks u(nd) der Verehrung gegen den gütigen Geber begleitet wurden.

Ich schreibe noch heute nach Leipzig, um der Schulbuchhandl(ung) aufzugeben, dem Buchhandler Mahler folgende Schriften in neuen u(nd) schönen Auflagen für Ihr hoffnungsvolles Fräulein Tochter mitzugeben, die ich hierdurch ersuche, diese Kleinigkeiten als einen Beweis meiner guter Wünsche für sie u(nd) als ein Merkmal meiner Dankbarkeit gegen Ihren erwähnten Herrn Vater anzunehmen. Wen(n) zur Zeit der Ankunft meines Briefes in Leipzig noch Zeit genug bis zur Absendung der Maswaaren übrig seyn wird: so wird man Sorge tragen, diese Bücher erst gehörig binden zu lassen; wo nicht, so muß ich bitten, sie noch anzunehmen. Es sind:

1. *Theophron*,¹¹⁶
2. *Väterlicher Rath*,¹¹⁷
3. *Seelenlehre*,¹¹⁸
4. *Entdeckung von Amerika*.¹¹⁹

110 Campe gab dies in Braunschweig 1788 heraus, befindet sich nicht in der Zayscher Bibliothek.

111 Erschien in Braunschweig 1788, befindet sich nicht in der Zayscher Bibliothek.

112 Erschien in Braunschweig 1789, befindet sich nicht in der Zayscher Bibliothek.

113 Erschien in Braunschweig 1790, befindet sich nicht in der Zayscher Bibliothek.

114 Erste Ausgabe: Dessau 1783, zweite Ausgabe: Wolfenbüttel 1786, befinden sich nicht in der Zayscher Bibliothek.

115 Tóth Próna, heute Slovenské Pravno, Familiengut von Johanna von Prónay, Ehefrau von Johann Traugott Calisius.

116 Außer der unbearbeiteten dritten Auflage befinden sich in der Zayscher Bibliothek auch zwei verschiedene Auflagen von 1783: ZAY 06444, 06445.

117 Siehe Anm. 69.

118 Joachim Heinrich CAMPE, Kleine Seelenlehr für Kinder. Wolfenbüttel 1786, befindet sich in der Zayscher Bibliothek: ZAY 06410.

119 Joachim Heinrich CAMPE, Die Entdeckung von Amerika I–III. Teil. Braunschweig 1791, befindet sich in der Zayscher Bibliothek: ZAY 06450-06452.

5. *Robinson*.¹²⁰
6. *Kinderbibliothek*.¹²¹
7. *Reisen*.¹²²
8. *Sittenbüchlein*.¹²³
9. *Briefe aus Paris*.¹²⁴

Verzeihen Sie die Kürze u(nd) Flüchtigkeit dieses Geschmieres; ich stehe schon mit einem Fuße im Wagen. Erhalten Sie nur Ihr gütiges Wohl: wollen u(nd) versichern Sie sich der innigsten ehrung, womit ich verharre Eu(er) Hochwohlgeb(ohrener),

Dankbarer Verehrer

Braunschweig, d(en) 24 Mai (17)91 Campe

Umschlag: No. 131

An den Herrn von Calisch// Hochwohlgebohren // auf Bitschitz im Trenchiner Comitatz in Ungarn

Nebst einem // Päck(chen) mit Büchern// gez(eichnet?) H(err?) F(reiherr?).v(on) C.(alorius?)// / d(en) Beisch(lag)

4. Brief von Joachim Heinrich Campe an Johann Calisius, Braunschweig, 18.01.1792

Quelle: MV SR, SNA: Bestand Zay – Bučiansky archív, Ján Kališ – ev. a.v.cirkev, Kart. 140, No. 1-102, Fasz. L, Fol. 225-226.

Verehrungswürdiger Herr Baron!

Um eine, immer wahrscheinlicher werdende, an aus beiden verübte Schelmerei nicht ungerügt zulassen, gebe ich mir die Ehre, Eur(er) Hochwohlgeb(ohrener) zu benachrichtigen:

1. *daß ich den im April von Ihrer Güte für mich abgeschickten Wein bis auf diese Stunde noch nicht erhalten habe;*

120 Joachim Heinrich CAMPE, *Le nouveau Robinson pour servir a l'amusement I–II*, Fribourg 1788. Beide Teile befinden sich in der Zayscher Bibliothek: ZAY 04830-04831.

121 In der Zayscher Bibliothek befindet sich die französische Übersetzung von Joachim Heinrich CAMPE, *Kleine Kinderbibliothek*. Hamburg 1782. Es handelt sich um: Joachim Heinrich CAMPE, *Etrennes pour les Enfants*. Hambourg 1782. Weitere Werke von Campe, die sich in der Zayscher Bibliothek noch heute befinden, erschienen erst nach dem Briefwechsel von Campe mit Calisius.

122 Siehe Anm. 73.

123 Siehe Anm. 92.

124 Siehe Anm. 76.

2. daß zwar der Buchhändler Mahler aus Preßburg auf der Ostermesse 1791 gegen meine laute Gestand, diesen Wein empfangen zu haben, und dabei versicherte, ihn mit der nächsten Fuhr abschicken zu wollen; daß er aber
3. ihn ist nur nicht geschickt hat, sondern auch auf drei deshalb, zu verschiedenen Zeiten an ihn ergangene Briefe, nicht eine einzige Zeile zu antworten würdiget.

Ich habe geglaubt, eine Anzeige seiner sowohl Eur(er) Hochwohlgeb(ohrener), als auch der Gerechtigkeit schuldig zu seyn.

1. Beiegehend nehme ich mir die Freiheit, Ihnen, edler Mann,
2. meinen mit Verbesserungen erschienenen gedruckten Religions-unterricht;
3. das neueste Stück unseres Journals, worin Sie eine angefangene Fehde zwischen dem
4. Wiener Scharlatan Hoffman(n)¹²⁵ u(nd) mir finden werden, die im zweiten Stücke auf eine nach launiger u(nd) scherzhaften Weise fortgesetzt wird,¹²⁶
5. eine durch die neueste Preuß(ischen) Anordnungen in geistl(ichen) Dingen veranlaßte kleine Schrift zuzuschicken, die Ihrer Aufmerksamkeit vielleicht nicht unwerth ist.

In der Ostermesse (17)91 habe ich Ihnen ein Paket meiner Schriften mit Buchhändler=gelegenheit durch den nämlichen Mahler zugeschickt, wovon ich wohl zu wissen wünschte, ob es Ihnen zu Händen gekommen sey. Ich bedauere, daß ich das gegenwärtige Paket nicht weiter als Leipzig frankieren kann.

Erhalten Sie mir Ihr gütiges Wohlwollen, u(nd) versichern Sie sich meiner unwandelbaren Verehrung

Eur(er) Hochwohlgeb(ohrener)

Gehorsamster Diener

Campe

Braunschw(eig) D(en) 18. Jen(ner) (17)92

125 Hier meinte er Leopold Alois Hofmann, Autor zahlreicher Pamphlete. Hierzu: Leslie BODI, Tauwetter in Wien. Zur Prosa der österreichischen Aufklärung 1781–1795. Wien – Köln – Weimar 1995², 400–407.

126 Über die politischen Angelegenheiten Frankreichs in Briefen an Herrn J. H. Campe, in Wiener Zeitschrift: Erster Jahrgang 1792. Zweites Heft, Bd. 2, 186–194, <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno-plus?aid=wze&datum=1792&page=192&size=53>, Zugriff 2023-03-25.

Michael Denis und der „Ocean“ der Bücherkunde

Einblicke in Theorie und Praxis der Systematisierung des neuzeitlichen Buchwissens

I. Die Bücherkunde als Zugang zum Weltwissen

Die Selbstverständlichkeit, mit der in der Gegenwart Bibliographien aller Art und Wissensgebiete zur systematischen Informationsbeschaffung genutzt werden, lässt allzu leicht vergessen, welche enormen gedanklichen und praktischen Anstrengungen diese hocheffiziente Dokumentationstechnik überhaupt erst ermöglicht haben. Tatsächlich lassen sich standardisierte Verzeichnungsformen (oder die Ansätze dazu) mit guten Gründen als aussagekräftige Indikatoren für das jeweilige gedankliche Verhältnis eines Zeitalters zu seinen Medien verstehen. Auch wenn es kaum möglich scheint, die gerade im 18. Jahrhundert fließenden Übergänge zwischen antiquarisch-gelehrtem Buchwissen, Bibliographie, ‚Historia litteraria‘, Bücherkunde, Bibliologie und weiteren, zum semantischen Feld gehörigen Wissensbereichen präzise auszuloten, und obwohl die „idealen Bibliographen“ (wie Gottfried Wilhelm Leibniz, Ludovico Antonio Muratori oder Pierre Bayle) ihre Passion häufig parallel dazu auch als herausragende Gelehrte verkörperten, wird man doch festhalten können, dass der ungleich bescheidener auftretende Geistliche Michael Denis (1729–1800) zu den wichtig(st)en konzeptionellen Vordenkern und Praktikern einer umfassend verstandenen Bücherkunde zählte.¹

In erster Linie freilich kannten und schätzten die Zeitgenossen Denis als „Sined, den Barden“ und zwar weit über Wien hinaus im Kontext der kontinentalen Ossian-Euphorie.² Seine bleibenden Verdienste sind aber aus guten Gründen eher

1 Rudolf BLUM, *Bibliographia. Eine wort- und begriffsgeschichtliche Untersuchung*. Frankfurt 1969, 1111–1113, Zitat: 1112; vgl. 1123; 1142; 1153–1158; vgl. Ulrike STEIERWALD, *Wissen und System. Zu Gottfried Wilhelm Leibniz' Theorie einer Universalbibliothek*. Köln 1995, 5; grundsätzlich zur Thematik: Frank GRUNERT / Friedrich VOLLHARDT (Hg.), *Historia literaria. Neuordnungen des Wissens im 17. und 18. Jahrhundert*. Berlin 2007.

2 Vgl. [James MACPHERSON], *Die Gedichte Ossians eines alten celtischen Dichters*. Aus dem Englischen übersetzt von M. Denis, aus der G. J. Wien: Trattner, 1768 / 1769. 3 Bde; Denis' Affinität zur Schönheit der Verse wie zum Lügengespinnt Macphersons übertraf seine philologische Skepsis (Bd. 1, [o. S. = 2]): „Ich wünschte nur, dass er seiner Urschrift eben so getreu wäre, als er im Ausdrucke kühn, und in der Versification meisterhaft ist.“; vgl. Wolf Gerhard SCHMIDT, ‚Homer des Nordens‘ und ‚Mutter der

in direktem Zusammenhang mit seinen beruflichen Stationen zu sehen: Als katholischer Priester bzw. als Angehöriger des 1773 aufgelösten Jesuitenordens, als Lehrer am Theresianum und später als Bibliothekar an der Garelischen Bibliothek, von wo er vom „Aufseher“ und „Vorsteher“ schließlich zum „Hofrath“ der Hofbibliothek avancierte.³ In allen diesen Funktionen entwickelte Denis seine persönliche Leidenschaft für Bücher zu einem komplexen, durch verschiedene akribisch erstellte Kompendien dokumentierten System der Bücherkunde und des Buchwesens fort. Die dabei wirksam werdenden biographischen, aber auch methodischen Transformationen von epochentypischen und -gebundenen, intrinsisch motivierten Erkundungen zu einem ausgefeilten, historisch basierten und dadurch wegweisenden Erfassungssystem gilt es im Folgenden näher zu untersuchen.

Dies nicht zuletzt, weil Denis' Werdegang eben in mancherlei Hinsicht auch repräsentativ für die Transformationen des Zeitalters selbst scheint: So zeugen etwa seine Hinweise auf die „große Liebe zu Büchern“ wie auf die frühen Lektüren (wie z. B. *das Exempelbuch eines gewissen Brukers*⁴ und *Edm. Pockius historisch-synchronistische Tabellen*⁵) gleichermaßen von einer spezifisch katholisch geprägten intellektuellen Sozialisation wie von den durch frühaufklärerisches Gedankengut für breitere Bevölkerungsschichten überhaupt erst ermöglichten Horizonsweiterungen.⁶ Denis selbst profitierte intensiv von diesen Fortschritten und verschaffte als Multiplikator vielen seiner Schüler den Zugang dazu. Damit wurde er zum Mentor, der, zeitlich etwas versetzt, für die gleichen Ziele eintrat wie die Aufklärer der ersten Generation, indem er dafür sorgte, das die „Sitten feiner, der Geschmack

Romantik'. James Macphersons Ossian, zeitgenössische Diskurse und die Frühphase der deutschen Rezeption. Berlin – New York 2003, Bd. 1, 488–501 und passim.

3 Gottlieb von LEON, Kurzgefaßte Beschreibung der K.K. Hof-Bibliothek in Wien. Wien 1820, 18, 21f.; Nachrichten über das k.k. Theresianum und über die Entstehung der daselbst befindlichen Bibliothek. Zusammengestellt von Ignaz HRADIL. Wien 1866, 12.

4 Gemeint war damit das weit verbreitete Hausbuch des katholischen Geistlichen Martin BRUGGER (auch: Prugger) (1667–1732), Lehr- und Exempel-Buch worinnen nicht allein / zwar einfältig / jedoch klar und gründlich / vorgetragen der völlige Catechismus / Oder Christ-Katholische Lehr / Sonder auch mit allerhand schönen Exempeln, Gleichnissen / und Sprüchen aus H. Schrift u. H. H. Vätern / erklärt / bekräftiget / u. ausgeziert zu finden ist [...]. Augsburg – Happach 1724.

5 Edmund Pock, Historisch-Chronologisch-Geographische Tabellen, von Anfang der Welt, bis auf das jetzt laufende Jahr [...]. Augsburg 1736. Die „Tabellen“ waren vom Benediktiner und Geschichts- und Geographieprofessor Edmund Pock (1691–1737) für den Unterricht in der Ettaler „Ritter-Academie“ konzipiert worden; vgl. dort auch die Begründung, warum das Werk nicht auf Latein, sondern in deutscher Sprache verfasst worden war („Vorrede“, 3r).

6 Johann Michael DENIS, Jugendgeschichte, von ihm selbst beschrieben. Aus dem Lateinischen übersetzt. Winterthur 1802, 5; vgl. Ludwig FLADERER, Die lateinische Autobiographie des Michael Denis (1729–1800) und autobiographische Trends im 18. Jahrhundert. In: Uwe BAUMANN (Hg.), Autobiographie. Eine interdisziplinäre Gattung zwischen klassischer Tradition und (post-)moderner Variation. Göttingen 2013, 175–188.

gereinigter, und die Sprache richtiger“ wurde.⁷ So jedenfalls nahmen es Zeitgenossen wie Ignaz de Luca (1746–1799) wahr, der den „warmen Eifer“ rühmte, „mit welchem er [Denis] an der Aufklärung des jungen österreichischen Adels arbeitet“.⁸

Mit seiner unverbrüchlichen „äußersten Anhänglichkeit für den Jesuiten-Orden“ hatte Denis in späteren Jahren freilich auch heftige kircheninterne und gesellschaftliche Krisen zu gewärtigen und dazu die nach 1789 immer stärkere Relativierung der Frömmigkeit bis hin zur offenen Kirchenfeindlichkeit.⁹ In der biographisch grundierten Rückschau auf die ebenso offenkundigen wie ambivalenten Errungenschaften des 18. Jahrhunderts *Die Aeonenhalle* notierte Denis erschüttert über den Zivilisationsbruch und die weit greifenden Folgen der Französischen Revolution:

[...] Weh meinen letzten Wintern! Denn ihnen war
 Der Gräuel aufbehalten, den keiner je
 von euch, ihr neunundsechzig Brüder!
 Staunend auf eurer Bahn erblickte.
 Diess Volk [das französische], genannt schon lange das Christlichste,
 Verliess auf einmahl treulos den Christengott,
 Entweihte Tempel, würgte grimmig
 Priester an heiligen Opferstätten,
 Befleckte den ihm sonst so geliebten Thron
 Mit Blute, brach durch Schranken der Sittlichkeit,
 Des Eigenthumes, der Gesätze,
 Spielte mit Eiden und Völkerrechte,

7 [N.N.], Artikel „Denis, Michael“. In: [Ignaz DE LUCA], *Das gelehrte Oesterreich. Ein Versuch.* Wien 1776, 1. Bd., 1. Stück, 92; vgl. die in diesem Zusammenhang gewürdigten: *Jugendfrüchte des k.k. Theresianum.* Wien 1772. [Erste und „Zweyte Sammlung“]. Reflexe auf das ‚aufgeklärte‘ Schulprogramm finden sich u. a. im Text von Joseph Freiherr von MONTANIS, *Betrachtungen Ueber die Pflichten des Adels gegen die Wissenschaften* (I, 89–100) sowie in den den Literaturkanon der Aufklärer reflektierenden Versen des Joseph Edlen von RETZER, „Die Aufnahme der Teutschen in den Tempel des Geschmacks“ (II, 241–251), der 1801 dann auch den Nachlass von Denis herausgab. Retzer übersetzte zudem einige lateinische Texte von Denis ins Deutsche; deren Publikationsorte finden sich im Artikel „Retzer, Joseph“. In: [DE LUCA], *Das gelehrte Oesterreich*, s. oben, 1778. Bd. 1, Stück 2, 49–51.

8 Ebd.; vgl. hierzu auch ein Verzeichnis der unterrichteten adeligen Schüler: *Regium Theresianum collegium nobilium.* Wien 1770.

9 Michael's Denis *Literarischer Nachlaß.* Hg. von Joseph Friedrich FREYHERRN VON RETZER. Wien 1801. 2 Bde. Bd. 1, VIII; vgl. *Denkmale der christlichen Glaubens- und Sittenlehre aus allen Jahrhunderten, gewählt und übersetzt von Michael DENIS.* Bd. 1–3. Wien 1795–1796, sowie die nicht gezeichnete Rezension. In: *Allgemeine Literatur-Zeitung* vom 4. September 1799, Nr. 283, 601–605.

Und, als sein ganzes Heimat im Brande stand,
 Ergriff die nahen Lande der Flammenschwall,
 Ein wilder Aufruf: Freyheit, Gleichheit!
 Mengte sich fürchterlich ins Geprassel. [...].¹⁰

Der sukzessive, lange vor 1789 einsetzende Untergang der Denis prägenden optimistischen Welt des 18. Jahrhunderts mag, so die Annahme, einen nicht unerheblichen Anteil zum Entschluss beigetragen haben, sich jahrzehntelang mit perfektionistischer Beharrlichkeit der Erforschung und Bewahrung der Kulturgeschichte des Buches zu widmen.¹¹ Galt es doch festzuhalten, was sichtlich im Schwinden begriffen war. Man könnte den Vorgang auch als produktive Kompensation beschreiben.

Mit der ihm eignenden Zurückhaltung erläuterte Denis seine Antwort auf die mannigfachen Gefährdungen der Buchwelten in der Rückschau auf die Tätigkeit am Thesianum:

1773. ein schweres Jahr! Die Aufhebung meiner Gesellschaft, mein letztes Lehrjahr der schönen Wissenschaften, in welchen ich durch 13 Jahre 169 Jünglinge unterrichtet habe, und immer der erste an dem Orte des Unterrichts gewesen bin. [...] Ich übernahm zugleich mit dem letzten Lehrjahre die Aufsicht der schönen garellischen Bibliothek, und sann nun ernstlich darauf, das Studium der Bibliographie und Literargeschicht in unsre Gegenden einzuführen [...].¹²

Dies gelang ihm auf denkbar eindrückliche Weise: Seine aufklärerischen Prinzipien der Nützlichkeit folgende, in den Jahren 1777 und 1778 in zwei Teilen publizierte *Einleitung in die Bücherkunde*¹³, die eigentlich einem jugendlichen Lesepublikum zugedacht gewesen war, wurde sofort intensiv rezipiert. Dementsprechend wurde

10 Michael DENIS, Die Aeonenhalle. Besungen in den letzten Stunden des XVIII. Jahrhunderts. In: DENIS, Nachlaß, wie Anm. 9, Bd. 2, 104.

11 Vgl. Ebd., Bd. 2, 98 das späte deutsch-lateinische Epigramm: „Die Aufklärung muss fort gehen“, „Culturae certas, Populi! defigite metas. / Vltima Culturae est linea Barbaries.“; vgl. Harm KLÜETING, The Catholic Enlightenment in Austria or the Habsburg Lands. In: Ulrich L. LEHNER / Michael PRINTY (Hg.), A Companion to the Catholic Enlightenment in Europe. Leiden – Boston 2010, 127–164.

12 DENIS, Jugendgeschichte, wie Anm. 6, 122f.

13 M[ichael] DENIS, *Einleitung in die Bücherkunde*. Erster Theil. Bibliographie. Wien 1777; DERS., *Einleitung in die Bücherkunde*. Zweyter Theil. Literargeschicht. Wien 1778; zu Trattners „Medienimperium“ vgl. Christoph Augustynowicz / Johannes Frimmel, Der Buchdrucker Maria Theresias. Johann Thomas Trattner (1719–1798) und sein Medienimperium, Buchforschung. Beiträge zum Buchwesen in Österreich 10, Wiesbaden 2019.

das Kompendium 1782¹⁴ und 1795/1796¹⁵ wieder aufgelegt. Zahlreiche Zeitgenossen betrachteten insbesondere den ersten Teil mit großem Interesse und noch größerem Respekt. So konnte man z. B. in der Zeitschrift *Der Teutsche Merkur* darüber lesen:

Der Barde Sined¹⁶ erscheint hier in dem Licht eines der bescheidensten und ämsigsten Gelehrten, der bey den ausgebreitetsten Kenntnissen eine nicht gemeine Beurtheilungskraft in Auswahl der Materien an den Tag legt. Es ist dies ohnstreitig ein Werk, das unserm Vaterland und seinem Jahrhundert Ehre macht, und als ein klaßisches Buch auf die Nachkommenschaft fortgehen wird.¹⁷

Aber auch im engeren bibliothekarischen Umfeld anerkannte man seine Meriten umstandslos. Der Memminger Bibliothekar Johann Georg Schel[1]horn (1733–1802) etwa rühmte im 1791 publizierten zweiten Teil seiner *Anleitung für Bibliothekare und Archivare* insbesondere den durch Denis akribisch erarbeiteten Erkenntniszugewinn auf dem Gebiet der Geschichte des Buchdrucks. Mit Blick auf die beiden 1789 publizierten Bände der *Annalium typographicorum*¹⁸ notierte Schelhorn:

Der mühsamsten Arbeit, die ein Literator über sich nehmen kann, hat sich hiemit der schon lange um die Bücherkunde unsterblich verdiente Denis unterzogen, und geleistet, was schwerlich ein anderer Gelehrter so reichhaltig und so gut hätte leisten können. [...] Die Sammlung des Herrn Denis ist und bleibt für die Literatur und ihre Bereicherung ein unschätzbare Verdienst, das nicht nur durch die ansehnliche Summe der Zusätze

14 M[ichael] DENIS. Aufsehers der garellischen Bibliothek am k.k. Theres. und Lehrers an der k.k. sav. Akad. Einleitung in die Bücherkunde. Erster Theil. Bibliographie. Mit Anmerkungen vermehret. Bingen 1782; vgl. „Vorerinnerung“ [2r]: „Wir verehren den Namen Sined, welcher uns mit seinen wohlklingenden Bardenliedern ergötzte; noch mehr aber den verdienstvollen M. Denis, dem wir die gegenwärtige Einleitung in die Bücherkunde zu verdanken haben.“

15 Mich[ael] DENIS kaiserl. königl. Hofrathes und ersten Custos der Hofbibliothek Einleitung in die Bücherkunde. Erster Theil. Bibliographie. Zweyte verbesserte Ausgabe. Wien 1795; DERS., Einleitung in die Bücherkunde. Zweyter Theil. Literargeschicht. Zweyte verbesserte Ausgabe. Wien 1796.

16 Vgl. [MACPHERSON], Gedichte, wie Anm. 2.

17 In: *Der Teutsche Merkur* (1778), Lfg. 2, 153; die „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ (29. Dezember 1778, 825) meldeten z. B., dass der „Exjesuite“ und weithin bekannte Barde „Sined“ nun zum „Litterator“ geworden sei, der „Liebe und Hochachtung“ für seine Bemühungen um die „Garellische Bibliothek“ im Besonderen wie um die Bücherkunde im Allgemeinen verdiene.

18 *Annalium typographicorum* v. cl. Michaelis Maittaire Supplementvm. Adornavit Michael DENIS [...] 2 Teile. Wien 1789.

zum Maittaire, ihrer sind sechst tausend dreyhundert und elfe, sondern auch durch die vorzügliche Darstellung dieser Sammlung erhöht wird.¹⁹

Um das Spektrum der buchgeschichtlichen und bücherkundlichen Aktivitäten von Michael Denis einerseits abzustecken, andererseits mit Blick auf sein Konzept wie seine Arbeitstechniken zu präzisieren, sollen nun einige Aspekte etwas genauer betrachtet werden: Zum einen soll das Augenmerk der in der zweiteiligen *Einleitung in die Bücherkunde* (1777/1778) angelegten Basis gelten. Mit Blick auf die hierauf aufbauenden Publikationen werden dann sowohl konzeptionelle Transformationen als auch veränderte inhaltliche Akzentuierungen zu betrachten sein. Schließlich sollen vergleichbare Ansätze und zeitgenössische Resonanzräume wenigstens andeutungsweise einbezogen werden, um Denis' Wirken in geeigneter Form zu kontextualisieren.

II. Die „Einleitung in die Bücherkunde“: Konturen eines Konzepts

Die zweiteilige Publikation wurde mit Interesse aufgenommen und dies keineswegs allein in der katholischen Presselandschaft. So lobten z. B. Ende Dezember 1778 die *Frankfurter Gelehrten Anzeigen* das dezidiert adressatenorientierte Kompendium:

Man sieht schon, daß hier bey vielen nützlichen und guten Bemerkungen, auch viel Mikrologisches mitunterlaufen werde, wobey wir uns aber nicht aufhalten wollen. Uns gnüget zu sagen, daß sein Buch für alle, die in diesem Fache neu sind, – und eigentlich ist es auch nur für solche, für junge Studierende geschrieben – sehr belehrend und sein ganzer Vortrag sehr ordentlich und vollständig sey.²⁰

Mit dem Fingerzeig auf die Gefahr der überbordenden Kleinteiligkeit und das „Mikrologische[]“ wurde freilich zugleich auch das Hauptproblem jeglicher bibliographischer Arbeit angesprochen, nämlich, den Wald vor lauter Bäumen aus den Augen zu verlieren. Als ein Hinweis auf ein sprachraumübergreifendes und also offenbar epochentypisches Bedürfnis nach Ansätzen zur Optimierung der

19 Johann Georg SCHELHORN, *Anleitung für Bibliothekare und Archivare*. 2 Bde. Ulm 1788 und 1791, Bd. 2, 184 und 186.

20 *Frankfurter gelehrte Anzeigen*, 29. Dezember 1778, 826; vgl. die skeptische Aufnahme in den „Wöchentlichen Nachrichten“ (1777), 373–375. Bemerkte wurde hier u. a., dass „seine [Denis'] Belesenheit die zweckmäßige Größe und Vollkommenheit noch nicht hat,“ und dass sein Werk ein wenig zu überbordend für den Adressatenkreis sei. Zugleich konzidierte man aber auch, „wie schwer es sey, vollständige ganz richtige literarische Nachrichten zu liefern“ (Zitate: 375); vgl. die Anzeige in den „Gothaischen Gelehrten Anzeigen“ (1777), 805–806.

Wissensorganisation darf darüber hinaus die ausführliche Vorstellung mittels übersetzter Textauszüge der *Einleitung* in der Zeitschrift *L'Esprit des Journaux, François et Étrangers, [...]* im Jahr 1779 verstanden werden. Betont wurde hier u. a. die Vorbildlichkeit des Ansatzes, die zur Nachahmung auch in Frankreich einlade: „Il nous reste encore à copier le système d'un arrangement de bibliotheque, tel que M. Denis l'a exécuté pour la bibliotheque impériale de Garelli.“²¹

Was genau aber machte Denis anders als andere, war er doch weder der erste noch der Einzige, der sich mit dieser Materie auseinandersetzte, und dies nicht einmal an einer der ganz großen und besonders berühmten Büchersammlungen? Neu war sicherlich, dass die *Einleitung* in deutscher und nicht in lateinischer Sprache erschien.²² Auch mag es sein, dass sein wegen der expliziten Adressatenorientierung vergleichsweise kompaktes Kompendium Anreize zur Rezeption bot. Andererseits rannte er gleichsam offene Türen ein, denn die exponentiell wachsende Buchproduktion erzeugte in vielen Sammlungen akuten Handlungsbedarf bezüglich der Erschließungs- und Aufstellungssystematik. Nicht von ungefähr notierte daher der unbekannte Urheber der ausführlichen Besprechung im Rezensionsorgan *Litteratur des katholischen Deutschlands*, dass bis dahin „in diesem Fache noch nichts recht vollständiges“, sondern „nur „lauter abgerissene Stücke“ vorhanden gewesen seien.“²³ Danach hätte das Hauptverdienst im Zusammentragen bzw. im Kompilieren gelegen.

Diesen Anspruch hatte Denis selbst in der *Vorrede* einerseits dankbar für verschiedene, summarisch erwähnte Vorarbeiten, andererseits selbstbewusst formuliert.²⁴ Er habe als erster die „verschiedenen Bestandtheile der Bücherkunde in ein Ganzes zusammengezogen“.²⁵ Diese „Zweige der Bücherkunde“, zu denen er den Umgang mit der „Schreibekunst“ bzw. mit „Manuscripte[n]“, die „Buchdruckerey“, die typologische Schau auf „gute, seltene, schädliche Bücher“ und deren Urheber sowie auf einer abstrakteren Ebene die „Schicksale der Wissenschaften“ rechnet,

21 „Introduction à la connoissance des livres“, par M. Denis. In: *L'Esprit des Journaux, François et Étrangers, [...]* 8 (1779), Tome III, 147–176, und Tome IV, 150–199, 199; vgl. Frédéric BARBIER, Buchhandelsbeziehungen zwischen Wien und Paris zur Zeit der Aufklärung. In: Johannes FRIMMEL / Michael WÖGERBAUER (Hg.), *Kommunikation und Information im 18. Jahrhundert. Das Beispiel der Habsburgermonarchie*. Wiesbaden 2009, 31–44, zur Rolle des Verlegers Trattner, 32f.

22 Carl HÖGER, Michael Denis. Ein biographisches Gedenkblatt. Wien 1879, 23.

23 [N.N.], [Rezension zu: M. Denis, *Einleitung* [...]. Wien 1777] in: *Litteratur des katholischen Deutschlands*, zu dessen Ehre und Nutzen, herausgegeben von katholischen Patrioten 3 (1780), 29–36, 29.

24 DENIS, *Einleitung*, wie Anm. 13, „Vorrede“: „Auch inländische Literatoren haben vor mir dieß Feld mit Ruhme gebauet. Niemand kann eine größere Verehrung gegen bescheidene, arbeitsame Gelehrten hegen, als ich. Aber den Complimentirtirton müßen sie von mir nicht fodern, den ich von den geschmackvollen Alten nicht gelernet habe. Sie hier nennen soll ebenso viel seyn, als sie anpreisen.“

25 EBD.

seien zwar von verschiedenen seiner Vorgänger behandelt worden, von keinem aber mit dem Ziel, eine Synthese des vorhandenen Wissens zu formulieren.²⁶

Dass gerade er für eine solche Arbeit prädestiniert gewesen sei, habe direkt mit seiner Tätigkeit in der Garellischen Bibliothek zu tun. Ein Hinweis dies auf die für Denis' Arbeiten typische pragmatische, am konkreten Dokument orientierte Vorgehensweise. Hinzu kam der fortschrittliche Gedanke, Buchbestände, die zu meist lediglich durch handgeschriebene Einträge vor Ort und damit „gleichsam in Geheim“ organisiert waren, systematisch in gedruckten Katalogen zu erfassen, um ortsungebundene Informationsmöglichkeiten zu bieten.²⁷ Die „Sammlungen“ sollten, so Denis 1780 in den *Merkwürdigkeiten der k.k. garellischen öffentl. Bibliothek*, „ihre Stimme erheben, daß man sie auch außer ihrem Saale vernehmen kann“, und derart „dem arbeitenden Gelehrten in seinem Cabinet“ gute Dienste tun.²⁸ Er selbst sah sich dabei offenbar gern in einer ebenso verantwortungsvollen wie dienenden Funktion: „In dieser Betrachtung ergreife ich mit Vergnügen die Gelegenheit Dolmetsch einer Büchersammlung zu seyn [...]“.²⁹ Das passend gewählte Bild vom „Dolmetsch“ zeugt dabei einerseits vom Bewusstsein des Voraussetzungsreichtums wie des Komplexitätsgrades seiner Tätigkeit, zugleich aber auch vom Bedürfnis, öffentliche Sammlungen für alle Interessierten sichtbar zu machen und damit auf Dauer dem Arkanbereich zu entheben.

Um das ambitionierte Ziel erreichen zu können, Aufbau und Funktionsweise einer Bibliothek allgemeinverständlich zu erläutern, bedurfte es freilich einer passenden Methode. Sie scheint Denis durch die Adaptation der Arbeitsweisen Carl von Linnés (1707–1778) gefunden zu haben.³⁰ Dessen aus „Klassen“ bestehendes Ordnungssystem („Systema naturae“) mitsamt der zugehörigen verbindlichen binären Nomenklatur lud zum Übertragen ein, wobei die Annahme einer Analogie des Aufbaus eines bedachtsam sortierten Naturalienkabinetts und einer Büchersammlung offenbar nicht gänzlich abwegig schien. Wo also in der *Einleitung* ebenfalls mit einem chronologisch angelegten, binären Ansatz gearbeitet wird („historischer

26 EBD.

27 Michael DENIS, *Die Merkwürdigkeiten der k.k. garellischen öffentl. Bibliothek am Theresiano*. Wien 1780 [„Vorbericht“, o. S.].

28 EBD.

29 EBD.

30 Des Ritters Carl von Linné [...] vollständiges Natursystem nach der zwölften lateinischen Ausgabe [...]. Nürnberg 1773–1775. 6 Teile; allgemein hierzu: Bettina DIETZ, *Das System der Natur. Die kollaborative Wissenskultur der Botanik im 18. Jahrhundert*. Köln 2017; Christoph PERELS, *Zwischen Kunst und Wissenschaft. Goethe und Linné*. Stuttgart 2021; Helmut ZEDELMAIER, *Bibliotheca universalis und Bibliotheca selecta. Das Problem der Ordnung des gelehrten Wissens in der frühen Neuzeit*. Köln u. a. 1992, 51–124.

Theil“ „artistischer Theil“), scheint die Vorlage direkt auf.³¹ Ebenso auch in der angehängten Tabelle, die Denis im Abschnitt *Von dem Bücherwesen* mit Blick auf die zu leistende systematische Ordnung und Aufstellung der Bücher kommentierte:

Wollte man den ganzen Plan tabellarisch vorlegen und die Methode dazu von dem Lehrgebäude, das der Ritter von Linné in den Reichen der Natur aufgeföhret hat, borgen, so würde Scientia die Classis, die sieben Hauptdisciplinen würden die Ordines, ihre Fächer die Genera, die Untertheilungen der Fächer die Species, und die weiteren Zergliederungen die Varietates seyn.³²

Die Selbstverständlichkeit, mit der sich Denis die Methode des Biologen aneignete, resultierte wohl nicht zuletzt aus einer in den 1760er Jahren bereits in anderem Kontext geübten Praxis: Als Lehrer des Theresianums hatte Denis gemeinsam mit Kollegen und Schülern erhebliche Anstrengungen auf dem Gebiet der Insektenkunde unternommen. Im Nachgang dazu erschien 1769 ein *Systematisches Verzeichniß der Schmetterlinge der Wienergegend*. Zur Vorgehensweise wurde hier festgestellt:

Man drang mit Fragen in uns, wie dieß und jenes Insect heiße, wo es zu finden, wie es zu behandeln, aufzubehalten, zu ordnen sey. Konnten wir einem so wißbegierigen Zunöthigen ausweichen? Wir thaten uns also ungefähr vor 7 Jahren zusammen, studierten das System des Ritters v. Linné[,] des Mannes, für den die Natur fast kein Geheimniß zu haben scheint, besuchten die Quellen, aus denen er geschöpft, fiengen an dauerhaftere Sammlungen zu machen, und brachten alle unsere Beobachtungen und Entdeckungen genau zu Papiere.³³

Diese Vorgeschichte der *Einleitung* ist insofern bemerkenswert, als dass sie mit einigem zeitlichen Abstand als Ausgangspunkt für ein umfangreiches bücherkund-

31 DENIS, Einleitung, wie Anm. 13, Inhaltsverzeichnis [ohne Seitenangabe]; vgl. Krisztina GODA, Michael Denis (1729–1800) zwischen Tradition und Moderne. Ein poeta doctus im habsburgischen Sprachraum. Graz 2022, 79–81, <https://digital.obvsg.at/urn:nbn:at:at-ubg:1-184606>, Zugriff 2023-04-03.

32 EBD., 276f.; vgl. auch den ähnlichen Ansatz bei Johannes BERNOULLI, Unterrichtsverzeichniß einer Berlinischen Privatbibliothek vorzüglich zur Länder-, Menschen-, Sprachen-, Natur-[,] Kunst- und Bücher-Kenntniß. Berlin 1783, [„Vorbericht“, o. S.]: „Es geschiehet weder aus Eitelkeit daß ich das Verzeichniß meiner Büchersammlung drucken lasse, noch um sie öffentlich feil zu bieten. Der Hauptanlaß dazu ist die Errichtung einer gemeinnützigen und weiter als gewöhnlich ist auszubreitenden Leseanstalt [...] gegenwärtiges Verzeichniß aber wird doch ein und andern auswärtigen Freunde und Bücherliebhaber in die Hände kommen, und diesen wird es vielleicht nicht unlieb seyn.“

33 Systematisches Verzeichniß der Schmetterlinge der Wienergegend herausgegeben von einigen Lehrern am k.k. Theresianum. Wien 1776, 2 („An den Leser“).

liches Programm gelten kann, dass Denis sich selbst (und anderen) zur Aufgabe machte. Mit dem 1777 publizierten *Grundriß der Bibliographie*,³⁴ der in diesem Jahr als Prüfungsstoff der „k.k. savoyschen Ritterakademie“ verwendet wurde und eine Art Chrestomathie der *Einleitung* war, begann eine eindruckliche Reihe, in der Denis in seinem direkten Umfeld wie auf abstrakter Ebene immer wieder neue Akzente zu setzen suchte.³⁵

III. Im Alleingang Denis, der Linné der Bücherwelten Wiens

Der Anspruch, systematisch vorzugehen und mittel- und langfristig auf eine vollständige Erfassung der jeweils in den Blick genommenen Sammlungen bzw. der zu buchgeschichtlichen Fragestellungen gehörigen Dokumente abzielen, erzeugte aus heutiger Sicht einen anteilig durchaus beklemmenden Zwang zur Konsequenz. Denis bewegte sich fortan jedenfalls und bis zu seinem Lebensende in einem Kosmos aus Einzeldrucken, Manuskripten und handgeschriebenen Katalogen, in dem man sich nur mit enormem Detailwissen und konsolidierter Bildung überhaupt orientieren konnte. Den Sinn für das tatsächlich Machbare verlor er dabei zu keinem Zeitpunkt. Im Gegenteil versuchte er, Maßstäbe zu setzen und andere zu motivieren, es ihm doch möglichst nachzutun. Im 1780 publizierten Band *Die Merkwürdigkeiten der k.k. garellischen öffentl. Bibliothek am Theresiano* notierte er daher:

Ich wünsche, daß mein Beyspiel viele meiner einheimischen Herren Collegen wecke, uns mit den Seltenheiten, die in ihrer Verwahrung sind, bekannt zu machen. Die Bücher-geschicht würde sich dadurch der Vollständigkeit nähern, so wie es die Naturgeschichte durch genaue Diagnosen der Arten thut.³⁶

34 Vgl. den Hinweis im Artikel „Denis, (Michael ...)“. In: [Heinrich Wolfgang BERISCH], *Die Wiener Autoren. Ein Beytrag zum gelehrten Deutschland*. [ohne Ortsangabe] 1784, 56.

35 Vgl. *Grundriß der Bibliographie*, nach welchem auf Anleitung des Aufsehers der k. garell. Bibliothek, und Lehrers der Bücherkunde Mich. Denis. Die H. H. Hörer der Rechte an der k.k. savoyschen Ritterakademie Franz Graf v. Montecuccoli. Friederich Fürst zu Oettingen. Joh. B. Freyh. v. Buol. Domh. zu Olmütz. Joseph Freyh. v. Walterskirchen. Jul. Graf v. Veterani und Mollenthein. Karl Graf v. Grotteneg. Den 4. Sept. 1777. auf der garell. Bibliothek am Theresianum öffentlich geprüft werden. Wien 1777; überliefert ist ein solcher „Grundriß“ auch aus den Jahren 1775 und 1776; vgl. GODA, Denis, wie Anm. 31, 398.

36 DENIS, *Merkwürdigkeiten*, wie Anm. 27, [„Vorbericht“, o. S.], zu Pius Nicolaus Garelli (1675–1739); vgl. O. MAZAL, „Garelli, Pius Nikolaus“. In: *Lexikon des gesamten Buchwesens*, http://dx.doi.org/10.1163/9789004337862__COM_070089, Zugriff 2023-04-03; sowie Gustav Freiherr von SUTTNER, *Die Garelli. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des XVIII. Jahrhunderts*. Wien 1885, passim.

Besagte Vollständigkeit der „Büchergeschicht“ als fiktives Ziel kollektiver Anstrengungen war sicherlich eines seiner Hauptanliegen, ein durch und durch aufklärerisch-optimistisch gedachtes (und bis heute natürlich nicht eingelöstes) dazu. Dabei sollte man das relativ konkrete politische bzw. patriotische Ziel, das hiermit verknüpft war, nicht übersehen: Denis war es darum zu tun nachzuweisen, dass Wien bzw. die habsburgische Welt auf Augenhöhe mit den in Sachen Wissenschaftlichkeit vermeintlich fortschrittlicheren protestantischen Regionen agierte, ganz so, wie er auch bei seinen eigenen poetischen Arbeiten stets auf konfessionell übergreifenden Anschluss und Partizipation aus gewesen war.³⁷

Der Weg zur Vollständigkeit begann jedenfalls vergleichsweise unscheinbar mit der Beschreibung der *Merkwürdigkeiten* der Garellischen Sammlung, die später (1784/85), nach Auflösung des Theresianums gemäß Beschluss von Joseph II. (1741–1790), in die neubegründete Universität Lemberg transportiert wurde.³⁸ Sichtlich fasziniert vom Gründer, dem recht typischen frühneuzeitlichen ‚Bücherrarren‘ Johann Baptist von Garelli (1649–1732),³⁹ referierte Denis in der *Historischen Nachricht* des Bandes zunächst Personalien und Institutionsgeschichtliches. Dazu beschrieb er Öffnungszeiten, Ausstattung und Systematik der 1748 im Theresianum bezogenen Bibliotheksräume.⁴⁰ Die zahlreichen Neuerwerbungen seit 1747, die Einblicke in die damalige schulische Praxis bzw. den hierfür zugrunde gelegten Literaturkanon gewähren, finden sich hier ebenfalls akribisch dokumentiert.⁴¹ Schließlich berichtete er von seinen eigenen Erfahrungen seit den 1760er Jahren, in denen er sich neben seiner Arbeit als Lehrer auch mit den Belangen der Bibliothek befasst hatte. Dies in der erklärten Absicht, die Sammlung „immer brauchbarer zu machen“.⁴²

37 Carl HÖGER, Denis, wie Anm. 22, 8 und 26; im Kontext der Ernennung zum kaiserlichen Rat beschrieb Denis die Absicht, „seinen Gegenden in Kenntnissen nachzuhelfen, in welchen sie, im Verhältnisse zu einigen anderen deutschen Provinzen, zurückgeblieben sind.“; vgl. die den persönlichen Literaturkanon widerspiegelnde Anthologie, Michael DENIS, *Zurückerrinnerungen*. Wien 1794.

38 Vgl. Paul HOFMANN-WELLENHOF, Michael Denis. Ein Beitrag zur Deutsch-Oesterreichischen Literaturgeschichte des XVIII. Jahrhunderts. Innsbruck 1881, 64f.

39 DENIS, *Merkwürdigkeiten*, wie Anm. 27, 5, „Für sich war er überhaupt ein Feind der Pracht und des Aufwandes. Nur reute ihn keiner Kosten, wenn es auf die Vermehrung und Bereicherung seiner Privatbüchtersammlung ankam.“

40 EBD., 10f.; vgl. [N.N.], Artikel „Bücher-Vorrath. Bibliothek“. In: Johann Heinrich ZEDLER, *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste* [...]. Halle – Leipzig 1733, Bd. 4, Bl.-Bz.1803-1838, 1838, „Nachdem nun unsre Gelehrsamkeit eingerichtet ist, nach derselben müssen wir unsere Bücher Sammlungen anstellen.“; zur sachlichen Erfordernis der Erstellung von Katalogen vgl. Bernd LORENZ, *Systematische Aufstellung in Vergangenheit und Gegenwart*. Wiesbaden 2003, 77–79.

41 DENIS, *Merkwürdigkeiten*, wie Anm. 27, 16–32.

42 EBD., 16.

Die spezifische Zusammensetzung der Garellischen Sammlung, die zu dieser Zeit ca. 11 000 Bände umfasste, wurde für Denis zu einer Art Buchlabor, in dem er seine Überlegungen zur geeigneten Aufbereitung der erforderlichen ‚Daten‘ erproben konnte. Die hier gewählte schlichte Einteilung umfasste 1. Wiegendrucke, 2. die bis 1560 in Wien gedruckten Bücher, 3. Rara, 4. kostbare bzw. mehrbändige Werke sowie zugehörige Sammlungen (wie z. B. Münzen und „neuere Denkstücke“).⁴³ Zwar behauptete er, nicht so sehr an der „Beschreibung des Einbandes u. dergl.“ von Büchern interessiert zu sein, da ihm dies „so Auktionskatalogenmäßig“ vorkäme.⁴⁴ Was ihn allerdings keineswegs davon abhielt, ebenso eindruckliche wie ausführliche Beschreibungen der Inhalte, Darbietungsformen, der Drucktechnik, Wasserzeichen usw. sowie kleinteilige Hinweise zum jeweiligen Forschungsstand beizugeben.⁴⁵

Zudem war Denis längst nicht so sachlich, kühl und neutral, wie man das bei einem derart ambitionierten Bücherkundler eigentlich annehmen könnte. Seine Belesenheit wie seine Urteilskraft erwiesen sich diesbezüglich bisweilen als Störfaktoren. So notierte er beispielsweise über einen frühen Druck von Poggio Bracciolinis (1380–1459) *Facetiae*: „Diese Erzählungen sind noch im XV. Sec. beläufig zu 15malen gedruckt worden. Ein trauriger Beweis, daß Zotten auch in einer gelehrten Sprache immer ihre Liebhaber finden.“⁴⁶

Mit den akribisch erarbeiteten *Merkwürdigkeiten* ließ es Denis freilich nicht bewenden. Im Gegenteil wirkt es fast rastlos, wie er sich immer wieder neuen, thematisch zugehörigen und auf seinen jeweiligen Kenntnisstand aufbauenden Arbeitsfeldern zuwandte und diese systematisch aufarbeitete. Solche Intensität hatte anteilig wohl auch mit den von Joseph II. nach dem Tod von Maria Theresia am 29. November 1780 forcierten Änderungen zu tun.⁴⁷ Die bereits erwähnte Auflösung des Theresianums stellte somit eine weitere biographische Zäsur dar, auf die Denis allem Anschein nach auf eine für ihn charakteristische Weise reagierte: So, wie er sich bei der Auflösung des Jesuitenordens auf Unterricht und Bücherkunde verlegt hatte, entzog er sich nun dort, wo Politik und Zeitläufte einmal mehr in sein Leben eingriffen, durch ein bewusst bewahrendes Gegenprogramm. Die detailverliebte, partiell eskapistisch anmutende Erforschung der Buchkultur wurde ihm derart immer stärker zu Programm und Existenzform. Sein ‚sicherer Hafen‘ war und blieb die Bibliothek. Aus dieser Perspektive können die weiteren buchkundlichen Arbeiten regelrecht als eine Art Alterswerk betrachtet werden.

Fast trotzig tönt so im Vorwort des Standardwerks *Wiens Buchdruckergeschicht bis M.D.LX.* der Einstieg *An den Leser*:

43 EBD., [o. S.] („Vorbericht“).

44 EBD., [o. S.] („Vorbericht“).

45 Vgl. etwa die Beschreibung der „erste[n] deutsche[n] Bibel“, EBD., 33–35.

46 EBD., 50.

47 Vgl. Michael DENIS, Auf den Tod M. Theresien. Den 9ten Christmonats. Wien 1780.

Da sich heut zu Tage fast der größte Theil der schreibenden und lesenden Menschen nur immer mit dem Neuesten abgiebt, kann man es einigen Wenigen nicht übel nehmen, wenn sie ins Aeltere zurücke gehen, und dann ihren Zeitgenossen, die es wissen wollen, erzählen, was sie gefunden haben. Einem dankfähigen Herzen ist es tugendliche Pflicht, das Andenken von Männern zu wecken, die sich in ihrem Lebensraume, nach dem Maaße ihres Vermögens, bestreben, ihrem Geschlechte durch gelehrte Arbeiten zu nützen.⁴⁸

Nachdem die Entwicklung des Buchdrucks in den Reichsstädten Augsburg, Frankfurt, Memmingen, Nürnberg und Speyer sowie in Leipzig und Lübeck bereits erforscht worden sei, habe er sich entschlossen, dieses Desiderat für die „Hauptstadt Deutschlands, von Wien“, einzulösen.⁴⁹ Dies geschah wiederum in bewährter Form, akribisch, und, wie stets, durchaus selbstbewusst. „Im „Gedächtnisse der Nachwelt“ wolle er, Denis, bleiben⁵⁰ und damit ein Vorbereiter eines „künftigen Tiraboschi Deutschlands“ werden.⁵¹ Die explizite Bezugnahme auf den Jesuiten und Leiter der Bibliotheca Estense Girolamo Tiraboschi (1731–1794), der sich als Romanist und Literarhistoriker insbesondere durch die 13 Bände umfassende, seit 1772 publizierte *Storia della letteratura italiana* hervorgetan hatte, belegt einerseits den europäischen Lektürehorizont, über den Denis so mühelos verfügen konnte und zum anderen sein Bewusstsein, nur einen begrenzten Beitrag zur generationsübergreifenden Fortschrittsgeschichte der Menschheit liefern zu können.⁵²

Die nachfolgende Reihung zahlreicher, für ihn bei der Erarbeitung des Bandes relevanter Gelehrter verweist erneut auf die Intention, gemeinsam mit Gleichgesinnten ein bibliographisches Generationsprojekt zum Erfolg zu bringen und aus den überlieferten Quellen „mit der Zeit [...] ein förmliches Gebäude einer österreichischen Literargeschicht“ zu errichten.⁵³

Das durch die Namensnennung ebenso lakonisch wie schnörkellos skizzierte Kontaktnetz der zeitgenössischen „Freunde des Bücherwesens“ gibt Einblick in die von zugewandten Kreisen offenkundig intensiv genutzten Möglichkeiten des Wissens- und Erkenntnisaustauschs.⁵⁴ Kurz gesagt: Von Wien aus reichten Denis' Kontakte an verschiedene Adels- und zahlreiche Ordensbibliotheken, dazu nach Ofen, Linz, Heilbrunn, Melk, aber auch an die Stadtbibliothek in Zürich oder nach Neapel.

48 Michael DENIS, Wiens Buchdruckergeschicht bis M.D.LX. Wien 1782, 2r.

49 EBD., 2r.

50 EBD., 2v.

51 EBD., 3r.

52 Girolamo TIRABOSCHI, *Storia della letteratura italiana*. Modena 1772. 13 Bde.

53 DENIS, Wiens Buchdruckergeschicht, wie Anm. 48; 3v.

54 EBD., 3v; vgl. die Reihung auf 4r-4v.

Mit viel Liebe zum Detail trug Denis in *Wiens Buchdruckergeschicht* Bekanntes zusammen, dies, nicht ohne auch eigene und neue Einsichten zu ergänzen. So verlegte er etwa die von ihm noch in der *Einleitung* akzeptierte Datierung der Einführung des Buchdrucks in Wien, die der Augustinermönch Paul Xystus Schier (1728–1772) auf das Jahr 1493 angesetzt hatte, kurzentschlossen nach vorn, nämlich auf das Jahr 1482.⁵⁵ Solche und andere Korrekturen und Umdeutungen regten den Diskurs an, wurden aber auch kritisch hinterfragt,⁵⁶ wobei das Interesse am ersten Buchdruck aus Wien natürlich von besonderer, weil symbolträchtiger Relevanz war. Eine typische Argumentationskette, in der sowohl das Auftreten der Pest als auch die Option durchreisender Buchdrucker ventiliert wurde, findet sich z. B. in dem schmalen, vom Historiker Constantin Kauz (1735–1797) 1784 publizierten Druck *Ueber die wahre Epoche der eingeführten Buchdruckerkunst zu Wien [...]*⁵⁷:

In meinen ersten Jugendjahren hatte mir der damalige Stadtsecretär Lambacher Anlaß gegeben, Joh. Winterburgern für den ersten Buchdrucker zu Wien um 1493. zu halten. Zehn Jahre darnach fieng der gelehrte Augustiner Syxt Schier an, darauf ein System zu bauen [...]. Diesem gieng 1778 Murr, und 1782. Denis nach.⁵⁸

Andeutungsweise lässt sich an solchen Passagen erkennen, dass bei dieser Art der Forschung buchstäblich wie im übertragenen Sinne die Gefahr bestand, sich heillos in Detailfragen zu verzetteln.

Denis' erklärter Wille war es nun, die Arbeiten berühmter Vorgänger wie Michael Maittaire (1668–1747) fortzusetzen, zu perfektionieren und Erkenntniszugewinn

55 Paul Xystus SCHIER, *Commentatio de Primis Vindobonæ typographis. cum variis ad rem litterariam adnotationibus*. Wien 1764, 7f.

56 Vgl. die Kritik an der Aufmachung der „Buchdruckergeschicht“. In: Allgemeines Bücherjournal von Wien, 1. Stück (1. Mai 1782), 11, (Abschnitt „Schöne Auflagen“): Es wäre besser gewesen, „wenn der Drukker, um kunstmäßig zu reden, nicht so breite Kreuzstege gewählt, und dadurch den Buchbinder in Verlegenheit gesetzt hätte, das äußere Marginale durch das Beschneiden zu sehr zu verstümmeln. Zu wünschen wäre auch noch gewesen, daß eine bessere Gattung von Buchstaben [verwendet wurden „Schmidtsche Schriften“] gewählt worden wär, denn das schöne geleimte Papier hätte allerdings die besten verdient.“

57 [Konstantin] KAUZ, *Ueber die wahre Epoche der eingeführten Buchdruckerkunst zu Wien nebst einem Anhang ueber das Wort Oesterreich*. Wien 1784, 3; Kauz war u. a. auch Beisitzer der „Büchercensurshofkommission“.

58 Art. „Kauz, Konstantin“. In: [Ignaz de LUCA], *Das gelehrte Oesterreich. Ein Versuch. Zweyte vermehrte Auflage mit einem Anhang*. Wien 1777, 228–246; vgl. Anton MAYER, *Wiens Buchdrucker-Geschichte. 1482–1882*. Hg. von den Buchdruckern Wiens. 2 Bde. Wien 1883, Bd. 1: VIII, IX und 9, „Dieses Wenige ist heute noch wie zu Denis' Zeit (1782) der einzige Beweis für den Anteil von Wienern an den Erstlingen der Typographie.“

stetig zu dokumentieren, was er so umschrieb: „Seiner Arbeit die mögliche Vollständigkeit zu geben, ist der Wunsch jedes Schriftstellers, der *con amore* arbeitet.“⁵⁹ Damit wollte er sich dienend einreihen in die Tradition jener Gelehrten, die, wie er, den Schlüssel zur Welt im systematisch erarbeiteten Buchwissen sahen. Seine *Annalium Typographicorum V. Cl. Michaelis Maittaire* sind das wohl prägnanteste Beispiel hierfür.⁶⁰ Hier wie beim dreiteiligen *Katalog der theologischen Handschriften der Hofbibliothek* (1792–1795) wechselte er zurück ins Lateinische, offenbar, um sich der Materie adäquater widmen zu können. Dies wirkt ein wenig wie ein Rückzug aus der Gegenwart zwecks Erhalts tradierter, aber eigentlich doch längst erodierter Gelehrsamkeit.⁶¹ Forschend hatte Denis zweifellos einen weiten Weg zurückgelegt, der ihn von der allgemeinverständlichen *Einleitung* für junge Adlige bis zur Katalogisierung theologischer Handschriften mitsamt dem Rückgriff auf die lateinische Sprache geführt hatte. Letzteres lässt annehmen, dass sich der ehemalige Ordensgeistliche im Alter wieder auf das für ihn allein wesentliche Feld konzentrierte: Die Theologie.

IV. Ausblick: Gemeinsam unterwegs im „Ocean“ der Bücherkunde

Es fällt auf, dass die Erforschung historischer Buchbestände im weitesten Sinne wie auch diejenige der Geschichte von Bibliotheken seit dem späten 18. Jahrhundert an Schwung gewann. Anteilig lässt sich das sicherlich als Teil der sukzessiven Professionalisierung der Geschichtswissenschaft selbst und konkret als Genese einer hochspezialisierten Subdisziplin verstehen. Nicht allein Michael Denis hatte dabei wohl die Vorstellung entwickelt, dass sich ein vollständiger Überblick gewinnen lassen müsse, der allerdings, aus naheliegenden Gründen und großer Anstrengungen zum Trotz, zumeist Stückwerk und Fragment blieb. Das Spektrum der nicht zuletzt durch Denis' Publikationen angeregten Aktivitäten reichte dabei von

59 Vgl. Michael DENIS, Nachtrag zu seiner Buchdruckergeschicht Wiens. Wien 1793, [„Eingang“, o. S.].

60 DENIS, *Annalium Typographicorum*, wie Anm. 18. Vgl. die auf Seite VI formulierte Bewunderung für Maittaire; vgl. Michel MAITTAIRE, *Annales Typographici ab artis inventæ origine ad annum MD*. Hague 1719 sowie das englische Parallelwerk: Joseph AMES / William HERBERT, *Typographical Antiquities: or an Historical Account of the Origin and Progress of Printing in Great Britain and Ireland: Containing Memoirs of our Ancient Printers, and a Register of Books printed by them, From the Year MCCCCXXI to the Year MDC*. Begun by the late Joseph Ames [...]. Considerably augmented, both in the Memoirs and Number of Books, by William Herbert. 3 Volumes. London 1785.

61 Michael DENIS, *Codices manuscripti theologici Bibliothecæ Palatinæ Vindobonensis Latini*. [...] *Recensuit, digessit, indicibus instruxit*. Wien 1792–1795. 3 Teile.

Beschreibungen einzelner Sammlungen⁶² über Friedrich Karl Gottlob Hirschings (1762–1800) *Versuch einer Beschreibung sehenswürdiger Bibliotheken Teutschlands*⁶³, Johann Vollrath Bacmeisters (1732–1788) *Versuch über die Bibliothek*⁶⁴ und Johann Erhard Kapps (1696–1756) *Buchdruckerkunst und Schriftgießerey*⁶⁵ bis hin zu Georg Wolfgang Panzers (1729–1805) bedeutenden *Annalen der ältern deutschen Litteratur* aus dem Jahr 1788. Panzer verfolgte einen vergleichbaren Ansatz wie Denis, indem er die Geschichte des Buchdrucks in der Reichsstadt Nürnberg aufbereitete.⁶⁶ Desiderate gibt es gerade auf diesem Feld der lokalen und regionalen Ansätze zur Genüge. Zu klären wäre z. B. noch genauer, woher die Impulse für diese Aktivitäten kamen, von wem und ab welchem Zeitpunkt der Schritt von der entsagungsvollen Detailbeschreibung eines Bibliotheksbestands zu einer historisch grundierten Systemschau mit Anspruch auf Optimierung der bibliothekarischen Praxis getan wurde. In welchem Umfang hierfür Vernetzung und Austausch die Grundlage bildeten, wäre darüber hinaus mittels einschlägiger Korrespondenzen zu klären.

Es ist davon auszugehen, dass Michael Denis einen ausgeprägten Sinn für die Erfordernis der Abstraktion von bibliographischen Details hatte. Die Namen der Gewährsleute nämlich, die er in seiner *Buchdruckergeschicht* nannte, lassen ahnen, wie rege gerade im habsburgischen Einzugsbereich über den Aspekt der Zusammenführung von Erkenntnissen diskutiert wurde. Wie durchlässig bzw. offen solche

62 G[eorg] C[hristian] E[rhard] W[ESTPHAL], Geschichte der königlichen Pariser Bibliothek von ihrem ersten Ursprunge an. Quedlinburg 1778; vgl. aber auch die nach „15 wohlbestimmte[n] Klassen“ systematisierte „Vollkommene Beschreibung der hiermit zum Verkauf ausgebenen Bibliothek des verstorbenen Generalfeldzeugmeisters und Gouverneurs von Mannheim, Leopolds Baron von Hohenhausen [1708–1783]“. [o. O.] 1785; Friedrich Adolf EBERT, Geschichte und Beschreibung der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden. Leipzig 1822; Christoph Friedrich STÄLIN, Zur Geschichte und Beschreibung alter und neuer Büchersammlungen im Königreich Würtemberg [...]. Stuttgart – Tübingen 1838, 1r. Stälin spricht hier vom „regen Fleiße, der sich in allen Staaten der Beleuchtung der Geschichte wissenschaftlicher Anstalten zuwendet“.

63 Friedrich Karl Gottlob HIRSCHING, Versuch einer Beschreibung sehenswürdiger Bibliotheken Teutschlands nach alphabetischer Ordnung der Städte. Erlangen 1786. 4 Bde.

64 Johann BACMEISTER, Versuch über die Bibliothek und das Naturalien- und Kunst-Kabinett der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg. St. Petersburg 1777 [zuerst ebd. 1776 in französischer Sprache].

65 Johann Erhard KAPP, Die so nöthig als nützliche Buchdruckerkunst und Schriftgießerey [...]. Leipzig 1740.

66 Vgl. Heinrich PALLMANN, Artikel „Panzer, Georg Wolfgang Franz“, in: Allgemeine Deutsche Biographie 25 (1887), 132–134; vgl. Roy B. STOKES, Bibliography. In: Encyclopedia of Library and Information Science. Second Edition. Edited by Miriam A. Drake. New York – Basel 2003, Vol. 1, 280–287, 282, “The greatest achievement of the time in this category, however, was the “Annales typographici” of G. W. F. Panzer (1729–1805)”. Panzer sei der erste Exponent der „natural history method“ gewesen.

Diskurse in diesem losen Forschungsverbund der Bücherkundler tatsächlich waren, bleibt ebenfalls noch zu rekonstruieren. Nachzudenken bleibt schließlich aber auch darüber, ob Denis mit seiner Neigung, „ins Aeltere zurücke“ zu gehen,⁶⁷ wie überhaupt mit seinem bücherkundlichen Programm, tatsächlich fortschrittlich war, oder ob er eigentlich nur versuchte einzulösen, was Leibniz und Muratori lange zuvor angedacht hatten. In diesem Zusammenhang gilt es noch zu eruieren, ob bzw. inwiefern Denis' Wirken, seine so charakteristische Arbeits- und Lebensform ebenso wie sein spezifisches Verständnis von Gelehrsamkeit repräsentativ war für eine katholisch sozialisierte und entsprechend gelebte Spielart der Aufklärung. Zu denken wäre dabei u. a. an die bei Denis immer wieder aufscheinende Bescheidenheit, zu der namentlich Demut vor der Sache wie den Menschen zählt. Die früh gefundene Formel, „Dolmetsch einer Büchersammlung“ sein zu wollen, zeugt von dieser, eines Theologen würdigen Haltung. Und nicht von ungefähr auch hatte Denis ja bereits in der *Einleitung* notiert:

Da übrigens die Bücherkunde, wie sie hier genommen wird, ein Ocean ist, da sie am wenigsten in einer Einleitung erschöpft werden kann, [...] wünsche [ich] durch gegenwärtige Arbeit meinen Mitbürgern in einer Art des Nützlichen eben so willkommen zu seyn, als es ihnen Sined in einer Art des Angenehmen war, und noch ist.⁶⁸

Bleibt zu ergänzen, dass Denis in diesem „Ocean“ wenigstens temporär eine Art Leuchtfeuer für viele gewesen ist.

67 DENIS, Wiens Buchdruckergeschicht, wie Anm. 48, 2r.

68 DENIS, Einleitung, wie Anm. 13, Teil 1, [o. S.] („Vorrede“).

Paradigmenwechsel auf der Kanzel?

Herrscherlob und gegenaufklärerisches Gedankengut in vier Leichenpredigten von Exjesuiten zu Ehren von Maria Theresia und Joseph II.

Die Zeremonialforschung hat in den letzten 30 Jahren gezeigt, wie Sterberituale die Entstehung des „frühmodernen Staates“ begleiteten und widerspiegelten.¹ Diese herrschaftsstabilisierende Leistung lässt sich an den Leichenpredigten deutlich erkennen, die im Rahmen des vor- und nachtridentinischen Trauerpoms für die Kaiser entstanden sind.² Beim Tod Maria Theresias (1780) wies die habsburgische Version des alteuropäischen Wertesystems erste Risse auf.³ Unter Joseph II. wurde der Übergang vom „barocken Staatspathos“⁴ zum „aufgeklärten Staatsbürgertum“⁵ vollzogen. In dieser Fallstudie wird die Positionierung ehemaliger Jesuiten in diesem Prozess analysiert, um das „spannungsreiche Verhältnis von jesuitischer Tradition und Aufklärung“ zu erhellen,⁶ das wie die Geschichte der Säkularisation in der Habsburgermonarchie als Forschungslücke bezeichnet werden kann.⁷ Ausgehend von einer zeremoniellen und gattungsgeschichtlichen Kontextualisierung werden in diesem Beitrag die kaiserlichen Leichenpredigten zu Ehren von Maria Theresia und Joseph II. analysiert, die von Exjesuiten in Wien gehalten wur-

1 Die Bibliographie ist mittlerweile kaum noch überschaubar. Dazu Philippine CASAROTTO, *Plumer le coq gaulois. Éloge du prince, guerre des images et stratégies médiatiques dans les oraisons funèbres de Léopold I^{er} et Joseph I^{er}*. In: *Études Épistémè* 38 (2020), § 4–5, <<https://doi.org/10.4000/episteme.9111>>, Zugriff 2023-03-30.

2 Philippine CASAROTTO, *Les oraisons funèbres impériales en Autriche de Ferdinand II à Charles VI (1637–1740): discours et représentations*. Diss. Paris-Sorbonne 2004.

3 Barbara STOLLBERG-RILINGER, *Maria Theresia. Die Kaiserin in ihrer Zeit. Eine Biographie*. München 2017, 844–847.

4 Heinz SCHILLING, *Höfe und Allianzen: Deutschland 1648–1763*. Berlin 1989, 309.

5 Reinhard Ferdinand NIEßNER, „Archytas von Tirol!“ Der Ex-Jesuit Franz von Zallinger und die Katholische Aufklärung. In: Julian LAHNER / Marion ROMBERG / Thomas WALLNIG (Hg.), *Kirche und Klöster zwischen Aufklärung und administrativen Reformen*. Wien 2021, 39.

6 EBD., 40.

7 Vgl. Dennis SCHMIDT, *Bedrohliche Aufklärung – Umkämpfte Reformen. Innerösterreich im josephinischen Jahrzehnt 1780–1790*. Münster 2020; Martin SCHEUTZ, *Klosteraufhebungen in den österreichischen Erblanden unter Joseph II.* In: Julian LAHNER / Marion ROMBERG / Thomas WALLNIG (Hg.), *Kirche und Klöster, wie Anm.* 5, 32.

den.⁸ Hierbei werden erstens nicht alle thesesianisch-josephinischen Reformen erwähnt und es wird auch nicht zur Debatte über den „aufgeklärten Absolutismus“/ „Reformabsolutismus“⁹ und den „Josephinismus“, der laut Reinalter als eine Vielfalt von Strömungen definiert werden kann – Jansenismus, Reformkatholizismus und „Katholische Aufklärung“ –, die unter Maria Theresia und Joseph II. zusammenschmolzen,¹⁰ Stellung genommen. Zweitens geht es auch nicht in erster Linie darum, die Diskrepanz zwischen Herrscherideal und „Wirklichkeit“ aufzudecken. Vielmehr liegt zum einen der Fokus dieses Beitrags auf die Analyse des epideiktischen Diskurses. Im Zuge dessen sollen folgende Fragen beantwortet werden: Welches Bild der Kaiserin bzw. des Kaisers wird vermittelt? Welche rhetorischen Mittel werden eingesetzt? Welche Strategien verfolgen die Prediger im konfliktreichen Kontext der kirchenpolitischen Reformen nach der Aufhebung der Gesellschaft Jesu? Inwiefern können die Exjesuiten als fortschrittlich bzw. aufklärerisch – oder im Gegenteil als konservativ oder gegenaufklärerisch – eingestuft werden?

Die exjesuitischen Schmähchriften gegen Josephs Reformen sind mit Ausnahme der Schriften einiger prominenter Exjesuiten – Franz Xaver Feller in den Niederlanden¹¹, Aloys Merz in Augsburg¹² oder Joseph Grossinger in Un-

8 Zum Werden der Exjesuiten nach der Aufhebung der Gesellschaft Jesu: Richard VAN DÜLMEN, Antijesuitismus und katholische Aufklärung in Deutschland. In: *Historisches Jahrbuch* 89 (1969), 52–80; Hermann HABERZETTL, Die Stellung der Exjesuiten in Politik und Kulturleben Österreichs zu Ende des 18. Jahrhunderts. Wien 1973; Michael SCHAICH, Zwischen Beharrung und Wandel. (Ex-)Jesuitische Strategien im Umgang mit der Öffentlichkeit. In: Franz EYBL (Hg.), *Strukturwandel kultureller Praxis: Beiträge zu einer kulturwissenschaftlichen Sicht des thesesianischen Zeitalters*. Wien 2002, 192–217; Antonio TRAMPUS, Naturrecht und Aufklärung. Kulturelle Praxis der Exjesuiten in Norditalien und in den habsburgischen Ländern. In: EYBL (Hg.), *Strukturwandel*, ebd., 167–192; Peter HERSCHE, Muße und Verschwendung. Europäische Gesellschaft und Kultur im Barockzeitalter. Freiburg 2006, Bd. 1, 210, Bd. 2, 1037–1040; Christine VOGEL, Der Untergang der Gesellschaft Jesu als europäisches Medienereignis (1758–1773): Publizistische Debatten im Spannungsfeld von Aufklärung und Gegenklärung. Mainz 2006; Jonathan WRIGHT, The Suppression and Restoration. In: *The Cambridge Companion to the Jesuits*. Cambridge 2008, 263–277; Christine VOGEL, Die Aufhebung der Gesellschaft Jesu (1758–1773). In: *Europäische Geschichte Online* (2010), online unter: <http://www.ieg-ego.eu/vogelc-2010-de> URN: urn:nbn:de:0159-2010101139; Thomas WORCESTER, *The Cambridge Encyclopedia of the Jesuits*. Cambridge 2017, 767f.; Markus FRIEDRICH, Die Jesuiten. Aufstieg, Niedergang, Neubeginn. München ²2020, 524–558; NIEßNER, „Archytas von Tirol“, wie Anm. 5.

9 Dazu Helmut REINALTER, Josephinismus als Aufgeklärter Absolutismus. Ein Forschungsproblem? Gesellschaftlicher Strukturwandel und thesesianisch-josephinische Reformen. In: Wolfgang SCHMALE / Renate ZEDINGER / Jean MONDOT (Hg.), *Josephinismus – eine Bilanz*. Bochum 2008, 31.

10 EBD., 20–25.

11 SCHAICH, *Zwischen Beharrung*, wie Anm. 8, 215.

12 FRIEDRICH, *Die Jesuiten*, wie Anm. 8, 553; Peter HERSCHE, *Der Spätjansenismus in Österreich*. Wien 1977, 351f.

garn¹³ – ein Forschungsdesiderat. Anhand der kaiserlichen Leichenpredigten dreier Exjesuiten kann zum anderen die Frage gestellt werden, „wieviel Aufklärung man sich als Mitglied der katholischen Kirche leisten konnte, ohne aufzuhören, katholisch zu sein.“¹⁴ Dieser Aufsatz möchte folglich einen Beitrag zur Diskussion über den Begriff „Katholische Aufklärung“ leisten.¹⁵

Der Niedergang der barocken *pompa funebris* in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts

Die Entzauberung des Zeremoniells

Die österreichischen Niederlagen gegen Preußen in den beiden schlesischen Kriegen 1740–1742 und 1744–1745 bildeten den Ausgangspunkt der „defensiven Mo-

13 Sein Pamphlet „Unwahrscheinlichkeiten“ erschien laut dem BLKÖ 1785 in Wien. Joseph Grossinger. In Konstantin VON WURZBACH, Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich (BLKÖ) 5 (1859), 376. Vgl. Jean BÉRENGER, Joseph II d'Autriche, serviteur de l'État. Paris 2007, 513f; HABERZETTL, Die Stellung, wie Anm. 8, 45.

14 Barbara STOLLBERG-RLINGER, Teufels Werk und Gottes Beitrag? Katholische Konfessionalisierung und Katholische Aufklärung als Faktoren der Modernisierung. In: Detlef POLLACK (Hg.), Die Verwandlung des Heiligen: Die Geburt der Moderne aus dem Geist der Religion. Wiesbaden 2020, 105.

15 Per Pippin ASPAAS / László KONTLER, Maximilian Hell (1720–92) and the Ends of Jesuit Science in Enlightenment Europe. Leiden – Boston 2020, 11–16; NIEßNER, „Archytas von Tirol!“, wie Anm. 5, 62–64. Zum Thema „Katholische Aufklärung im deutschsprachigen Raum“ werden hier nicht alle Fallstudien – insbesondere über Benediktinerklöster in Deutschland und in Österreich –, sondern nur einige grundlegende Monographie bzw. Sammelbänder erwähnt: Elisabeth KOVÁCS (Hg.), Katholische Aufklärung und Josephinismus. München 1979; Harm KLUETING / Norbert HINSKE / Karl HENGST (Hg.), Katholische Aufklärung: Aufklärung im katholischen Deutschland. Hamburg 1993; Dieter BREUER (Hg.), Die Aufklärung in den deutschsprachigen katholischen Ländern, 1750–1800: Kulturelle Ausgleichsprozesse im Spiegel von Bibliotheken in Luzern, Eichstätt und Klosterneuburg. Paderborn 2001; Albrecht BEUTEL, Kirchengeschichte im Zeitalter der Aufklärung: Ein Kompendium. Göttingen 2009; Christoph FÜHR / Norbert SPANNENBERGER (Hg.), Katholische Aufklärung und Josephinismus. Rezeptionsformen in Ostmittel- und Südosteuropa. Köln 2015. Jürgen OVERHOFF, Katholische Aufklärung in Europa und Nordamerika, Göttingen 2019. Seit 15 Jahren setzt sich Ulrich Lehner intensiv mit diesem Thema auseinander: Ulrich L. LEHNER / Michael PRINTY (Hg.), A Companion to the Catholic Enlightenment in Europe. Leiden – Boston 2010; Ulrich L. LEHNER, Die Katholische Aufklärung: Weltgeschichte einer Reformbewegung. Paderborn 2016; Ulrich L. LEHNER / Shaun BLANCHARD (Hg.), The Catholic Enlightenment. A Global Anthology. Washington, D. C. 2021. Die Einschätzung der Aufklärung in Wien durch Norbert Christian Wolf konnte nicht mehr einbezogen werden; siehe Norbert Christian WOLF, Glanz und Elend der Aufklärung in Wien: Voraussetzungen – Institutionen – Texte. Wien 2023.

dernisierung“ unter Maria Theresia.¹⁶ 1742 erfuhr das Trauerzeremoniell in der Habsburgermonarchie¹⁷ erste Einschränkungen.¹⁸ Ab 1754 wurde das Trauergerüst – dessen Bau früher ein bis drei Monate dauerte – nicht mehr so aufwendig gestaltet.¹⁹ Die Forderung nach „Nützlichkeit“, der Kampf gegen die „Barockfrömmigkeit“ und die Sparpolitik führten zu Einschränkungen im barocken Trauerpomp, der seit der Gegenreformation gleichzeitig die *pietas austriaca* und den Ruhm der Monarchie demonstriert hatte. Wie viele andere Reformen wurde die Vereinfachung des Zeremoniells allerdings weder systematisch noch konsequent durchgeführt.²⁰ Maria Theresia pflegte die *repraesentatio majestatis*²¹. Im Prunksarkophag von Balthasar Ferdinand Moll, der bereits 1754 in der Kapuzinergruft Platz fand, sollte die *Memoria* der Kaiserin verewigt werden.²²

Der neue Kurs wurde ab 1765 unter Kaiser Joseph II. entschiedener verfolgt: „Joseph brach der spätbarocken Herrschaftskultur ihr symbolisches Rückgrat.“²³ Die „Entzauberung“ des Zeremoniells²⁴ gipfelte in der Verordnung betreffend die Leichenbestattung (1784): „zur Ersparung der Kösten“ mussten die Verstorbenen von nun an ohne Sarg und mit einem „leinenen Sack“ in einer Grube beerdigt werden.²⁵ Diese Verordnung wurde aber aufgrund des Widerstandes in der Bevölkerung 1785 zurückgezogen.²⁶

Der Tod Maria Theresias und insbesondere jener ihres Sohnes markierten somit das Ende des barocken Trauerpoms. 1780 und 1781 wurden nur fünf Trauergerüste

16 Helmut REINALTER, Joseph II., Reformen auf dem Kaiserthron. München 2011, 21.

17 Dazu Philippine CASAROTTO, La pompe funèbre impériale dans la Monarchie habsbourgeoise entre baroque et Lumières (1705–1790). Ruptures et continuité des pratiques rituelles. In: Élise PAVY (Hg.), Contre luxe XVII^e–XVIII^e s. Paris 2020, 151–170. DOI : 10.15122/isbn.978-2-406-10505-3.p.0151. <<https://shs.hal.science/halshs-04051848>>, abgerufen am 30.03.2023.

18 Waltraud STANGL, Tod und Trauer bei den österreichischen Habsburgern 1740–1780, dargestellt im Spiegel des Hofzeremoniells. Saarbrücken 2010, 374.

19 EBD., 302f., 324–327.

20 Derek BEALES, Joseph II. In the Shadow of Maria Theresa 1741–1781. Cambridge 1987, 475; STOLLBERG-RILINGER, Maria Theresia, wie Anm. 3, 218, 244.

21 STANGL, Tod und Trauer, wie Anm. 18, 135, 326.

22 Werner TELESKO, Maria Theresia: Ein europäischer Mythos. Wien 2012, 91–109.

23 STOLLBERG-RILINGER, Maria Theresia, wie Anm. 3, 529; BEALES, Joseph II. In the shadow, wie Anm. 20, 450f.; REINALTER, Joseph II., wie Anm. 16, 56.

24 Max WEBER, zitiert nach Barbara STOLLBERG-RILINGER, Rituale. Frankfurt/M. – New York 2013, 235; CASAROTTO, La pompe funèbre, wie Anm. 17, 163f.

25 Harm KLUETING, Der Josephinismus: Ausgewählte Quellen zur Geschichte der thesianisch-josephinischen Reformen. Darmstadt 1995, 351f.

26 Derek BEALES, Joseph II. Against the World, 1780–1790. Cambridge 2009, 324f.

errichtet, 1790 waren es nur noch zwei; für Karl VI. (1740–1740) waren es hingegen noch 32 und für Franz Stephan (1765) neun gewesen.²⁷

Letztes Aufblühen und Ende der „institutionalisierten Panegyrik“ der Jesuiten²⁸

Die katholische Leichenpredigt „wird unverkennbar maßgeblich vom Jesuitenorden getragen“.²⁹ Seit dem Tod Ferdinands II. stieg die Zahl der in den Erbländen gehaltenen und gedruckten kaiserlichen Leichenpredigten kontinuierlich. Sie erreichte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ihren Höhepunkt: 38 Leichenpredigten wurden in den Erbländen und im Reich für Leopold I. veröffentlicht (davon wurden 30 von Jesuiten gehalten); unter der Herrschaft ihres großzügigen Beschützers wurden den Jesuiten wichtige Funktionen am Hof anvertraut: Sie wirkten als Prediger, Beichtväter und Räte. Nach dem Tod Josephs I. wurden 30 Leichenpredigten publiziert (davon 21 jesuitische). Karl VI. wurde 1740–1741 mit 65 Leichenpredigten die letzte Ehre erwiesen (davon wurden 37 von Jesuiten gehalten).³⁰ Zwischen 1637 und 1740 hielten die Jesuiten im Reich und in den Erbländen insgesamt 78,5 % der katholischen Leichenpredigten zu Ehren der verstorbenen Kaiser³¹ (Abb. 1).

Das Aufblühen der epideiktischen Beredsamkeit ist auf die Entwicklung der solennen Exequien mit ephemeren Trauergerüsten in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zurückzuführen. Das Wort „Exequien“ stammt vom lateinischen Wort *exsequi* (= geleiten) und bezeichnet die Seelenmessen, die für die Verstorbenen nach der Beisetzung veranstaltet wurden.³² Die Karte der feierlichen Exequien in den Erbländen und im Reich deckt sich weitgehend mit den jesuitischen Niederlassungen³³ (Abb. 2).

27 CASAROTTO, *La pompe funèbre*, wie Anm. 17, 160–165; Beatrix BASTL / Mark HENGERER, *Les funérailles impériales des Habsbourg d'Autriche, XV^e–XVIII^e s.* In: Juliusz A. CHROŚCICKI (Hg.), *Les funérailles princières en Europe XVI^e–XVIII^e s.*, Bd. 1, *Le grand théâtre de la mort*. Versailles – Paris 2012, 91–116; STOLLBERG-RILINGER, *Maria Theresia*, wie Anm. 3, 832.

28 Elisabeth KLECKER, *Tradition und Moderne im Dienste des Herrscherlobes. Beispiele lateinischer Panegyrik für Maria Theresia*. In: EYBL (Hg.), *Strukturwandel*, wie Anm. 8, 238.

29 Birgit BOGE / Ralf BOGNER, *Katholische Leichenpredigten des 16. bis 18. Jahrhunderts*. In: Birgit BOGE (Hg.), *Oratio Funebris. Katalog deutschsprachiger katholischer Leichenpredigten in Einzeldrucken 1576–1799*. Amsterdam 1999, 321.

30 CASAROTTO, *Les oraisons funèbres*, wie Anm. 2, Bd. 1, 97, 152f.

31 EBD., 119–125.

32 STANGL, *Tod und Trauer*, wie Anm. 18, 295.

33 CASAROTTO, *Les oraisons funèbres*, wie Anm. 2, Bd. 1, 65f; Jutta SCHUMANN, *Die andere Sonne: Kaiserbild und Medienstrategien im Zeitalter Leopolds I.* Berlin 2003, 305–369.

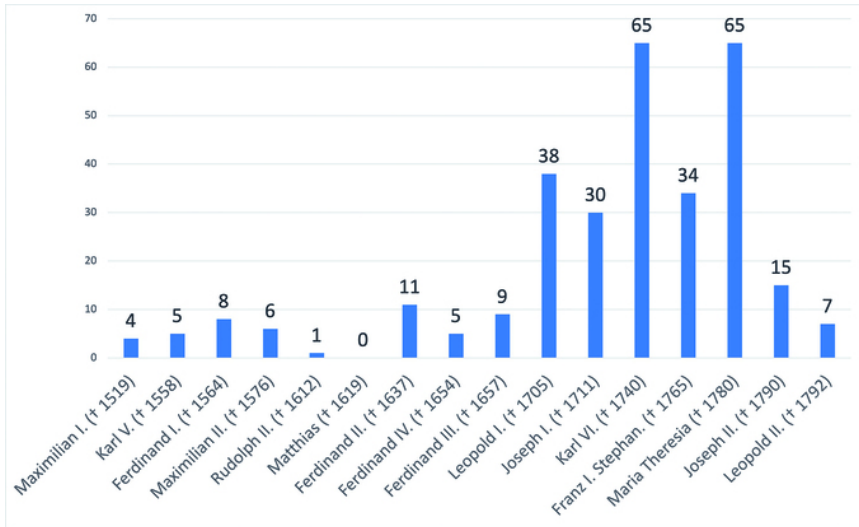


Abb. 1: Zahl der Leichenpredigten anlässlich des Todes von Kaiser, die zwischen 1519 und 1792 in der Habsburgermonarchie, in deren italienischen Provinzen und im Heiligen Römischen Reich veröffentlicht wurden.

Quelle: Philippine CASAROTTO, *Les oraisons funèbres impériales en Autriche de Ferdinand II à Charles VI (1637–1740): discours et représentations*. Diss. Paris-Sorbonne 2004, Bd. 1, 152.

Beim Tod von Kaiser Franz I. Stephan 1765 wurden noch 15 von 34 in den Erblanden und im Reich publizierte Leichenpredigten von Jesuiten gehalten.³⁴ Zwei davon wurden von prominenten Jesuiten verfasst: Der Dichter Karl Mastalier hielt eine Trauerrede in der Kapelle des Theresianums.³⁵ Bei der Trauerzeremonie, die von der Universität Wien veranstaltet wurde, wurde die Leichenpredigt dem Jesuiten Ignaz Wurz anvertraut.³⁶ Wurz war von 1764 bis 1776 Lehrer der geistlichen

³⁴ CASAROTTO, *Les oraisons funèbres*, wie Anm. 2, Bd. 3, 90–107.

³⁵ Karl MASTALIER, Trauerrede auf Franz den Ersten Röm. Kaiser [...], etc. etc. als Sr. Höchstseligen Majestät Leichbesingniß in der Kirche des königlichen adeligen Theresianischen Collegiums vor dessen versammeltem Adel den 7. September 1765 gehalten wurde. Wien [1765].

³⁶ Ignaz WURZ, Trauerrede auf Franz, den Ersten, Röm. Kaiser [...] etc. etc., als Sr. Höchstseligen Majestät Leichenbegängnis von der uralten und weitberühmten Universität von Wien unter Sr. Magnificenz dem Wohledelgebohrnen und Hochgelehrten Herrn, Herrn Johann Maximilian Joseph Dietmann, der Weltweisheit und Arzney Doctor, Sr. königl. polnischen Majestät und Kuhrfürsten zu Sachsen glorwürdigsten Andenckens Hofrathe, und Rector der Universität, in der hohen Metropolitankirche zu St. Stephan den 12., 13. und 14. Nov. 1765. gehalten wurde. Wien [1765].



Abb. 2: Städte in den habsburgischen Erblanden, wo Leichenpredigten auf den Tod des Kaisers gehalten wurden (1637–1740). Italienische Provinzen außerhalb der habsburgischen Besitzungen werden nicht berücksichtigt.

Quelle: Philippine Casarotto, *Les oraisons funèbres impériales en Autriche de Ferdinand II à Charles VI (1637–1740): discours et représentations*. Diss. Paris-Sorbonne 2004, Bd. 1, 288. 2023 aktualisiert. Karte nach Karl Gutkas (Hg.), *Prinz Eugen und das barocke Österreich*. Wien 1986, 472–473.

Beredsamkeit an der Theologischen Fakultät der Wiener Hochschule und vor allem für seine Lobpredigten berühmt.³⁷

Unter Maria Theresia sank die Bedeutung der Jesuiten allmählich. Die päpstliche Aufhebungsbreve vom 21. Juli 1773 wurde in den Erblanden sofort umgesetzt.³⁸ Obwohl Maria Theresia selbst verfügt hatte, dass bei ihrem offiziellen Leichenbegängnis keine Lobpredigt gehalten werden sollte, erlebte das Fürstenlob nach ihrem Tod eine letzte Blüte.³⁹ Im Rahmen von Seelenmessen und auch unabhän-

37 Ignaz Wurz. In: *BLKÖ* 59 (1890), 11f.

38 HABERZETTL, Die Stellung, wie Anm. 8, 13–16; STOLLBERG-RILINGER, Maria Theresia, wie Anm. 3, 596, 607–609.

39 Philippine CASAROTTO, Marie-Thérèse d'Autriche, „modèle des princes et miracle de son sexe“. La représentation du „pouvoir au féminin“ dans trois oraisons funèbres (1781). In: *Revue d'Allemagne et des pays de langue allemande* 53/1 (2021), 17f. <<https://doi.org/10.4000/allemanne.2623>>, abgerufen am 30.03.2023.

gig von einem liturgischen Kontext wurden 1780–1781 in den Erblanden und im Reich 65 Leichenpredigten und -reden auf Maria Theresia gehalten, genauso viele wie beim Tod ihres Vaters 1740 und fast doppelt so viele wie für ihren Ehemann. Christian von Zimmermann hat seinerseits etwa 180 Trauerreden und -predigten rezensiert.⁴⁰

Im Dezember 1785 wurden „Lobreden, welche bei Leichenbegängnissen und Eheverbindnissen bisher zu halten gebräuchlich waren, [...] gänzlich eingestellt“.⁴¹ Nach dem Tod von Joseph II. sank die Zahl der Leichenpredigten massiv. Eine Recherche in verschiedenen Katalogen und Bibliographien ergab, dass in der Monarchie und im Reich nur vier katholische Predigten, eine protestantische Leichenpredigt und zehn Trauerreden publiziert wurden.⁴² „Joseph hatte fast alle Richtungen enttäuscht“, meint Hermann Haberzettl.⁴³ Wenn die geringe Anzahl der Leichenpredigten als Barometer der Stimmung in der Öffentlichkeit genommen werden kann, ist zu folgern, dass unter den Geistlichen in den Erblanden der Unmut gegenüber dem Kaiser überwog.

Drei Leichenpredigten von Exjesuiten zu Ehren Maria Theresias: zwischen gegenaufklärerischer Propaganda und „aufgeklärtem Konservatismus“

Joseph Schnellers Leichenpredigt auf Maria Theresia: Bejahung der thesianischen Reformen und Feldzug gegen das „aufgeklärte Jahrhundert“

Ein wesentlicher Teil der zu Ehren der Kaiserin gehaltenen Leichenpredigten wurde von prominenten Exjesuiten verfasst.⁴⁴ Diese Aufgabe stellte jedoch eine Zumutung dar: Die entthronten Lobredner würdigten eine Kaiserin, die bei manchen

40 Christian von ZIMMERMANN, „Mit allen seinen Saiten schlaff geweint“? Zur poetischen Form und politischen Funktion der dichterischen Denkmäler auf den Tod Maria Theresias. In: Birgit BOGE (Hg.), *Oratio Funebri*, wie Anm. 29, 276.

41 Franz RIEDER, *Handbuch der k. k. Gesetze und Verordnungen über geistliche Angelegenheiten, vom Jahre 1740 bis 1846*. Wien 1848, Teil 1.2, 62.

42 CASAROTTO, *Les oraisons funèbres*, wie Anm. 2, Bd. 1, 104; Bd. 3, 304–308. Darunter Herders *Portrait von Joseph II.*, 1793 erschienen. Vgl. Bernhard SUPHAN (Hg.), *Herders Sämtliche Werke*. Berlin 1881, Bd. 17, 46–63.

43 HABERZETTL, *Die Stellung*, wie Anm. 8, 46. Laut Derek BEALES sind nach Josephs Tod „unzählige Flugblätter und Predigten erschienen“, unter anderem in Italien und Ungarn. BEALES, *Joseph II. Against the World*, wie Anm. 26, 672; vgl. Alain RUIZ, *Anno 1790 und 1792, als die Kaiser Joseph II. und Leopold II. starben. Stimmen deutscher Aufklärer im Spannungsfeld von Josephinismus und Jakobinismus*. In: SCHMALE (Hg.), *Josephinismus*, wie Anm. 9, 143–160.

44 CASAROTTO, *Marie-Thérèse d'Autriche*, wie Anm. 39.

Zeitgenossen als Jesuitenfreundin, bei anderen als Heldin der Aufklärung galt und die im Privaten eine jansenistische Frömmigkeit pflegte.⁴⁵

Die besonders prunkvollen Exequien des Wiener Stadtmagistrats zu Ehren des Landesfürsten in der Domkirche zu St. Stephan waren seit dem Tod von Leopold I. eine fest verankerte Tradition.⁴⁶ Die Vorbereitungen für die Exequien, die von 29. bis zum 31. Januar 1781 im Stephansdom stattfanden, dauerten zwei Monate. Anders als bei den offiziellen Exequien in der Augustinerkirche ließ das Magistrat im Stephansdom ein monumentales, von Theodor Valery entworfenes Trauergerüst im neoklassizistischen Stil errichten (Abb. 3). Indem das Wiener Stadtmagistrat an diesem altmodisch gewordenen Symbol festhielt, demonstrierte es seinen Willen, das alte Wertesystem zu zelebrieren. Die von den städtischen Instanzen getragene Zeremonie stand unter dem Zeichen der Empfindsamkeit⁴⁷ und der „Verbürgerlichung der Staatstrauer“.⁴⁸

Die lateinischen Inschriften⁴⁹ wurden möglicherweise vom Domprediger Joseph Schneller (1734–1802) verfasst, der auch mit der Leichenpredigt beauftragt wurde.⁵⁰ Laut Wurzbach war er wegen seines tugendhaften Lebenswandels und seiner Wohltätigkeit gegenüber den Armen sehr beliebt.⁵¹ Schneller war von 1767 bis zu seinem Tod gewöhnlicher Prediger im Stephansdom, wo er laut eigenen Angaben oft gegenaufklärerisch polemisierte, und die Wiener Aufklärer ärgerte⁵². Seine kaiserlichen Leichenpredigten sind in der aufklärungsfeindlichen Strömung zu verorten, die sich laut Michael Schaich zehn Jahre vor der Aufhebung des Ordens in der Einflussphäre der Jesuiten entwickelte.⁵³

Der Tugendkatalog hat sich seit dem 17. Jahrhundert kaum verändert: In Schellers Lobpredigt werden Gerechtigkeit und Milde, Großmut in Friedenszeiten und im Krieg sowie die Förderung der Künste, der Wissenschaften und des Handels gepriesen. Der Akzent wird auf Maria Theresias Wohltätigkeit gelegt⁵⁴. Die Sorge

45 STOLLBERG-RILINGER, Maria Theresia, wie Anm. 3, 589–609.

46 CASAROTTO, La pompe funèbre, wie Anm. 17, 161f.

47 Hans-Georg KEMPER, Empfindsamkeit. Tübingen 1997.

48 VON ZIMMERMANN, „Mit allen seinen Saiten“, wie Anm. 40, 302.

49 ANONYM, Beschreibung des Trauergerüsts, welches zum schmerzvollen Andenken [...] Maria Theresia[s] von dem wienerschen Stadtmagistrate in der Domkirche zum H. Stephan errichtet worden ist. Wien 1781.

50 Joseph SCHNELLER, Trauerrede auf Marien Theresien [...]. Wien 1781.

51 Joseph Schneller. In: BLKÖ 31 (1876), 43.

52 SCHNELLER, Trauerrede auf Marien Theresien, wie Anm. 50, 19; vgl. DERS., Predigt von den falschen Propheten dieser Zeiten [...] gehalten in der Metropolitankirche zu Wien. Wien 1792. Dazu HABERZETTL, Die Stellung, wie Anm. 8, 65, 122.

53 SCHAICH, Zwischen Beharrung, wie Anm. 8, 204f; FRIEDRICH, Die Jesuiten, wie Anm. 8, 553; HABERZETTL, Die Stellung, wie Anm. 8., 106f.

54 ANONYM, Beschreibung, wie Anm. 49, 2.

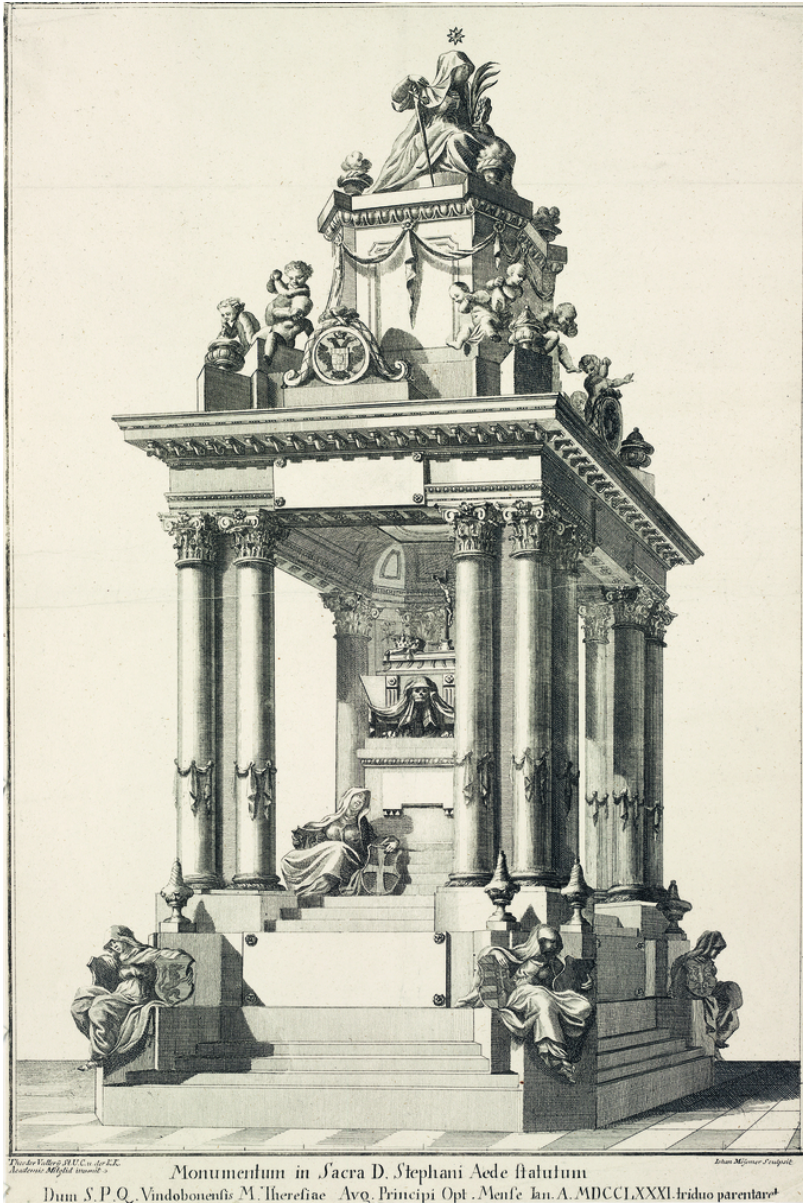


Abb. 3: Theodor Valerys neoklassizistisches Trauergerüst zu Ehren der Kaiserin Maria Theresia, anlässlich der Exequien des Wiener Stadtmagistrats (29. bis 31. Januar 1781) im Dom zu St.-Stephan errichtet.
Quelle: © Albertina, Historische Blätter 12.

um das Gemeinwohl und um das Glück der Untertanen wird als die wichtigste Aufgabe des Fürsten betont. Die Frömmigkeit ist nach wie vor die erstrangige Tugend, neu ist allerdings der moralisierende Grundton.

In einer langen, feierlichen Kampfrede apostrophiert Schneller das „aufgeklärte Jahrhundert“. Er räumt zwar ein, dass die Aufklärung „den Geschmack verfeinert, das Feld der Wissenschaften, der Künste, und verschiedener Kenntnisse erweitert, die natürlichen Gaben der Menschen empfindsamer, höflicher, [...] menschenfreundlicher gemacht [habe]“.⁵⁵ Dann prangert er aber den „auf eine bloß natürliche Glückseligkeit“ orientierten Zeitgeist, der durch seinen Hochmut den Glauben schwächt und den „gemeinen Pöbel“ von der Kirche entfernt, an. Maria Theresia sei davon tief überzeugt gewesen, dass lasterhafte Sitten auf die „Freyheit der Denkart“ zurückzuführen seien. Schneller will offensichtlich verhindern, dass die Kaiserin als aufgeklärte Monarchin gefeiert wird. Ihre kirchenpolitischen Reformen hätten darauf abgezielt, jenen Irrtümern entgegenzuwirken, „welche sich in einigen Theilen Ihrer Länder zu verbreiten anfangen“.⁵⁶ Die Zensur und die Reform der Bildungseinrichtungen und der Priesterausbildung interpretiert Schneller als einen Feldzug der Kaiserin gegen den – nicht ausdrücklich genannten – Jansenismus.⁵⁷ Dieser Abschnitt endet mit einer Warnung, die unverkennbar an den aufklärerisch gesinnten Joseph II. gerichtet ist: „O daß doch diese giftige Seuche entweder des Unglaubens, oder des verfälschten Glaubens niemals mehr bey uns in allen kommenden Zeiten eine Prüfung guter Fürsten werde!“⁵⁸

Maria Theresias bildungspolitische Maßnahmen werden in einem jesuitenfreundlichen Sinn interpretiert. Schneller behauptet, Maria Theresia hätte durch die Verbesserung des Hochschulwesens die religionsfeindlichen Gelehrten „in dem einzigen Hinterhalte, wo sie sich vor der Wahrheit noch verbergen wollen“, verfolgt, um sie „mit ihren eigenen Waffen zu besiegen“.⁵⁹

Die Billigung der theresianischen Reformen zielt darauf ab, den Gegensatz zwischen Vernunft und Glauben zu dekonstruieren, und die Gesellschaft Jesu im Nachhinein zu rehabilitieren. In seinem Kampf um die *Memoria* der Kaiserin stützt sich Schnellers politische Bilanz auf die „vormoderne Tugendethik“.⁶⁰ Maria Theresias Reformen werden als „Wohltat“ einer „Landesmutter“ gegenüber ihren Kindern aufgefasst. Barbara Stollberg-Rilinger zufolge „taugten die alten Herrschertugenden allerdings nicht mehr zur Lösung der neuen Probleme“.⁶¹

55 SCHNELLER, Trauerrede auf Marien Theresien, wie Anm. 50, 19.

56 EBD., 20.

57 EBD.

58 EBD.

59 EBD., 34.

60 STOLLBERG-RILINGER, Maria Theresia, wie Anm. 3, 847.

61 EBD.

Der dritte Teil der Leichenpredigt ist der *pietas* der Kaiserin gewidmet. Anders als zur Zeit der Gegenreformation wird der Akzent dabei nicht auf die dynastische Erbtugend, sondern auf die Authentizität der persönlichen Frömmigkeit gelegt. Schneller beginnt mit einem Feldzug gegen die „verwegensten Freydenker“, die durch die Frömmigkeit der Kaiserin „empfindlich beschämt“ seien.⁶² Auf die Schilderung des strengen Fastens von Maria Theresia folgt eine Apostrophe an die „Weichlinge unserer Tage“ und an die „Kinder dieser Welt“.⁶³

Ignaz Wurz: der Zweifrontenkampf eines „konservativen Aufklärers“⁶⁴ gegen „Weltweisheit“ und Spätjansenismus

Die akademische Leichenfeier zu Ehren von Maria Theresia fand kurz vor der Zeremonie des Stadtmagistrats statt.⁶⁵ Sie war viel bescheidener. In dem anonym unter dem Titel „Wahrmund“ veröffentlichten Traktat äußert Felix Franz Hofstätter seine Enttäuschung darüber, dass die lateinische Trauerrede nicht einem „geprüften Redner“ anvertraut wurde, sondern dem Dekan der Theologischen Fakultät, Gaudiosus Kare,⁶⁶ der im großen Hörsaal des Universitätsgebäudes „seine tiefen Spekulationen in einem wechselnden Zellenlatein [...] ewige zwei Stunden herunterpolemisierte“.⁶⁷ Eine anonyme Schmähschrift⁶⁸ berichtet, der Exjesuit Ignaz Wurz habe intrigiert, um anlässlich der Trauerzeremonie der Wiener Universität zum Lobredner gewählt zu werden, sei dabei aber gescheitert. In einem weiteren Pamphlet wird Wurz vom jansenistischen Theologen Mark Anton Wittola verspottet, weil seine 1781 veröffentlichte Leichenpredigt⁶⁹ nicht gehalten, sondern nur gedruckt wurde.⁷⁰ Der mündliche Vortrag und das damit verbundene Prestige war demnach ein wesentlicher Bestandteil der öffentlichen Kommunikation.

62 SCHNELLER, Trauerrede auf Marien Theresien, wie Anm. 50, 41.

63 EBD., 44f.

64 Wolfgang SCHMALE, Umschau im Labor des aufgeklärten Konservatismus. Neue Forschungen zur Habsburgermonarchie im 18. Jahrhundert. In: Martin SCHEUTZ / Wolfgang SCHMALE / Dana ŠTEFANOVÁ (Hg.), Orte des Wissens. Bochum 2004, 479–504.

65 Vgl. den Bericht über die Trauerzeremonie der Universität vom 17. bis 19. Januar 1781 in der Wiener Zeitung Nr. 8 (28. Januar 1781).

66 Vgl. Gaudiosus KARE O.E.S.A., Oratio funebris in laudem M. Theresiae. Wien [1781].

67 Felix Franz HOFSTÄTTER, Wahrmund, oder Antwort auf alte Verleumdungen wider Jesuiten, wie sie in den neuesten Schmähschriften wiederholt sind [...]. Augsburg 1782, Bd. 1, V.

68 ANONYM, Anfrage an [...] Ignaz Wurz: Ob denn die Sticheleyen in seiner Trauerrede auf Marien Theresien wirklich die Jesuiten treffen sollen? [...]. Wien 1781, 3f.

69 Ignaz WURZ, Trauerrede auf Marien Theresien [...]. Wien 1781.

70 Mark Anton WITTOLA, Erinnerung an den Exjesuiten Herrn Wurz wegen seiner Trauerrede auf die Kaiserin. Wien 1781, 30.

Der Jesuit Ignaz Wurz (1731–1784), „der letzte große geistliche Redner Österreichs im 18. Jahrhundert“,⁷¹ trat laut Wurzbach im Laufe der staatskirchlichen Reformen Maria Theresias „mit allem Mannesmuthe für die Rechte der Kirche ein“.⁷² In seinem Amt als Professor der geistlichen Beredsamkeit an der Theologischen Fakultät der Universität Wien blieb er von 1764 bis 1776, also „auch noch einige Zeit nach der Aufhebung seines Ordens, bis er sich 1776 infolge fortgesetzter Anfeindungen von Seiten der Aufklärer veranlaßt sah, dasselbe niederzulegen und sich auf die Pfarrei [Pirawarth in Niederösterreich] zurückzuziehen“.⁷³

Die Tugenden, die Schneller an Maria Theresia lobt, finden sich auch in Wurz' Leichenpredigt wieder. Die einzelnen Reformen werden ausführlich und oft mit persönlicher Wertschätzung kommentiert. Besonders bemerkenswert ist Wurz' kameralistisches Bekenntnis.⁷⁴ Ähnliche Gedanken finden sich in Karl Mastaliers Leichenpredigt auf Maria Theresia: „Ordnung, Fleiss, Geschäftigkeit, Überfluss“ seien das Ergebnis der thesesianischen Reformen, die „die besten Menschen und die treuesten Unterthanen“ bildeten.⁷⁵

Bei der Erwähnung der Frömmigkeit Maria Theresias kritisiert Wurz einerseits die „stolze Weltweisheit“, die den Glauben verspottet, andererseits die „pharisäische Heuchelei, die sich in den Mantel der Sittsamkeit, Genauigkeit und des Eifers einhüllet, immer Strenge und Reinigkeit im Munde führt, und selbst nicht ausübt“; beide, Freigeister und Jansenisten, sind laut Wurz gefährliche Gegner der Religion; Maria Theresia habe als „gehorsame Tochter“ der Kirche versucht, sie „auszurotten“.⁷⁶

Was die staatskirchlichen Maßnahmen der Kaiserin betrifft, gegen die sich Wurz wehrte, räumt er euphemistisch ein, es sei „beinahe unmöglich, daß die Macht der Kirche und des Staates sich in manchen Fällen einander nicht in den Weg treten sollen“. Maria Theresias „Uneinigkeiten mit der Kirche“ müssten wie „Familienzwistigkeiten“ „in [ein] ehrerbietiges Stillschweigen eingehüllt werden“.⁷⁷ Auch Karl Mastalier lobt Maria Theresia dafür, dass sie im „Zusammenstoss der Rechte der weltlichen und geistlichen Gewalt“ mit viel „Behutsamkeit“ vorgegangen sei und einen „Mittelweg“ gefunden habe.⁷⁸

71 WURZBACH, Ignaz Wurz, wie Anm. 37, 11.

72 EBD.

73 Friedrich LAUCHERT, Wurz, Ignaz. In: ADB 44 (1898), 355; vgl. HABERZETTL, Die Stellung, wie Anm. 8, 114.

74 WURZ, Trauerrede, wie Anm. 69, 63–67, 76f.

75 Karl MASTALIER, Trauerrede auf Marien Theresien Röm. Kaiserin. Wien 1781, 63, 65.

76 WURZ, Trauerrede, wie Anm. 69, 35–36.

77 EBD., 37f.

78 MASTALIER, Trauerrede, wie Anm. 75, 105.

Wurz bejaht im Namen der „Reinigkeit der Religion“ die Einschränkung der „barocken“ Frömmigkeit; er verteidigt die Reduzierung der Feiertage, die „mehr eine Gelegenheit zum Müßiggange“ seien.⁷⁹ Er schildert Maria Theresias entschiedenen Kampf gegen den Aberglauben, die Magie und die „Sekten“. Seine Rede beschließt er traditionsbedingt mit der Betonung einer Kontinuität zwischen Maria Theresia und ihrem Sohn, die bei Schneller fehlt.

Wurz' Lobrede wurde von Jesuitengegnern scharf angegriffen. Laut Hofstätter „ergrifen [sic] sie die Gelegenheit, [...] und wagten nun den längst bereiteten Ausfall auf Wurzen und alle Exjesuiten“.⁸⁰ Dieser Federkrieg zeugt von der zeitgenössischen Lesekultur⁸¹ und deutet darauf hin, dass 1780 (Leichen-)Predigten als Teil der Erbauungsliteratur in der Publizistik und in der Öffentlichkeit immer noch eine wichtige Rolle spielten und dass die Jesuiten danach trachteten, dabei eine wichtige Stellung einzunehmen.⁸²

Die erste Streitrede⁸³ stammt von Mark Anton Wittola, dem „wichtigsten literarischen Widerpart der Jesuiten unter den Wiener Jansenisten“.⁸⁴ Laut der ADB verhinderten Dominikaner und Jesuiten 1772 Wittolas Ernennung zum Direktor der Theologischen Fakultät an der Universität Wien. Vielleicht spielte Wurz selbst in dieser Intrige eine Rolle, denn dadurch ließe sich Wittolas „grundsätzliche Feindschaft“⁸⁵ gegen ihn und die Jesuiten erklären. Wittola behauptet, Wurz' heuchlerische und theologisch mangelhafte Trauerrede habe viel negative Kritik geerntet.⁸⁶ Es sei von einem Exjesuiten „unaufrichtig“, Maria Theresias Bildungspolitik zu loben. Die Kaiserin habe sich nämlich nach 1756 bemüht, „das Monopolium der Jesuiten zu zerstören“, sie habe „seit 1773 zur Sicherung der Religionslehre von allen theologischen Kanzeln in ihren Erbstaaten die Jesuiten unerbittlich ausgeschlossen“.⁸⁷ Wittola erwähnt die in Innsbruck vom Freimaurer Karl Schwarzl gehaltene Trauerpredigt, die eine scharfe Kritik an der Priester- und Lehrerausbildung und an dem rückständigen Schulsystem in den Erbländern enthält.⁸⁸ Schwarzl schildert⁸⁹,

79 WURZ, Trauerrede, wie Anm. 69, 42.

80 HOFSTÄTTER, Wahrmond, wie Anm. 67, IX.

81 Vgl. Norbert BACHLEITNER / FRANZ EYBL / ERNST FISCHER (Hg.), *Geschichte des Buchhandels in Österreich*. Wiesbaden 2000, 155.

82 HABERZETTL, Die Stellung, wie Anm. 8, 106; SCHAICH, Zwischen Beharrung, wie Anm. 8, 2.

83 WITTOLA, Erinnerung, wie Anm. 70; zu Wittola vgl. Jakob LAUCHERT, Wittola, Marcus Antonius. In: ADB 43 (1898), 649f; HERSCHE, Der Spätjansenismus, wie Anm. 12, 79–81, 251–273.

84 HERSCHE, Der Spätjansenismus, wie Anm. 12, 350.

85 EBD., 347.

86 WITTOLA, Erinnerung, wie Anm. 70, 4.

87 EBD., 31; vgl. STOLLBERG-RILINGER, Maria Theresia, wie Anm. 3, 609.

88 Karl SCHWARZL, Trauerrede um Marien Theresien, [...] gehalten auf der [...] Universität zu Innsbruck [...]. Augsburg 1781, 15–18; zu Schwarzl vgl. Karl Schwarzl. In: BLKÖ 32 (1876), 341–343.

89 SCHWARZL, Trauerrede, wie Anm. 88, 18.

„wie unter dem K. Karl die Schulen von den Jesuiten bedienet worden sind; und wie unter Maria Theresia wir Österreicher [...] sogar unsere Muttersprache erst haben lernen müssen“.⁹⁰

Das zweite, anonyme Pamphlet⁹¹ ist auch von spätjansenistischer Prägung. Wie der ironische Titel suggeriert, dreht der Autor den Spieß gegen die Jesuiten um. Er tut so, als würde er Wurz' aufsehenerregende Leichenpredigt wohlmeinend gegen einen fiktiven Widersacher verteidigen.⁹² Wie Wittola polemisiert er mit beißender Ironie gegen die Intrigen, die „Lügen“ und die „Heuchelei“ der Jesuiten, gegen die „Verderbnis ihrer Sitten“ und gegen ihren Laxismus, der sich auf die Theorie des Probabilismus stütze.⁹³

Eine ebenfalls anonyme, an Wittola adressierte Antwort verteidigt Wurz' Trauerrede und die Bilanz des jesuitischen Bildungskonzepts Punkt für Punkt.⁹⁴ Es sei „niederträchtig“, „sich wegen Privatveranlassung [d. h. aus persönlichen Gründen] an einem gantzen Orden, der ohnehin schon zu Boden liegt [...] zu reiben [= den ganzen Orden anzugreifen]“ und „alles wieder aufzuwühlen, was schon lange vergessen war“.⁹⁵

Im erwähnten zweibändigen Traktat „Wahrmund“, der an zeitgenössische moraltheologische Debatten anknüpft, werden die an Wurz adressierten Vorwürfe von Hofstätter noch weitschweifiger widerlegt. Wittola hatte Wurz' theologische Kompetenz in Frage gestellt, weil dieser ein Zitat vom „tugendhaften“ Kaiser Vespasian auf Maria Theresia übertragen hatte.⁹⁶ In der „ersten Unterredung“ demonstriert Hofstätter besonders ausführlich, es sei nicht „untheologisch, einen Heiden tugendhaft zu nennen“.⁹⁷

Karl Mastaliers aufgeklärter Nationalpatriotismus

Der Exjesuit Karl Mastalier (1731–1795) gehörte zur selben Generation wie Joseph Schneller und Ignaz Wurz, der nach Beendigung seines Studiums ebenfalls an der Theresianischen Ritterakademie lehrte.⁹⁸ Seine erfolgreiche Laufbahn setzte

90 Zitiert nach WITTOLA, Erinnerung, wie Anm. 70, 30.

91 ANONYM, Anfrage, wie Anm. 68.

92 EBD., 3–5.

93 EBD., 10–34.

94 ANONYM, Wer hat recht, Herr Exjesuit Wurz, oder Herr Pr. W[it]tola Verfasser der Erinnerung? Eine Preisfrage, dem Wahrheit liebenden Publikum von einigen Wahrheitsfreunden zur Entscheidung vorgelegt. Wien 1781.

95 EBD., 21.

96 WITTOLA, Erinnerung, wie Anm. 70, 26; vgl. WURZ, Trauerrede, wie Anm. 69, 27.

97 HOFSTÄTTER, Wahrmund, wie Anm. 67, Bd. 1, 8–24.

98 Ignaz Wurz, wie Anm. 37, 12; Anton SCHLOSSAR, Mastalier, Karl. In: ADB 20 (1884), 573f.

sich nach der Aufhebung des Gesellschaft Jesu unbehelligt fort: Nach 1773 lehrte er an der Theresianischen Akademie und an der Universität Wien die „schönen Wissenschaften“ und wurde Mitglied der Akademie der schönen Künste. Mastalier, der patriotische Oden und Reden verfasste, verkehrte mit Joseph von Sonnenfels, Aloys Blumauer und dem „nationalpatriotischen Barden“ Michael Denis, seinem Ordensgenossen.⁹⁹

Mastaliers Trauerrede auf Maria Theresia ist keine Predigt, sondern eine Festrede. In seinem tiefsinnigen, wenn auch einseitigen Kommentar wird kein Bereich der Außenpolitik und der inneren Reformen außer Acht gelassen. Mastalier preist Maria Theresia als das Musterbeispiel einer aufgeklärten Fürstin; ihr „durchdringendste[r], hellste[r] Verstand“, mit den „göttlichen Lehren“ verbunden, habe zum höchsten Ruhm und Glanz der Nation geführt.¹⁰⁰ Der „Schutz der wahren katholischen Religion, die Ehre der Dynastie und das Wohl der Länder“ waren nämlich für Maria Theresia „nicht voneinander zu trennen“.¹⁰¹ Anders als bei Joseph Schneller wird die Erwähnung des „goldenen Zeitalters“ und der „blühenden Monarchie“ in Mastaliers Rede kaum durch genaueklärerische Polemik ergänzt.

Der Begriff „Aufklärung“ wird in einem positiven Sinn verwendet. Die „Beleuchtung oder Verfeinerung des Verstandes“¹⁰² zielt nicht nur auf das Glück, sondern auch auf die Sittlichkeit der Untertanen ab. Dank ihrer „Bemühung für unsere Aufklärung“ habe die „menschenfreundliche“ Kaiserin die Untertanen „weise, gut und glücklich“ gemacht.¹⁰³ In Mastaliers Rede wird die Religion nicht mehr als Selbstzweck aufgefasst, sondern sie unterstützt die Vernunft auf dem Weg zu einer teilweise säkularisierten Tugend.

Unter Maria Theresia und Gerhard van Swieten habe die Universität „Licht und Wahrheit über die heiligsten, nützlichsten und würdigsten Dinge“ verbreitet.¹⁰⁴ Die Gründung des *Collegium Theresianum*, „einer Mischung aus Ritterakademie und Jesuitenkolleg“¹⁰⁵, die laut Michael Schaich ein „Zentrum des neuen, aufgeklärten Geistes“ wurde,¹⁰⁶ wird von Mastalier wie von Schneller und Wurz¹⁰⁷ ausgiebig

99 SCHLOSSAR, Mastalier, wie Anm. 98, 573f; Karl Mastalier. In: BLKÖ 17 (1867), 90; zu Denis' Ode „Auf den Tod M. Theresien“ (Wien 1780), vgl. VON ZIMMERMANN, „Mit allen seinen Saiten“, wie Anm. 40, 286–288.

100 MASTALIER, Trauerrede, wie Anm. 75, 94; vgl. SCHNELLER, Trauerrede auf Marien Theresien, wie Anm. 50, 37; WURZ, Trauerrede, wie Anm. 69, 11, 26.

101 STOLLBERG-RILINGER, Maria Theresia, wie Anm. 3, 626.

102 MASTALIER, Trauerrede, wie Anm. 75, 50.

103 EBD., 61–65.

104 EBD., 52.

105 STOLLBERG-RILINGER, Maria Theresia, wie Anm. 3, 707.

106 SCHAICH, Zwischen Beharrung, wie Anm. 8, 194.

107 WURZ, Trauerrede, wie Anm. 69, 74.

gepriesen. Dort hätten sich „Diener des Staates“,¹⁰⁸ „grosse Männer [...] der Nation gebildet“.¹⁰⁹

Die Lichtmetapher prägt auch die lange, mit vielen rhetorischen Stilmitteln geschmückte Erwähnung der Reform der Elementarschulen 1774: „Wo die Nebel der Dummheit verbreitet lagen, gieng das Licht des Unterrichts auf.“¹¹⁰ Das Lob erreicht seinen Höhepunkt in der Wunschvorstellung einer „Verbindung der verschiedenen Klassen von Menschen“ durch die Bildung. Mastalier betont die „wechselseitigen Pflichten des Menschen gegen Menschen, des Untertanen gegen die Obrigkeit und des Geschöpfes gegen den Schöpfer“.¹¹¹

Zwischenbilanz

Der Tod Maria Theresias löste eine Debatte aus, die sich in den Leichenpredigten widerspiegelte. Durch den Kampf um die *Memoria* der Kaiserin kam die Jesuitenfrage erneut in der Öffentlichkeit zur Sprache.¹¹² Wittola bezeichnet die Gesellschaft Jesu als „Ketzerfabrik“, die „Weltherrschaft“ suche.¹¹³ Die „gegenseitige Verketzerung“¹¹⁴ lässt sich in der Darstellung der Frömmigkeit sowie in der Schul- und Hochschulreform Maria Theresias besonders deutlich ablesen: Hier spitzt sich der Gegensatz zwischen Jesuiten und Jansenisten zu.

Joseph Schneller, Ignaz Wurz und Karl Mastalier ziehen eine positive Bilanz des thesesianischen Zeitalters als Synthese von Vernunft und Religion. Sowohl bei Wurz als auch bei Mastalier findet sich ein Lob des Jesuitengegners Gerhard van Swieten. 1772 hatte Wurz eine Leichenpredigt zu Ehren van Swietens gehalten.¹¹⁵ Der Gegensatz zwischen den Jesuiten und der Aufklärung offenbart sich also teilweise als „diskursiv konstruiert“.¹¹⁶ Doch gibt es zwischen den drei Leichenpredigten erhebliche Unterschiede. Der Jesuitenorden erweist sich nach seiner Aufhebung als ebenso facettenreich wie die katholische Aufklärung selbst¹¹⁷ – zwei Vorkämpfer des aufklärerischen Fortschrittsoptimismus waren Exjesuiten: Aloys

108 SCHNELLER, Trauerrede auf Marien Theresien, wie Anm. 50, 30.

109 MASTALIER, Trauerrede, wie Anm. 75, 55.

110 EBD., 58.

111 EBD., 57; zur Kritik an Maria Theresias Schulreform, vgl. STOLLBERG-RILINGER, Maria Theresia, wie Anm. 3, 715; Albrecht BEUTEL, Kirchengeschichte im Zeitalter der Aufklärung: Ein Kompendium. Göttingen 2009, 173.

112 VOGEL, Die Aufhebung, wie Anm. 8, unpaginiert.

113 WITTOLA, Erinnerung, wie Anm. 70, 24–26.

114 HERSCHE, Der Spätjansenismus, wie Anm. 12, 347, 352f.

115 Ignaz WURZ, Trauerrede auf [...] Gerard Freyherrn van Swieten. Wien 1772.

116 NIEßNER, „Archytas von Tirol!“, wie Anm. 5, 40.

117 BEALES, Joseph II. In the shadow, wie Anm. 20, 477; HERSCHE, Muße, wie Anm. 8, 204; FRIEDRICH, Die Jesuiten, wie Anm. 8, 19–22.

Blumauer¹¹⁸ und Ignaz von Born. Mastalier, der Friedrich II. verehrt, obwohl er dessen Einfall in Schlesien kritisiert, wünscht sich für das Volk eine „proportionierte Aufklärung“.¹¹⁹ Er zählt wie Michael Denis zu den Exjesuiten, die sich gegen die Erstarrung des Ordens wehrten und Reformen forderten.¹²⁰ Hingegen polemisiert der ohnehin volkstümlichere Schneller erbittert gegen die Aufklärung. Für Peter Hersche waren die Waffen, die die Jesuiten gegen den Jansenismus richteten, „verrostet“; sie „verharrten in bloßer Negation“.¹²¹ Ferdinand Nießner warnt jedoch davor, die Argumentation der Exjesuiten als „unzeitgemäß“ zu verurteilen und betont die Leistungen der Exjesuiten im wissenschaftlichen Bereich.¹²² „Zwischen Beharrung und Wandel“¹²³ nimmt Ignaz Wurz eine mittlere Position ein, die mit Wolfgang Schmales Begriff eines „aufgeklärten Konservatismus“ charakterisiert werden könnte.¹²⁴ Er scheint „zwischen den Traditionen seines Ordens und reformerischen Neuansätzen“ zu schwanken.¹²⁵ Für Schneller und Wurz lässt sich die heilsgeschichtliche Eschatologie der Kirche nicht mit einem säkularisierten Fortschrittsgedanken vereinbaren; Gott, und nicht die menschliche Vernunft, ist durch die Vermittlung der Kirche die einzige Quelle der Wahrheit und des Lichts. „Aufklärung“ ist deshalb für sie kein Ziel an sich.

Die Schulreform – laut Schneller Maria Theresias „Lieblingsgeschäft“¹²⁶ – nimmt in den drei Leichenpredigten und in den vier Streitreden einen wesentlichen Platz ein. Sie war Barbara Stollberg-Rilinger zufolge „der Schlussstein der wirtschaftlichen, moralischen und religiösen Disziplinierung der Untertanen“.¹²⁷ Indem sie Maria Theresias Schulreform priesen, versuchten Ignaz Wurz und Joseph Schneller die Bilanz der Gesellschaft Jesu in ein positives Licht zu rücken, deren Bildungssystem im Nachhinein zu rechtfertigen und den antijesuitischen Diskurs zu widerlegen, was Wittolas heftige Gegenwehr auslöste. Jede Partei versuchte letztendlich, die Kaiserin auf ihre Seite zu ziehen. In den Nachrufen zu Ehren von Kaiser Joseph II. ist derselbe Versuch der politischen Vereinnahmung zu beobachten.

118 Vgl. Franz EYBL (Hg.), Aloys Blumauer und seine Zeit. Bochum 2007.

119 MASTALIER, Trauerrede, wie Anm. 75, 13, 17, 57.

120 HERSCHE, Der Spätjansenismus, wie Anm. 12, 347.

121 EBD., 352f.

122 NIEßNER, „Archytas von Tirol!“, wie Anm. 5, 62f; vgl. SCHAICH, Zwischen Beharrung, wie Anm. 8, 214–216; HERSCHE, Der Spätjansenismus, wie Anm. 12, 346; ASPAAS / KONTLER, Maximilian Hell, wie Anm. 15.

123 SCHAICH, Zwischen Beharrung, wie Anm. 8.

124 SCHMALE, Umschau, wie Anm. 64.

125 So urteilt Peter HERSCHE über den Exjesuiten Johann Heinrich Kerens. HERSCHE, Der Spätjansenismus, wie Anm. 12, 347.

126 SCHNELLER, Trauerrede auf Marien Theresien, wie Anm. 50, 36.

127 STOLLBERG-RILINGER, Maria Theresia, wie Anm. 3, 706.

„Auch Fürsten bleiben Menschen“: die Ehrenrettung von Joseph II. durch einen Exjesuiten

Der Wiener Domprediger Joseph Schneller, ein Anführer der konservativen Partei

Im Namen der Wiener Universität hielt der Dekan der Theologischen Fakultät, Joseph Petz, im großen Hörsaal eine Rede, in der Joseph II. dafür gelobt wurde, dass er seine Völker von „verjährtten Vorurtheilen“ befreit, und die „Aufklärung der Nation“ gefördert habe.¹²⁸

Im Gegensatz zu dieser säkularisierten „Leichenfeier“ waren die Exequien des Wiener Stadtmagistrats im Stephansdom mit dem barock-klassizistischen Trauergerüst von Melchior Hefele (Abb. 4) genauso feierlich wie zehn Jahre zuvor.¹²⁹

Joseph Schneller wurde wieder mit einer Lobpredigt beauftragt.¹³⁰ Anstatt der üblichen *lamentatio* beginnt das *exordium* mit einem doppelten Feldzug gegen die „übertriebenen Lobsprüche“ und die „Schmähsucht“. Im Namen der „Wahrheit“ und des „Nutzens“ verzichtet Schneller weitgehend auf die Superlative, Hyperbeln und Allegorien, die die „barocke“ Leichenpredigt von 1654 bis 1740 prägten. Das „unpartheiliche, unbestechliche Urtheil des Todes“ wird als Unterpfang der „unverfälschten Wahrheit“ zum Maßstab gewählt; hiermit rechtfertigt Schneller das biblische Thema: „O Tod! Gut ist dein Urtheil“ (Eccl. 41, 3).¹³¹ Im ersten Teil spricht Schneller von Josephs „Arbeiten“, womit er dessen Reformen meint. Die *constantia*, die der mit vielen Schwierigkeiten und Krisen konfrontierte Kaiser ständig bewahrt habe, liefert den Stoff des zweiten Teils. Im dritten Teil wird die *pietas* des Kaisers gewürdigt, der gegenreformatorisch konnotierte Ausdruck „österreichische Frömmigkeit“ aber vermieden. Schnellers Leichenpredigt auf Joseph II. spiegelt den Gegensatz zwischen den ursprünglichen Absichten und der faktischen Entwicklung des „Reformabsolutismus“, zwischen Theorie und Praxis, wider.¹³²

Noch deutlicher als in den Leichenpredigten zu Ehren Maria Theresias wird die Aufgabe des Monarchen als „Berufspflicht“ aufgefasst.¹³³ Das Lob der „unermüde-

128 Joseph PETZ, Rede auf den Tod des Kaisers Joseph des Zweyten, gehalten im grossen Hörsale der Universität zu Wien. Wien 1790, 2f., 25.

129 Vgl. [Joseph SCHNELLER], Beschreibung des Trauergerüsts, welches [...] in der Domkirche [...] errichtet worden ist im Jahr 1790. Wien [1790].

130 Joseph SCHNELLER, Trauerrede auf Joseph den Zweyten, Römischen Kaiser. Wien 1790.

131 EBD., 3, 8, 12.

132 REINALTER, Josephinismus, wie Anm. 9, 26–29.

133 SCHNELLER, Trauerrede auf Joseph, wie Anm. 130, 13; zum Herrscherideal Josephs II.: REINALTER, Joseph II., wie Anm. 16, 22.

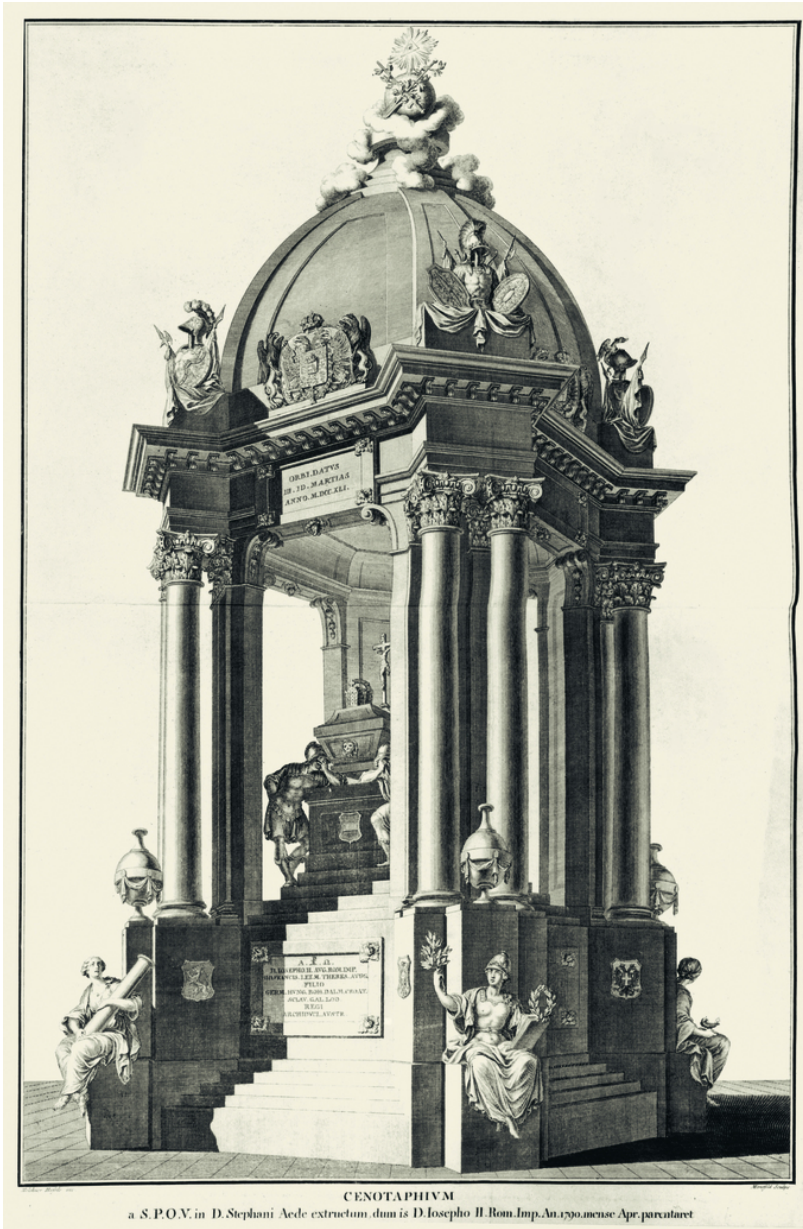


Abb. 4: Exequien des Wiener Stadtmagistrats zu Ehren von Kaiser Joseph II. im Stephansdom (28. bis 30. April 1790): Das barock-klassizistische *castrum doloris* von Melchior Hefele. Quelle: © Albertina, Historische Blätter 08.

ten Rastlosigkeit“ Josephs „zum Besten seines Volkes“¹³⁴ tendiert zur Überbrückung der ständischen Grenzen. Joseph II. „mit der Hand auf dem Pflug“ erscheint als das „lehrreiche Beispiel“ eines Monarchen, „der sich Mensch zu sein fühlte“¹³⁵. Die Arbeit als standesübergreifender Wert und die „wohlthätige Menschenliebe“, die sich „auf die niedrigsten Klassen erstreckt“¹³⁶ und laut Reinalter „absolutistisch“ alle Bereiche des politischen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens betrifft, definieren das neue Ethos des Herrschers.¹³⁷

Der Prediger setzt seine ganze Energie gegen die „Tadler“ und die „geschwornen Feinde des Kaisers“¹³⁸ ein, die an Josephs „guten Absichten“ zweifeln. Die Beweise, die er dafür erbringt, werden durch eine zehnmal wiederholte rhetorische Frage bekräftigt: „Könnte ich ein weniger verdächtiges Zeugnis für die Ächtheit seiner Absichten anführen?“¹³⁹ Das „Urtheil der Welt“ wird als „partheilich“, käuflich, einseitig, feige und leichtsinnig beschrieben.¹⁴⁰ Schneller verschweigt weder die unvollendeten „Entwürfe“ noch die „übelgerathenen Anschläge“, die auch „Gottes Lohn“ verdienen.¹⁴¹ Die „Gebrechen“ seien auf „zufällige Ursachen“ zurückzuführen, denn „auch Fürsten bleiben Menschen“.¹⁴²

Auch im zweiten Teil der Predigt wird die Öffentlichkeit zur Nachsicht aufgefordert. Josephs Vorhaben, die „Staatsmaschine“ zu reformieren, sei auf unzählige Hindernisse gestoßen; seine Verordnungen seien „mißverstanden“ und durch „Uiberhebung [sic] und Nachlässigkeit“ blockiert worden; „Ränke, falsche Auslegungen und Seitenabsichten“ werden für das Vereiteln der Reformen verantwortlich gemacht; laut Schneller machte sich der Unmut gegen den Kaiser ab 1784 breit.¹⁴³ Jean Mondot zufolge gab es bereits 1782 einen Stimmungswechsel.¹⁴⁴ Mit bemerkenswerter Offenheit erklärt der Prediger, er könne diese „Verwirrungen“ nicht zum Gegenstand seiner Rede machen, da das nicht angemessen wäre.¹⁴⁵ Als Beispiel für

134 SCHNELLER, Trauerrede auf Joseph, wie Anm. 130, 8, 14.

135 EBD., 12. Zur „Volkstümlichkeit“ des Kaisers: REINALTER, Joseph II., wie Anm. 16, 111; BÉRENGER, Joseph II, wie Anm. 13, 532.

136 SCHNELLER, Trauerrede auf Joseph, wie Anm. 130, 13f.

137 REINALTER, Josephinismus, wie Anm. 9, 33.

138 SCHNELLER, Trauerrede auf Joseph, wie Anm. 130, 5.

139 EBD., 13–15.

140 EBD., 8, 12.

141 EBD., 5, 7, 8, 15.

142 EBD., 14.

143 EBD., 17f.

144 Jean MONDOT, L'année 82 ou la fin de l'état de grâce. Le désenchantement du monarque et le commencement de la politique. In: SCHMALE (Hg.), Josephinismus, wie Anm. 9, 127–141; BÉRENGER, Joseph II, wie Anm. 13, 513; HABERZETTL, Die Stellung, wie Anm. 8, 41, 64–66.

145 SCHNELLER, Trauerrede auf Joseph, wie Anm. 130, 17f.

die gottgewollten „Prüfungen“ erwähnt Schneller den Aufstand in den österreichischen Niederlanden 1786 bis 1790. Josephs Haltung solle nicht als „Schwachheit“ oder als „Nachgiebigkeit“ gedeutet werden; der Verzicht auf die Niederlande sei im Gegenteil als „Standhaftigkeit der evangelischen Selbstverläugnung“ zu interpretieren.¹⁴⁶

Um Josephs Standhaftigkeit und seine „Ergebenheit in die göttlichen Anordnungen“ zu beweisen, greift die pathetische Schilderung der Todesfälle in der kaiserlichen Familie auf die ignazianische Technik der *imaginatio* zurück: Die Zuhörer werden dazu aufgefordert, sich Josephs Krankheit und seine Sterbeszene vorzustellen. Das Unverständnis und die Unzufriedenheit der Untertanen hätten die moralischen und physischen Schmerzen des Kaisers noch verstärkt. Die Sterbeszene gipfelt in einem Vergleich des Kaisers mit Hiob, der gleichzeitig von physischen Schmerzen und moralischen Sorgen geplagt wurde.¹⁴⁷

Im dritten Teil fokussiert sich Schnellers Rehabilitierungsversuch auf die *illustratio* der „christlichen Gesinnung“ Josephs. Hier sind die Angriffe gegen die „starken Geister“, die die *Memoria* des Kaisers für sich vereinnahmen wollen, am heftigsten. Schneller wendet die Lichtmetapher gegen die Aufklärer an. Er verneint den Gegensatz zwischen Vernunft und Religion und lehnt jegliche religionsfeindliche Auffassung der Aufklärung ab, deren Begriff als „zweydeutig“ abgewertet wird:

Hier wende ich mich vor allen zu jenen, so genannten, starken Geistern, derer [sic] boshafter Wunsch es immer gewesen wär, in dem Betragen unseres Monarchen eine Unterstützung ihrer verkehrten Denkensart [...] zu finden. Ruchloses Ungeheuer unsers verderbten Jahrhunderts! [...] Tretet hervor, ihr ungläubigen Geister aus den Finsternissen, die ihr liebet, in das Licht, das ihr hasset; brüstet euch noch mit eurer thörichten Weisheit, welche, da sie die Gränzen der Vernunft verkennet, der Vernunft, und der Offenbarung so oft bisher ungetreu worden ist, nennet uns noch immer jenes in eurem Munde so zweydeutige Wort Aufklärung, ein Wort, dem ihr nach eurer Willkühr die Bedeutung gebet, die ihr nur immer wollet, das aber der verstorbene Kaiser nicht in jenem Mißverstande nahm, den ihr dem Sinne dieses Wortes zumuthet, ein Wort, das Er einst so gar mit Verachtung von sich abwies, ein Wort, das Ihn keineswegs verhinderte, [...] seine richtigsten Begriffe aus den Grundsätzen der Religion Jesu Christi herauszuholen.¹⁴⁸

Die von Schneller bloß angedeutete Freidenkerei des jungen Kaisers sei durch die späteren „erbaulichen Religionsübungen“ und durch seinen christlichen Tod de-

146 EBD., 21; zum Aufstand in den Niederlanden vgl. BÉRENGER, Joseph II, wie Anm. 13, 489–511.

147 SCHNELLER, Trauerrede auf Joseph, wie Anm. 130, 24–27.

148 EBD., 29.

mentiert worden.¹⁴⁹ Erneut lässt Schneller seine Widersacher zu Wort kommen, bevor er deren Argumente widerlegt. Die im Jahr 1781 verordnete Lockerung der Zensur habe Joseph nicht daran gehindert, „Bücher, die systematisch die katholische [...] Religion angreifen, oder lächerlich machen wollen“ verbieten zu wollen.¹⁵⁰ Tatsächlich sah sich Joseph II. gezwungen, angesichts der „massiven ständischen Opposition“ alle Gesetze, die „die Verbreitung von unreligiösen und revolutionären Ideen förderten“, zu ändern.¹⁵¹ Schnellers harter Ton ist eine Antwort auf die antiklerikalen Angriffe, die sich seit 1781 in den Broschüren breit machten.¹⁵² Das Toleranzpatent von 1781 habe die bürgerliche Duldung der protestantischen Gemeinden etabliert, es sei aber kein „theologisches Prinzip einer vollkommenen Gleichgültigkeit gegen das Christentum“; in einem anderen Dekret sei „die katholische Religion die allein seligmachende genannt“. Hiermit seien „Dulder“ und „Gottlose“ „beschämt“.¹⁵³

Die Gründung von Bistümern und von Schulen, die Anstellung von Seelsorgern sowie Josephs Andachtsübungen würden die „unverfälschte, und orthodoxe Denkensart“ des Kaisers „verbürgen“. Viele kirchenpolitische Maßnahmen des „Josephinismus“ – z. B. die Klostersaufhebungen, die Abschaffung der Bruderschaften, der Wallfahrten und Prozessionen, die Errichtung von Generalseminaren¹⁵⁴ – werden stillschweigend übergangen. Schneller hieß einen Teil der josephinischen Kirchenpolitik willkommen, verwarf aber den anderen Teil. Das Freimaurerpatent von 1785 wird nicht erwähnt. Im Gegensatz zu Schneller behauptet der jansenistisch gesinnte Joseph Petz anlässlich der Trauerfeier an der Wiener Universität, Joseph habe durch seine Kirchenreformen „die Begriffe von Gott und der Religion“ gereinigt.¹⁵⁵

Ein Exjesuit sei dem Kaiser in den letzten Augenblicken beigestanden, teilt Schneller revanchistisch mit. Josephs Unerschrockenheit im Angesicht des Todes solle den „Religionspötte[r]n“ als „ungeheuchelte[s] Unterpfand seiner christlichen Gesinnungen“ dienen und sie überzeugen, dass er „nicht als ein eitler Philosoph, sondern als ein erbaulicher Christ“ gestorben sei.¹⁵⁶ Laut Jean Bérenger ist Joseph II., der in den 1780er-Jahren in den Medien „als antiklerikalen Berserker

149 EBD., 28, 39.

150 EBD., 30.

151 REINALTER, Joseph II., wie Anm. 16, 34.

152 MONDOT, L'année 82, wie Anm. 144, 141.

153 Über das Toleranzpatent und die Rezeption durch Joseph II. der deutschen Naturrechtslehre, vgl. BÉRENGER, Joseph II., wie Anm. 13, 62–67, 413–416; Jean BÉRENGER, Tolérance: Joseph II. In: SCHMALE (Hg.), Josephinismus, wie Anm. 9, 187–204.

154 Vgl. BÉRENGER, Joseph II., wie Anm. 13, 391–404.

155 PETZ, Rede, wie Anm. 128, 43.

156 SCHNELLER, Trauerrede auf Joseph, wie Anm. 130, 34, 38, 35.

und Glaubensfeger¹⁵⁷ dargestellt wurde, auf keinen Fall als religiös gleichgültig anzusehen. „Seine Auffassung der Beziehungen zwischen dem Staat und der Kirche war zutiefst religiös geprägt.“¹⁵⁸

Schneller nutzt die Gelegenheit, um die Lehren der Kirche über die letzten Sakramente zu wiederholen. Auf die Apologie der *lex credendi* folgt eine Lobpreisung der „erbaulichen Ceremonien“ der römischen Kirche (*lex orandi*), deren „Trauergepränge“ die Großen dieser Welt in den Tod begleitet.¹⁵⁹ Die Rehabilitierung der „Trauerpracht“ klingt wie eine indirekte Kritik an der Einschränkung der Barockfrömmigkeit, die vor allem auf dem Land auf heftigen Widerstand stieß.¹⁶⁰

Der Papstbesuch von 1782 löste eine Flut antiklerikaler Schriften aus und brachte gleichzeitig den „Widerstand gegen die josephinische Propaganda“ und gegen die Aufklärung zum Ausdruck.¹⁶¹ Gemäß Jean Bérenger versammelten sich am 31. März 1782 ca. 200.000 Menschen auf dem Platz Am Hof in Wien, um sich vom Papst segnen zu lassen.¹⁶² Schneller freut sich über das Jubeln des Volkes, lobt das äußere Gepränge und zelebriert die *romanitas*.¹⁶³ Es klingt wie eine Provokation, hatte Joseph II. doch versucht, die Bindung an die römische Kirche zu lockern.

Die Schilderung der Sterbeszene endet bezeichnenderweise nicht mit dem *Topos* der ewigen *Memoria* des Kaisers, sondern mit einer Anspielung auf die „Nacht der Vergessenheit“.¹⁶⁴ Zuletzt werden die Zuhörer aufgefordert, dem Beispiel Josephs und seines „in den Beschäftigungen [des] Berufs mühsam zurückgelegten Lebens“¹⁶⁵ zu folgen; die Distanz zwischen dem Kaiser und den Untertanen wird nochmals überbrückt.

Kaisertreu und aufklärungsfeindlich – ein Widerspruch?

In Schnellers Predigt haben die althergebrachten Herrschertugenden durch den Zeitgeist wichtige Akzentverschiebungen erfahren. Zierde und äußerliche Pracht werden kritisch betrachtet. Die Tendenz zur Vereinfachung des Zeremoniells und die Absage an der barocken Überschwänglichkeit lassen sich bereits unter Kaise-

157 Franz L. FILLAFER, *Aufklärung habsburgisch. Staatsbildung, Wissenskultur und Geschichtspolitik in Zentraleuropa 1750–1850*. Göttingen 2020, 71.

158 BÉRENGER, Joseph II, wie Anm. 13, 65.

159 SCHNELLER, Trauerrede auf Joseph, wie Anm. 130, 33, 38–40.

160 BÉRENGER, Joseph II, wie Anm. 13, 404–411, 513, 531f; REINALTER, Joseph II., wie Anm. 16, 33.

161 MONDOT, *L'année 82*, wie Anm. 144, 138; HABERZETTL, *Die Stellung*, wie Anm. 8, 34.

162 BÉRENGER, Joseph II, wie Anm. 13, 409.

163 SCHNELLER, Trauerrede auf Joseph, wie Anm. 130, 6.

164 EBD., 38.

165 EBD., 40.

rin Maria Theresia beobachten.¹⁶⁶ Die in der aristotelischen Rhetorik definierten Prinzipien des *genus demonstrativum* (der epideiktischen Beredsamkeit) sowie die wichtigsten *topoi* des Lobs (Ruhm, Glanz und Angemessenheit) werden von neuen Maßstäben (Wahrheit und Vernunft) abgelöst. Laut Reinalter prägten Vernunft und Effizienz das politische Herrschaftssystem Josephs II.¹⁶⁷ Das bringt einen Paradigmenwechsel in der *Memoria* und folglich in der Geschichtsschreibung mit sich. Unparteilichkeit steht in Schnellers Leichenpredigt auf Joseph II. im Zentrum des neuen Ethos des Lobredners, der ständig bemüht ist, seine Aussagen mit Zeugnissen und Beweisen zu untermauern.

Der Paradigmenwechsel betrifft auch das Fürstenethos, was in den Leichenpredigten zu Ehren von Maria Theresia bereits deutlich zu erkennen war: Karl Mastalier preist das Ideal des aufgeklärten Staatsbürgertums, in dem der Fürst als erster Diener des Staates die Synthese zwischen Religion und Vernunft verkörpert. Auch bei Ignaz Wurz und Joseph Schneller sind mit den zahlreichen Okkurrenzen von Stichwörtern wie „Vernunft“, „Nützlichkeit“ oder „Menschenglück“ wichtige Änderungen in der Semantik der politischen Sprache zu erkennen¹⁶⁸. Schneller mochte sich noch so heftig dagegen wehren: Im Herrschaftsideal sowie in der *repraesentatio majestatis* Josephs „hatten Rationalität und Staatsdienst das Gottesgnadentum ersetzt [...]; der Monarch war nun nicht mehr in erster Linie Gott verantwortlich, sondern einem rationalen System staatsrechtlicher Normen“.¹⁶⁹ Alles in allem wird das Herrscherideal des „Reformabsolutismus“ mit seinen zentralisierenden Tendenzen bei aller Aufklärungsfeindlichkeit zumindest teilweise von den drei Exjesuiten übernommen. Das thesesianisch-josephinische Reformprogramm wird mit Ausnahme von den staatskirchlichen Maßnahmen von Schneller willkommen geheißen.

Die Lockerung der Zensur, die 1781 verordnet wurde, löste eine „Broschürenflut“ aus¹⁷⁰ und veränderte die fürstliche Repräsentation. Einerseits war es von nun an erlaubt, in einer Predigt leise Kritik gegenüber dem Kaiser zu äußern (zumindest war der Prediger nicht mehr zu einem überschwänglichen Lob auf den Kaiser verpflichtet), andererseits konnte der Prediger die kaiserfeindlichen Stimmen, die

166 Vgl. Maria Theresias Trauerordnung von 1746. In: Peter Karl JATSCH (Hg.), *Gesetzlexikon im Geistlichen, Religions- und Toleranzsache für das Königreich Böhmen von 1601 bis Ende 1800*. Prag 1828, Bd. 6, 149.

167 REINALTER, Josephinismus, wie Anm. 9, 30.

168 Reinhart KOSELLECK / Ulrike SPREE / Willibald STEINMETZ (Hg.), *Begriffsgeschichten: Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*. Frankfurt/ M. 92006.

169 REINALTER, Joseph II., wie Anm. 16, 22f; vgl. MONDOT, L'année 82, wie Anm. 144, 141.

170 Leslie BODI, *Tauwetter in Wien. Zur Prosa der österreichischen Aufklärung 1781–1795*. Wien 1995, 43–57; REINALTER, Joseph II., wie Anm. 16, 31f; Bodo PLACHTA, *Zensur. Eine Institution der Aufklärung?* In: EYBL (Hg.), *Strukturwandel*, wie Anm. 8, 153–166.

in der Öffentlichkeit lauter wurden, nicht mehr ignorieren. Das erklärt, warum Schneller am Anfang seiner Rede angibt, eine „Mittelstraße“ zwischen Schmeichelei und „Schmähsucht“ der „mißgünstigen Welt“ eingehen zu wollen.¹⁷¹ In einer von Anstand und Selbstbeherrschung gekennzeichneten Hofgesellschaft wirkt das Eindringen der Polemik in das Fürstenlob wie ein Tabubruch. Schnellers Leichenpredigt enthält viele direkte und indirekte Anspielungen auf den schlechten Ruf des Kaisers. Sie liefert ein Zeugnis über die Stimmung, die in Wien kurz nach dem Tod des Kaisers herrschte, und über die Spaltung der öffentlichen Meinung in der Einschätzung der josephinischen Ära. Die „missvergnügten Unterthanen“,¹⁷² die Schneller erwähnt, stammten zum einen aus der ständischen Opposition, zum anderen waren es Intellektuelle und Geistliche, die sich nach dem Tod des Kaisers in einer „Flut von Schmähungen“ gefielen.¹⁷³ Aber auch das Volk, dessen Alltag durch die tiefgreifenden kirchenpolitischen Maßnahmen verändert wurde und, das 1788 gegen die Preissteigerungen in Wien demonstriert hatte, war unzufrieden.¹⁷⁴

Joseph Schnellers Leichenpredigt, die „nach dem Jesuitengeist [riecht]“,¹⁷⁵ erscheint in diesem spannungsreichen Kontext auf den ersten Blick als ein paradoxales Lob: Ein genaueklärerischer Exjesuit verteidigt einen Kaiser, der den hartnäckigen Widerstand vieler Geistlicher (vom niederen Klerus bis hin zum Wiener Erzbischof Migazzi¹⁷⁶), die sich nicht in den Dienst des Staates stellen ließen, hervorrief. Er bemüht sich um die Rehabilitierung eines Fürsten, der am Ende seines Lebens selbst das Scheitern seiner – teilweise selbst zurückgenommenen – Reformen erkannte¹⁷⁷ und dessen Ansehen in der Öffentlichkeit stark gesunken war. Joseph II. wurde „selbst in Wien nicht sonderlich beklagt, ausgenommen in den zahlreichen offiziellen Nekrologen, Trauerreden und -schriften“.¹⁷⁸ Schneller hätte es ablehnen können, die Leichenpredigt auf Joseph II. zu halten, wie ein Exjesuit aus Trier, der „vom Kaiser nichts Gutes zu sagen“ wusste.¹⁷⁹

Der „Josephinismus“ kann und soll laut Wolfgang Schmale der Aufklärung zugerechnet werden.¹⁸⁰ Wie kann Schneller also gleichzeitig Joseph II. loben und die

171 SCHNELLER, Trauerrede auf Joseph, wie Anm. 130, 2.

172 EBD., 5.

173 REINALTER, Joseph II., wie Anm. 16, 114; BÉRENGER, Joseph II., wie Anm. 13, 513–518.

174 REINALTER, Joseph II., wie Anm. 16, 31–34, 110–116; BÉRENGER, Joseph II., wie Anm. 13, 513f.

175 WITTOLO, Erinnerung, wie Anm. 70, 4. Konstantin von Wurzbach folgt diesem Urteil; vgl. Joseph Schneller, wie Anm. 51, 43.

176 Dieter BREUER, Kardinal Migazzi, Förderer und Gegner des kulturellen Wandels im thesesianischen Zeitalter. In: EYBL (Hg.), Strukturwandel, wie Anm. 8, 219–232.

177 BÉRENGER, Joseph II., wie Anm. 13, 513; REINALTER, Josephinismus, wie Anm. 9, 31.

178 RUIZ, Anno 1790, wie Anm. 43, 145.

179 EBD.

180 Wolfgang SCHMALE, Ist Josephinismus Aufklärung? In: Stefanie STOCKHORST (Hg.), Epoche und Projekt: Perspektiven der Aufklärungsforschung. Göttingen 2013, 85.

Aufklärung tadeln? Ist „Katholische Aufklärung“ ein Widerspruch in sich?¹⁸¹ Oder liegt der scheinbare Widerspruch eher an den umstrittenen Begriffen: „Josephinismus“ – ein Begriff, den Franz L. Fillafer als „große Erzählung der österreichischen Geschichte“ kritisch betrachtet¹⁸² –, „aufgeklärter Absolutismus“, „Katholische Aufklärung“?

Werden Schnellers Situation und der historische Kontext pragmatisch betrachtet, lösen sich aber manche Widersprüche. Schnellers Lob auf Joseph II. bedeutet nicht, dass er das Prinzip der „Modernisierung“ und der „Säkularisierung“ akzeptiert, die Barbara Stollberg-Rilinger als gegenseitige „Autonomisierung“ von Politik und Religion definiert.¹⁸³ Die vollkommene „Trennung des Staates von kirchlichen Einflüssen“, die laut Reinalter ein Merkmal des „Josephinismus“ ist, lehnt er deutlich ab.¹⁸⁴ In seinem Lob des „Revolutionärs auf dem Thron“ (so strittig dieser Ausdruck auch ist) schwingt Angst vor revolutionären Bewegungen mit.¹⁸⁵ Das Bündnis zwischen der Habsburgerdynastie und dem katholischen Glauben durfte kurz nach dem Ausbruch der Französischen Revolution, die von manchen „Josephinern“ begrüßt wurde¹⁸⁶ und in den habsburgischen Ländern um sich zu greifen drohte, nicht angetastet werden. Aus diesem Grund distanziert sich Schneller von den „vermessenen Herzensrichtern“,¹⁸⁷ die er für das Scheitern des Reformwerkes verantwortlich macht. Der Fürst wird als „Ebenbild der Allmacht Gottes“ und Joseph II. als „allerhöchstes Beispiel“ des „wahren Christentums“ gepriesen.¹⁸⁸ Schneller versucht, die „althergebrachten Selbstverständlichkeiten“¹⁸⁹ zu verteidigen, die durch die Aufklärung verloren zu gehen drohen. Laut Helmut Reinalter ging es „im Josephinismus wie im Aufgeklärten Absolutismus [...] mehr um Stabilisierung als um Überwindung der tradierten politischen Ordnung“.¹⁹⁰

Wurde Schneller 1790 in seiner Kritik am Jansenismus vom Stimmungswechsel in Wien angefeuert? Der Niedergang des Jansenismus und damit die „große Zeit der Exjesuiten“, die laut Winfried Müller 1790 ansetzte,¹⁹¹ begann für Jean Bérenger bereits unter Joseph II. Die in der Seelsorge und im Schulwesen unentbehrlichen

181 STOLLBERG-RILINGER, *Teufels Werk*, wie Anm. 14, 104–110.

182 FILLAFER, *Aufklärung*, wie Anm. 157, 67–71.

183 STOLLBERG-RILINGER, *Teufels Werk*, wie Anm. 14, 97f.

184 REINALTER, *Josephinismus*, wie Anm. 9, 23.

185 DAZU EBD., 26.

186 RUIZ, *Anno 1790*, wie Anm. 43, 143–149.

187 SCHNELLER, *Trauerrede auf Joseph*, wie Anm. 130, 14.

188 EBD., 2.

189 STOLLBERG-RILINGER, *Teufels Werk*, wie Anm. 14, 104.

190 REINALTER, *Josephinismus*, wie Anm. 9, 25.

191 Winfried MÜLLER, *Der Jesuitenorden und die Aufklärung im süddeutsch-österreichischen Raum*. In: Harm KLUETING (Hg.), *Katholische Aufklärung: Aufklärung im Katholischen Deutschland*. Hamburg 1993, 243.

Jesuiten waren nach der Aufhebung des Ordens noch mächtig.¹⁹² Laut Jean Bérenger¹⁹³ war Joseph II. kein Feind der Jesuiten – im Gegenteil, er bewunderte sogar ihre Leistungen im Ausbildungsbereich; er war aber ein Gegner der Jansenisten, die sich wie die meisten Prälaten gegen das Staatskirchentum wehrten und die ab 1780 in Österreich als „veraltet“ eingestuft wurden.¹⁹⁴ Vielleicht hoffte Schneller wie andere Exjesuiten¹⁹⁵ auf eine Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu; dazu war es nötig, mit einem herrschaftsstabilisierenden Diskurs in der Öffentlichkeit aufzutreten. Dies tat Schneller in einer dritten kaiserlichen Leichenpredigt zu Ehren des 1792 verstorbenen Leopolds II. (Abb. 5).¹⁹⁶

Gegenaufklärung, Aufklärungsfeindlichkeit: Versuch einer Definition

Abschließend soll die Frage nach der Definition der Gegenaufklärung gestellt werden.¹⁹⁷ An den Universitäten, an denen sie ihre Stelle behalten konnten – etwa Franz von Zallinger in Innsbruck oder Maximilian Hell, das „Haupt der Wiener Exjesuiten“¹⁹⁸ – sowie in ihren Pfarren oder Ämtern – wie Jacob Mazzioli in Wien oder Sigmund von Storchenau in Klagenfurt¹⁹⁹ – bildeten einige Exjesuiten neben Ignaz Wurz und Joseph Schneller das „geistige Zentrum des konservativen Kirchengeistes“.²⁰⁰ Die „Bewahrer des Alten“ wurden laut Hermann Haberzettl während der zweiten Hälfte der Regierung Josephs II. sowie unter Leopold II. und Franz II. aktiv. Der Kampf gegen die Revolution war auch ein Kampf für die Religion und gegen die Aufklärung. Die Exjesuiten hatten aber „nur sporadischen Anteil an

192 HABERZETTL, Die Stellung, wie Anm. 8, 6–18, 105, 111f; HERSCHE, Der Spätjansenismus, wie Anm. 12, 338, 345; ASPAAS / KONTLER, Maximilian Hell, wie Anm. 15, 366, 391.

193 BÉRENGER, Joseph II, wie Anm. 13, 67, 385, 391.

194 HERSCHE, Der Spätjansenismus, wie Anm. 12, 338–343.

195 NIEßNER, „Archytas von Tirol!“, wie Anm. 5, 59f.

196 JOSEPH SCHNELLER, Trauerrede auf Leopold den Zweyten, Röm. Kaiser. Wien 1792. Vgl. Wiener Zeitung Nr. 20 (10. März 1792), 622.

197 In einer weiteren Studie, die in Wien und Augsburg veröffentlichte Predigten aus den Jahren 1770–1800 untersucht, wird im Rahmen der aktuellen Debatte zur „(Katholischen) Aufklärung“ versucht, die katholische Gegenaufklärung näher zu charakterisieren: Siehe Philippine Casarotto, „Controverses sur l’Aufklärung dans la l’éloquence de la chaire à Vienne et Augsburg, de 1770 à 1800“; In: Fabienne Henryot (Hg.), Le livre antiphilosophique (1715–1815) au prisme de l’histoire du livre, Paris, Honoré Champion, collection „Les Dix-Huitièmes siècles“ [im Druck].

198 HABERZETTL, Die Stellung, wie Anm. 8, 64–66, 103–109.

199 EBD., 103–106.

200 EBD., 109.



Abb. 5: Als Kaiser Leopold II. starb, wurden die Exequien in St.-Stephan vom Wiener Stadmagistrat ebenso feierlich wie zwei Jahre zuvor mit einem monumentalen Trauergerüst von Melchior Hefele zelebriert. Der Domprediger Joseph Schneller wurde zum dritten Mal mit der Leichenpredigt beauftragt.

Quelle: © Wien Museum [IN 021701_0003].

der Publizistik gegen das Staatskirchentum von Maria Theresia bis Franz II.“; die Predigt war nämlich ihr wichtigstes Ausdrucksmittel.²⁰¹

Die „Gegenaufklärung“ ist durch ihre teilweise defensive, teilweise apologetische Haltung gekennzeichnet. Schneller beklagt beim Ausdruck „Aufklärung“ einen Mangel an begrifflicher Konsistenz. Er argumentiert von einem scholastischen Standpunkt aus. Die „Wahrheit“, mit Vernunft und Gottesfurcht verbunden, wird dem Relativismus des individuellen Denkens entgegengesetzt. Sie richtet sich einerseits gegen den Atheismus und die „Philosophen“, andererseits gegen den Jansenismus. Die „Freiheit der Denkensart“, die sogar für Mastalier verpönt ist,²⁰² wird von Schneller (wie von Maria Theresia) als ein „Abfall vom Glauben“²⁰³ wahrgenommen. Der sittliche Verfall ist die Begleiterscheinung der Diesseitsorientierung, des Hochmuts und des Ungehorsams gegenüber der römischen Kirche. Für Schneller und Wurz geht der „falsche Glaube“ mit dem Unglauben einher. Beide sollen als Seuche ausgerottet werden. Die gegenaufklärerischen Kräfte kämpfen also erbittert gegen den Jansenismus als Bestandteil der „Katholischen Aufklärung“. Die moralische Strenge der Jansenisten wird als heuchlerisch denunziert; laut den Jesuiten würde ihr Intellektualismus das Volk vom Glauben abbringen.

Es stellt sich die Frage, wie sich der gegenaufklärerische Diskurs zur politischen Macht verhält. Die drei hier erwähnten Exjesuiten sind kaisertreu. In den österreichischen Niederlanden verbündeten sich die konservativen Kräfte 1789–1790 aber mit den radikalen Republikanern.²⁰⁴

Der gegenaufklärerische Diskurs kann sich gemäß den Umständen anpassen. Ein Beispiel dazu: 1780 donnert Wurz gegen die Toleranz: „Duldsamkeit, du Abgott unserer heutigen Afterweisen!“²⁰⁵ Zehn Jahre später hat der kompromisslosere Schneller die „bürgerliche Duldung“ der protestantischen Gemeinden aber akzeptiert.

Die vier Leichenpredigten, die hier analysiert wurden, sind eine Einladung, die Komplexität des thesianischen und josephinischen Zeitalters aus einer neuen Perspektive zu betrachten. Als Mitglieder einer Institution – der katholischen Kirche –, die sich selbst als *semper reformanda* bezeichnete, versuchten die drei

201 EBD., 105.

202 MASTALIER, Trauerrede, wie Anm. 75, 94.

203 STOLLBERG-RILINGER, Teufels Werk, wie Anm. 14, 107.

204 BÉRENGER, Joseph II, wie Anm. 13, 509.

205 WURZ, Trauerrede, wie Anm. 69, 45. Ein Afterweiser ist laut Grimm ein „falscher Weiser“. Vgl. Afterweise. In: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, Erstbearbeitung (1854–1960), digitalisierte Version im Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache, <<https://www.dwds.de/wb/dwb/afterweise>>, abgerufen am 28.10.2022.

Exjesuiten – jeder auf seine Weise – „zwischen Anpassung und Ablehnung“²⁰⁶ den Gegensatz zwischen Konservatismus und Innovation zu überwinden.

Quellenverzeichnis

Leichenpredigt von Joseph Schneller anlässlich der Exequien des Wiener Stadtmagistrats zu Ehren der Kaiserin Maria Theresia in der Domkirche zu St. Stephan (29. - 31. Januar 1781)

Titelseite:

Trauerrede auf Marien Theresien, Römische Kaiserinn, [Titulatur: großer Titel] etc. als Ihrer Höchstseligen Majestät Leichenbegängniß von einem wienerischen Stadtmagistrat, in der hohen Metropolitankirchen zum heil. Stephan den 29 30 und 31ten Jäner gehalten wurde, vorgetragen von Joseph Schneller in der Metropolitankirche gewöhnlichen Domprediger, und Beneficiaten zur heil. Magdalena. WJEN, bey Joseph Edlen von Kurzbeck. 1781.

Biblisches Thema: Ps. [139, 23-24].

Standorte:

- Österreichische Nationalbibliothek.
- Wienbibliothek: 5545 C.
- Stiftsbibliothek Klosterneuburg: Ae III 45a; 2°, 29 f. Titelseite und f. 1 mit Symbolen und Allegorien verziert.
- Stiftsbibliothek Klosterneuburg: *In Denkmäler dem unsterblichen Andenken Marien Theresien gewidmet*. Wien 1785.
- Universitätsbibliothek Wien: III 259196: *In Denkmäler dem unsterblichen Andenken Marien Theresien gewidmet*. Wien 1785.

Weitere Ausgaben:

Denkmäler dem unsterblichen Andenken Marien Theresien gewidmet. Prosaischer Theil. Wien: Johann Thomas von Trattner, 1785, 148–162.

Beschreibung des Trauergerüsts (Abb. 3), wahrscheinlich von Joseph Schneller verfasst:

206 Anton SCHINDLING / Dennis SCHMIDT, Trient, die katholische Aufklärung und der Josephinismus. Anpassung und Ablehnung im Widerstreit. In: Peter WALTER (Hg.), *Das Konzil von Trient und die katholische Konfessionskultur (1563–2013)*. Münster 2016, 461–486.

Beschreibung des Trauergerüsts, welches zum schmerzvollen Andenken weiland Ihrer Kais. Königl. Apost. Majestät Maria Theresia von dem wienerschen Stadtmagistrate in der Domkirche zum H. Stephan errichtet worden ist. Wien, Joseph von Kurzbeck, 1781.

Standorte:

- Universitätsbibliothek Wien: III 166391.
- Wienbibliothek: 5633 C.

Leichenpredigt von Ignaz Wurz zu Ehren der Kaiserin Maria Theresia

Diese Leichenpredigt wurde gedruckt, aber nicht gehalten.

Titelseite:

Trauerrede auf Marien Theresien, verwitweten römischen Kaiserinn, apostolischen Königin zu Hungarn und Böhmeim, Erzherzoginn zu Oesterreich, &c &c &c von I. Wurz, WIEN, bey Andreas Schmidt, 1781.

Biblisches Thema: 2 Makk. 7, 20-21.

Standorte:

- Stiftsbibliothek Klosterneuburg: F5 III 38 (In *Denkmäler dem unsterblichen Andenken Marien Theresien gewidmet*. Wien 1785).
- Universitätsbibliothek Wien: I 268364.
- Universitätsbibliothek Wien: III 259196 (In *Denkmäler dem unsterblichen Andenken Marien Theresien gewidmet*. Wien 1785).
- Österreichische Nationalbibliothek, Bayerische Staatsbibliothek München.

Festrede von Karl Mastalier zu Ehren der Kaiserin Maria Theresia [wahrscheinlich im Rahmen einer Trauerzeremonie im Theresianum gehalten]

Titelseite:

Trauerrede auf Marien Theresien, Römische Kaiserinn, zu Hungarn und Böhmeim Apostolische Königin, Erzherzoginn zu Oesterreich, Herzoginn zu Burgund etc. etc. Verfasset von Karl Mastalier, der Weltweisheit Doktor, und k. k. öffentlichen Lehrer der schönen Wissenschaften an der Universität. Wien, mit Edlen von Ghelenschen Schriften gedruckt 1781.

Standorte:

- Stiftsbibliothek Klosterneuburg: BK I 1007. 8°, 59 f.
- Österreichische Nationalbibliothek.

Leichenpredigt von Joseph Schneller anlässlich der Exequien des Wiener Stadtmagistrats zu Ehren von Kaiser Joseph II. in der Domkirche zu St. Stephan (28. – 30. April 1790)

Titelseite:

Trauerrede auf Joseph den Zweyten, Römischen Kaiser, [Titulatur: großer Titel] &c. &c. als Seiner höchstseligen Majestät Leichenbegängniß von dem Magistrat der königl. Haupt- und Residenzstadt Wien, in der hohen Metropolitankirche zum heil. Stephan den 28, 29 und 30sten April gehalten wurde, vorgetragen von Joseph Schneller, in der Metropolitankirche gewöhnlichen Domprediger, und Beneficiaten zur Heil. Magdalena. Wien, bey Thaddäus Edlen von Schmidbauer. 1790.

Biblisches Thema: Eccl. 41, 3.

Standorte:

- Österreichische Nationalbibliothek: 220323-D. 2°. 41 S.
- Universitätsbibliothek Wien: III 291574.
- Wienbibliothek: 5537 C.

Das Palais Fries am Wiener Josefsplatz

Ein Bau im Kreuzfeuer der Kritik

Nach dem barocken Bauboom um 1700, als Wien durch die Errichtung zahlreicher Adelspalais ein völlig neues Stadtbild erhalten und damit den Wandel von der Bürger- zur Adelsstadt vollzogen hatte, lassen sich bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts nur mehr wenige Neubauprojekte dieser Größenordnung nachweisen.¹ Erst infolge der rigiden Kirchenpolitik Kaiser Josephs II. (reg. 1765–1790) und der damit verbundenen Aufhebung aller „beschaulichen Klöster“ standen ab 1782 auch in der kaiserlichen Haupt- und Residenzstadt weitläufige Baukubaturen leer, die einer neuen Bestimmung harrten. Soweit sich eine Adaptierung der ehemaligen Klosteranlagen etwa zu Amtsgebäuden nicht lohnte, mussten die Liegenschaften „ehestens durch eine öffentliche Feilbietung“ veräußert werden.² So erwarb der calvinistische Bankier Johann von Fries (1719–1785) zeitgleich mit seiner Erhebung in den Reichsgrafenstand 1783 den überwiegenden Teil des ehemaligen Königinklosters gegenüber der kaiserlichen Hofbibliothek am Josefsplatz und beauftragte den Hofarchitekten Johann Ferdinand Hetzendorf von Hohenberg (1733–1816) mit Entwürfen für ein Stadtpalais, das aufgrund seiner Loslösung von barocken Bautraditionen zu den wegweisenden Bauten des Frühklassizismus in der Wiener Architektur zu zählen ist (Abb. 1).³

1 Dieser Beitrag geht auf meine 2017 verteidigte Dissertation an der Universität Wien zurück: Anna MADER-KRATKY, *Der Wiener Hofarchitekt Johann Ferdinand Hetzendorf von Hohenberg (1733–1816)*. Diss. Wien 2017. Zu Hohenberg vgl. auch Erwin HAINISCH, *Der Klassizismus des Architekten Johann Ferdinand Hetzendorf von Hohenberg in seiner Mittelstellung zwischen Spätbarock und Romantik*. Diss. Wien 1925; Ders., *Der Architekt Johann Ferdinand Hetzendorf von Hohenberg*. Innsbruck – Wien 1949 (erschien in unveränderter Form auch im *Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte* 12–13 [1949], 19–90).

2 Zit. ein Hofdekret vom 2. September 1782, in dem die Grundregeln zur Verwendung der Gebäude festgelegt sind; vgl. Gerhard WINNER, *Die Klosteraufhebungen in Niederösterreich und Wien*. Wien – München 1967, 153; zuletzt Martin SCHEUTZ, *Klosteraufhebungen in den österreichischen Erblanden unter Joseph II. im Blickwinkel von Material und Spatial Turn – ein Forschungsdesiderat*. In: Julian LAHNER / Marion ROMBERG / Thomas WALLNIG (Hg.), *Kirche und Klöster zwischen Aufklärung und administrativen Reformen*. Wien – Köln 2021, 13–35.

3 Nach dem Konkurs von Moritz von Fries (1777–1826) erwarb Georg Simon von Sina (1783–1856) das Palais am Josefsplatz, das er 1842 an Alfons Pallavicini (1807–1887) verkaufte. Der Bau befindet sich noch heute im Besitz der Familie Pallavicini und wird zumeist als Palais Fries-Pallavicini oder Palais Pallavicini bezeichnet; Dehio-Handbuch, Wien 1. Bezirk – Innere Stadt. Horn 2003, 355–358.



Abb. 1: Johann Ferdinand Hetzendorf von Hohenberg, *Palais Fries am Josefsplatz in Wien*. 1783–1784. Quelle: © Dietmar Rabich, Wikimedia Commons, „Wien, Palais Pallavicini – 2018 – 3190“, CC BY-SA 4.0, File:Wien, Palais Pallavicini – 2018 – 3190.jpg – Wikimedia Commons (Zugriff 2023-04-11).

Doch dieses Einschreiben eines (calvinistischen!) Wirtschaftstreibenden in den historisch gewachsenen, vornehmen Adelsbezirk sorgte in der Wiener Gesellschaft für Unmut, und die Kritik entlud sich in bislang ungekanntem Ausmaß über dem Bauherrn und seinem Architekten, indem die Errichtung des Stadtpalais in exponierter Lage zu einer beispiellosen publizistischen Auseinandersetzung führte. Vordergründig war die Kritik nicht *ad personam* formuliert, sondern richtete sich gegen das neue, noch im Bau befindliche Palais am Josefsplatz, dessen Fassadengestaltung ‚in der Luft zerrissen‘ wurde und als Konsequenz aus der öffentlichen Diskussion später wesentliche gestalterische Veränderungen erfuhr. Diese Flut an Artikeln, Broschüren und Gegendarstellungen wurde aber auch dazu verwendet, in einem verbalen Rundumschlag über Städtebau und Architektur der gesamten Residenzstadt sowie ihre Verantwortungsträger zu urteilen. Somit verdanken wir dieser breiten Resonanz auf die erweiterte Pressefreiheit unter Joseph II. tiefe Einblicke in Kunstdiskurse im Wien des ausgehenden 18. Jahrhunderts, die anhand eines *close reading* wichtiger Textstellen einzuordnen sind.



Abb. 2: Daniel Suttlinger, *Ausschnitt aus der Vogelschau der Wiener Hofburg*. Königinkloster, Kupferstich, 1684.
Quelle: © Österreichische Nationalbibliothek (ÖNB), Kartensammlung, Inventarnummer 389.023-C.

Der Bauplatz

Das Wiener Klarissenkloster ging auf eine Stiftung von Elisabeth von Österreich (1554–1592), Tochter Kaiser Maximilians II. (reg. 1564–1576) und Gemahlin des französischen Königs Karl IX. (reg. 1560–1574), zurück und wurde in den Jahren von 1581 bis 1592 in unmittelbarer Nachbarschaft zur Wiener Hofburg südlich der Stallburg errichtet (Abb. 2).⁴ Der Klosterkomplex, den man in Wien kurz Kö-

4 WINNER, Die Klosteraufhebungen, wie Anm. 2, 96–145. Zur Geschichte des *Königinklosters* vgl. Karl LIND, Beitrag zur Topographie des Josefsplatzes in Wien. In: *Berichte und Mittheilungen des Althertums-Vereines zu Wien* 30 (1894), 130–132; Joseph F. PATROUCH, Das Königinkloster. Wiener Klosterfrauen um 1580. In: *Pro Civitate Austriae*. Informationen zur Stadtgeschichtsforschung in

niginkloster nannte, erstreckte sich über mehrere Höfe auf einem relativ großen Bauplatz, der vom Josefsplatz, der Bräunerstraße, Stallburggasse und Dorotheergasse begrenzt wurde; die Klosterkirche *Unserer Lieben Frau und allen Engeln* befand sich im Trakt zur Dorotheergasse und war ausschließlich über das Kloster zu erreichen. Aufgrund seiner rein kontemplativen Ausrichtung in strenger Klausur gehörte das Königinkloster zu den ersten Klöstern im Wiener Raum, die infolge der josephinischen Kirchenreform aufgelassen wurden. 200 Jahre nach der Grundsteinlegung durch seine Vorfahren hob der Kaiser es zu Beginn des Jahres 1782 auf, und die große Bestürzung der Chorfrauen und Novizinnen äußerte sich in „Händeringen und Weinen“.⁵ Nach einer detaillierten Inventarisierung des Klosterbestandes mussten alle Kultgegenstände in die Augustinerkirche transferiert werden, und die sterblichen Überreste der Stifterin sowie anderer Habsburger, die im Kloster beigesetzt worden waren, überbrachte man nach St. Stephan;⁶ die übrige Einrichtung, Möbel und noch vorhandene Lebensmittel wurden in der Folge versteigert.⁷

Am 13. Juni 1782 verließen die letzten Klosterfrauen ihr ehemaliges Kloster, und Joseph II. gab beim kaiserlichen Hofbauamt Pläne des Areals „zu meinem Gebrauch“ in Auftrag.⁸ Ende August wurde der Hofbildhauer und Architekt Johann Wilhelm Beyer (1725–1796) mit einem Vorschlag bei Hof vorgestellt, wie der leer stehende Komplex künftig genutzt werden könne: Er regte die Errichtung eines „öffentlich und allgemeinen Gasthof[s] für fremde ansehnliche Gäste“ an, für den sich der Baugrund wegen seiner zentralen Lage ideal eigne.⁹ Beyer legte seinem Schreiben einen Aufriss, Schnitt und Grundriss des geplanten *Hôtel garni* bei (Abb. 3), bei dem er in „Absicht auf ein ansehnliches, der Stadt Ehre machendes Gebäude“

Österreich, N. F. 7 (2002), 45–52; zur Baugeschichte zuletzt die quellenkritische Arbeit von Lieselotte ASCHENBRENNER, *St. Maria, Königin der Engel, Wien (1581–1782). Ausbauphasen, Klausur- und Raumkonzepte, funktionale Aufteilung im Klosterkomplex*. Dipl.-Arbeit, Wien 2011.

5 WINNER, *Klosteraufhebungen*, wie Anm. 2, 96, 102.

6 Wien, Haus-, Hof- und Staatsarchiv (HHStA), Hofarchive (HA), Hofbauamt (HBA) 50, Sitzung vom März 1782, Nr. 24; HBA 52, Currentprotokoll vom Juli 1782, Nr. 21; HHStA, Obersthofmeisteramt (OmeA), Ältere Zeremonialakten (ÄZA) 91-5-2, fol. 1–8; Augustinerarchiv Wien (AAW), Jahrbuch der Augustiner 1779–1792, pag. 362–363 (30. November 1782).

7 HHStA, Länderabteilungen (LA), Klosterakten (KA) 290, 22. Juli 1782. Ich danke Markus Jeitler für diesen Hinweis. Vgl. dazu auch WINNER, *Klosteraufhebungen*, wie Anm. 2, 102–103.

8 HHStA, Kabinettsarchiv (KA), Kabinettskanzlei (KK), Protokolle und Indizes 22, Nr. 527 (22. Juni 1782). Die Pläne wurden im Sommer 1782 von Joseph Hillebrandt angefertigt; Consignation der Hofbauamtszeichner für die Monate Juni, Juli und August 1782; HHStA, HA, HBA 54, fol. 210r.

9 Der Verbleib des bei LIND, *Topographie*, wie Anm. 4, 133–134, angeführten *Promemoria* von Beyer vom 24. August 1782 (inkl. der dazugehörigen Pläne) ist aufgrund fehlender Quellenhinweise unbekannt.

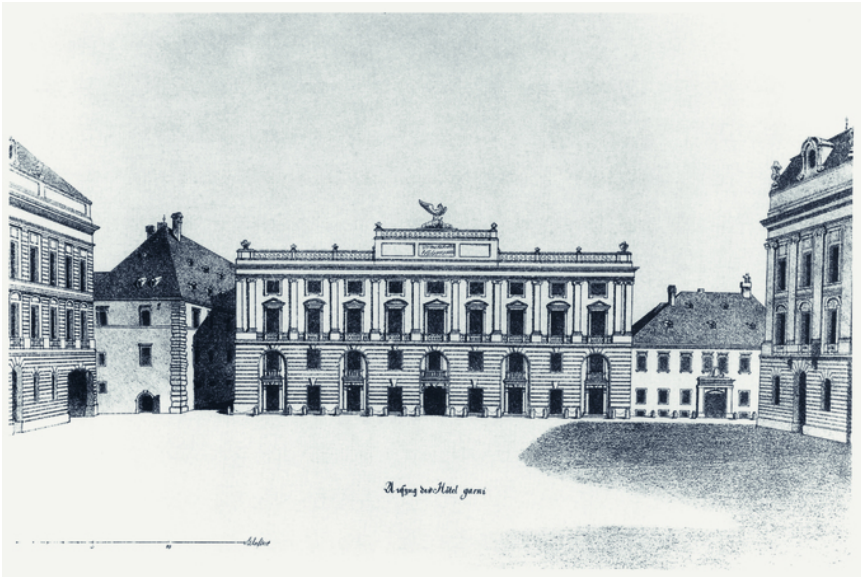


Abb. 3: Johann Wilhelm Beyer, *Entwurf für ein „Hôtel garni“ am Josefsplatz*. 1782.

Quelle: LIND, *Topographie*, wie Anm. 4.

vor allem auf die Architektur der gegenüberliegenden Hofbibliothek und ihrer Flügelbauten Rücksicht nehme, „durch welche Uebereinstimmung die Schönheit des Platzes ungemein gewinnen würde“.¹⁰ In seiner architektonischen Geschlossenheit in Anlehnung an französische Königsplätze (*Places Royales*) war der Josefsplatz erst in den frühen 1760er Jahren geschaffen worden, als nach dem Entwurf der Hofarchitekten Nikolaus Pacassi (1716–1790) und Franz Anton Hillebrand (1719–1797) eine symmetrische Platzanlage mit flankierenden Trakten zur barocken Hofbibliothek Joseph Emanuel Fischers von Erlach (1693–1742) entstand. Bei der Gestaltung der Flügelbauten folgten die Architekten der Fassade der Hofbibliothek, nahmen ihr aber ihre ursprünglich intendierte dominante Rolle im Platzgefüge, indem sie die Traufhöhe aller Bauten einander anglichen (Abb. 4).¹¹

10 Im Haupttrakt gegen den Josefsplatz war das Hotel geplant, das Erdgeschoß war für Küchen, die Zuckerbäckerei, einen Kaffeesieder und „andere zur Bedienung fremder Gäste nöthige Gewerbe“ sowie Kaufmannsgewölbe vorgesehen. Im ersten und zweiten Stock sollten verschieden große Säle für Feste, Bälle und „musikalische Akademien“ eingerichtet werden; zit. nach LIND, *Topographie*, wie Anm. 4, 133.

11 Zum Josefsplatz zuletzt: Anna MADER-KRATKY / Manuel WEINBERGER, Die Vollendung des Bibliotheksplatzes/Josefsplatzes. In: Hellmut LORENZ / Anna MADER-KRATKY (Hg.), *Die Wiener Hofburg 1705–1835. Die kaiserliche Residenz vom Barock bis zum Klassizismus*. Wien 2016, 169–176.

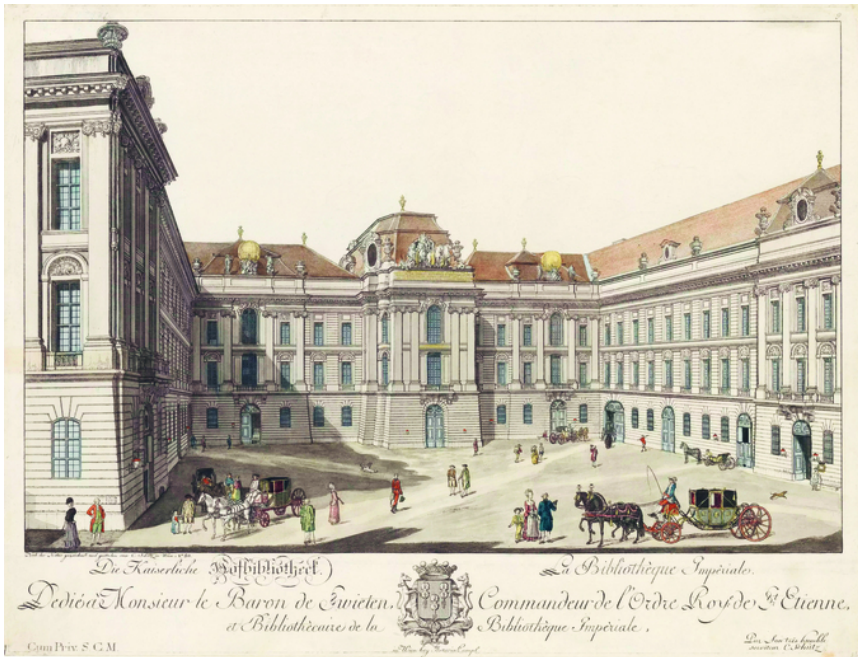


Abb. 4: Karl Schütz, *Die Kaiserliche Hofbibliothek / La Bibliothèque Impériale*. Kolorierter Kupferstich, 1780.

Quelle: © Wien Museum, Inventarnummer 18.971.

Für seinen Entwurf eines *Hôtel garni* übernahm Beyer den genutzten Sockel der Hofbibliothek und die ionischen Pilaster im Obergeschoß, doch wirkt die Hotelfassade unausgewogen, weil der zweigeschoßige Sockel viel zu hoch ausfällt und den beiden Obergeschoßen einen gedrückten Charakter verleiht.¹² Die Höhe der beiden Sockelgeschoße mag aus der Übernahme bestehender Bausubstanz resultieren, denn Beyer erklärte weiter, dass „die Mauern des gegenwärtigen Klostergebäudes auf dem Hofbibliotheks-Platz noch in sehr gutem Stand sind“, und so könnten „auf selbe die übrigen zwei Stockwerke [...] aufgeführt werden.“¹³ Für Beyer stand sichtlich der *Genius loci* im Vordergrund, dem er seinen Entwurf unterordnete, um den Josefsplatz in harmonischer Weise gegen Osten abzuschließen.

12 Als scharfer Kritiker von Beyers Entwurf erwies sich auch Staatskanzler Wenzel Anton von Kaunitz-Rietberg, der sich vielfach in die Stadtplanung Wiens einbrachte; vgl. Gernot MAYER, Kulturpolitik der Aufklärung. Wenzel Anton von Kaunitz-Rietberg (1711–1794) und die Künste. Petersberg 2021, 138.

13 Zit. nach LIND, Topographie, wie Anm. 4, 134.

Anfang September 1782 erfolgte die Schätzung der ehemaligen Klosteranlage, die aufgrund des schlechten Bauzustandes die geringe Summe von 29.500 Gulden erbrachte.¹⁴ Joseph II. erhöhte den Kaufpreis auf 30.000 Gulden und ordnete den Verkauf der Liegenschaft an; sollte sich aber bis zum 1. November 1782 kein Käufer melden, werde das Königinkloster an den Meistbietenden versteigert. Inzwischen wurde das Hofbauamt mit dem Bau einer Straße zwischen der Stallburg und dem ehemaligen Kloster beauftragt, um das Grundstück von allen Seiten zugänglich zu machen.¹⁵

Der einzige Interessent, der sich für ein Hotelprojekt im ehemaligen Königinkloster fand, war der Kaffeesieder Johann Evangelist Milani (1729–1808), dessen Forderungen aber so überzogen schienen, dass Joseph II. eine „förmliche Licitation des ganzen Hauses und Platzes an den Meistbiethenden“ anordnete.¹⁶ Das Grundstück wurde in mehreren Parzellen angeboten, die zum einen der Bankier Johann von Fries und zum anderen die beiden evangelischen Gemeinden erwarben, denen es dank des 1781 erlassenen Toleranzpatents erstmals möglich war, eigene Bethäuser zu errichten. Die Lutherische Gemeinde übernahm die Kirche des Königinklosters, die am 30. November 1783 als neue Lutherische Stadtkirche geweiht werden konnte, während sich die Reformierte Gemeinde für das angrenzende Gebiet zur Stallburggasse interessierte, auf dem sie durch Gottlieb Nigelli (1746–1812) ein neues Bethaus errichten ließ.¹⁷

Drei Tage vor der Lizitation im März 1783 suchte Hofarchitekt Hohenberg bereits um den Baukonsens des späteren Palais Fries an, wollte „den diesfälligen Gewaltgeber [aber] noch nicht namhaft machen“.¹⁸ Der Käufer der Immobilie wollte also vorerst anonym bleiben und überließ seinem Architekten alle Formalitäten, die dieser auch für die Reformierte Gemeinde übernahm, zu deren wichtigsten Förderern Johann von Fries zählte. Erst im April 1783 trat dieser offiziell als neuer Besitzer der Immobilie auf und suchte beim Hofbauamt darum an, das Baumaterial für sein neues Palais auf dem Areal des Josefsplatzes lagern zu dürfen.¹⁹

14 Dem Schätzgutachten lag auch eine ausführliche Beschreibung des Gebäudes bei; EBD., 132–133.

15 HHStA, HA, HBA 52, Currentprotokoll vom September 1782, Nr. 29 und 55; HBA 53, fol. 407r–480v. Der Durchgang war bei der Errichtung des Königinklosters geschlossen worden, weil es damals Teil des Residenzareals wurde.

16 Zur Versteigerung vgl. LIND, Topographie, wie Anm. 4, 136; Christian STEEB, Die Grafen von Fries. Eine Schweizer Familie und ihre wirtschaftspolitische und kulturhistorische Bedeutung für Österreich zwischen 1750 und 1830. Bad Vöslau 1999, 97–98.

17 Peter KARNER, Die Gründung der Evangelischen Gemeinde H. C. zu Wien. In: Ders. (Hg.), Die evangelische Gemeinde H. B. in Wien. Wien 1986, 51–59; STEEB, Fries, wie Anm. 16, 93–94.

18 Wiener Stadt- und Landesarchiv (WStLA), A33 Akten, Alte Bauconsense, 2642/1783, 2 (13. März 1783).

19 HHStA, HA, HBA 56, Currentprotokoll vom April 1783, Nr. 60.

Der Bauherr

Johann Fries ließ sich als eidgenössischer Handelsmann helvetischen Bekenntnisses lange vor dem josephinischen Toleranzpatent in Österreich nieder und erwarb sich mit ausgeprägtem Unternehmergeist ein großes Vermögen.²⁰ Fries stammte aus einer angesehenen Patrizierfamilie und wurde 1719 in der Reichsstadt Mülhausen im Elsass geboren. In österreichische Dienste trat er 1744 als Kommiss des ‚Englischen Kommissariats‘, das für die Verpflegung der Rheinarmee und den Transfer englischer Subsidienfelder zuständig war. Im Zuge dieser Tätigkeit wurde Wenzel Anton von Kaunitz-Rietberg (1711–1794) auf den begabten Eidgenossen aufmerksam und betraute ihn nach dem Aachener Friedensschluss 1748 mit dem Einwerben ausständiger Susidienzahlungen von englischer Seite. Nach dem Abschluss dieser heiklen und vertrauensvollen Mission belohnte Maria Theresia (1717–1780) den erfolgreichen Unterhändler 1751 mit der ‚taxfreien Niederlagsfreiheit in der Haupt- und Residenzstadt Wien‘ und begründete damit seinen Aufstieg zu einer der bedeutendsten Unternehmerpersönlichkeiten der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.²¹ Fries nützte die industrielle Aufbruchsstimmung jener Jahre und gelangte durch Fabriks- und Unternehmensgründungen rasch zu einem beträchtlichen Vermögen, das er durch die erfolgreiche Beteiligung am Handel mit dem Maria-Theresien-Taler in der Levante (Taler*negotium*) weiter vermehren konnte.²²

In Anerkennung seiner Leistungen erhob ihn Maria Theresia in den erbländischen Ritterstand, 1762 folgten die Verleihung des erbländischen Freierrenstandes und die Erhebung in den Reichsfreierrenstand.²³ Seit Fries im Jahre 1757 gemeinsam mit Staatskanzler Kaunitz die Führung der Geheimen Staatskasse anvertraut worden war, konzentrierte sich der Wirtschaftstreibende zunehmend auf seine Geldgeschäfte und legte seine Niederlagsfreiheit zurück, um am 26. Juni 1766 das Bank- und Handelshaus Fries & Compagnie zu gründen. Fries & Co. entwickelte sich zu einem der bedeutendsten Unternehmen seiner Zeit, das als Bankhaus mehrmals Staatsanleihen auflegte und als Großhandelshaus im Orienthandel reüssierte. Aufgrund seiner vielfältigen Tätigkeit und seines umfassenden Engagements gilt

20 Für seine ausführliche Biografie des Johann von Fries konnte August von Fries noch auf das (seit 1945 verlorene) Familienarchiv zurückgreifen, von dem sich Reste im Moravský zemský archiv v Brně (MZA, Rodinný archiv Friesů černá Hora, G 75) erhalten haben, vgl.: August von FRIES, Die Grafen von Fries. Eine genealogische Studie. Dresden 1903, 58–71; zu Johann von Fries zuletzt: STEEB, Fries, wie Anm. 16; Herbert MATIS, Die Schwarzenberg-Bank. Kapitalbildung und Industriefinanzierung in den habsburgischen Erblanden 1787–1830. Wien 2005, 48–66.

21 Die Niederlagsfreiheit bedeutete Privilegien wie Steuerfreiheit, das Recht auf Handel außerhalb von Markttagen, Befreiung von der Militäreinquartierung und freie Religionsausübung: STEEB, Fries, wie Anm. 16, 23; MATIS, Schwarzenberg-Bank, wie Anm. 20, 53.

22 STEEB, Fries, wie Anm. 16, 23–46; MATIS, Schwarzenberg-Bank, wie Anm. 20, 54–58,

23 Vgl. die Abschriften der Originale bei FRIES, Grafen, wie Anm. 21, 104–123.

Fries als Prototyp eines „multipotenten Unternehmers“, der in Produktion, Handel und Geldgeschäften gleichermaßen erfolgreich war.²⁴

Bis zu seiner Hochzeit mit der Französin Anne d'Escherny (1737–1807) im Jahr 1764 stand für Fries vor allem sein geschäftliches Vorankommen im Vordergrund und seiner Stellung in der Wiener Gesellschaft maß er weniger Bedeutung bei. Erst durch den Einfluss seiner gebildeten und kunstsinnigen Frau erwachte der Wunsch, sich in Wien auch gesellschaftlich zu etablieren. Während der Wiener Adel dem calvinistischen Paar anfangs mit großer Zurückhaltung begegnete, erfuhren die beiden von Seiten des Hofes größte Wertschätzung, die sich etwa in der Bereitschaft Maria Theresias äußerte, im September 1765 die Taufpatenstelle des Erstgeborenen von Johann und Anne von Fries zu übernehmen und diesen trotz seines helvetischen Bekenntnisses in St. Stephan taufen zu lassen.²⁵

Baugeschichte des Palais

Fries beauftragte Johann Ferdinand Hetzendorf von Hohenberg mit den Plänen für sein neues Stadtpalais, nachdem der Architekt die Umgestaltung des Schlosses Vöslau und des dazugehörigen Parks einige Jahre zuvor zur großen Zufriedenheit des Bankiers abgeschlossen hatte.²⁶ Nach seiner erstmaligen Anfrage im März 1783 richtete Hohenberg im Mai neuerlich ein Schreiben an den Wiener Stadtrat, um den Baukonsens für die drei unter seinem Namen erworbenen Teile des Königinklosters zu erbitten. In seinem Schreiben erklärte er wiederum, den „Gewaltgeber“ nicht nennen zu können, da er mit ihm noch nicht einig sei, wer von ihnen „das neu zu erbauende Haus“ künftig behalten werde.²⁷ Nachdem sich Fries gegenüber dem Hofbauamt bereits als Bauherr des Gebäudes am Josefsplatz deklariert hatte, muss es sich nun um den hinteren Teil des Komplexes in der Bräunerstraße gehandelt haben, für den sichtlich auch Hohenberg Interesse zeigte.

Nach einer Begehung des Geländes und der Prüfung der eingereichten Pläne erteilte der Stadtrat die Bewilligung zur Errichtung des Gebäudes „dergestalt, dass zu ebener Erde, nebst verschiedenen Wohnzimmern, Stallungen, Wagenschupfen, und Heugewölbern, auch eine Hauptküche angeleget, sodann darüber ein Zwischenstock, Entresol genant, angebracht, und weiters der Hauptwohnstock, mit

24 Ingrid MITTENZWEI, *Zwischen gestern und morgen. Wiens frühe Bourgeoisie an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert*. Wien – Köln – Weimar 1998, 25–26.

25 STEEB, Fries, wie Anm. 16, 65.

26 Zu Hohenbergs Tätigkeit in Vöslau vgl. zuletzt MADER-KRATKY, Hohenberg, wie Anm. 1, 127–136.

27 WStLA, A33 Akten, Alte Bauconsense, 2642/1783, 3 (9. Mai 1783). Der Bescheid wurde am 17. Mai 1783 ausgestellt und die behördliche Begehung des Geländes für den 26. Mai 1783 festgesetzt; ebd., 4 (22. Mai 1783).

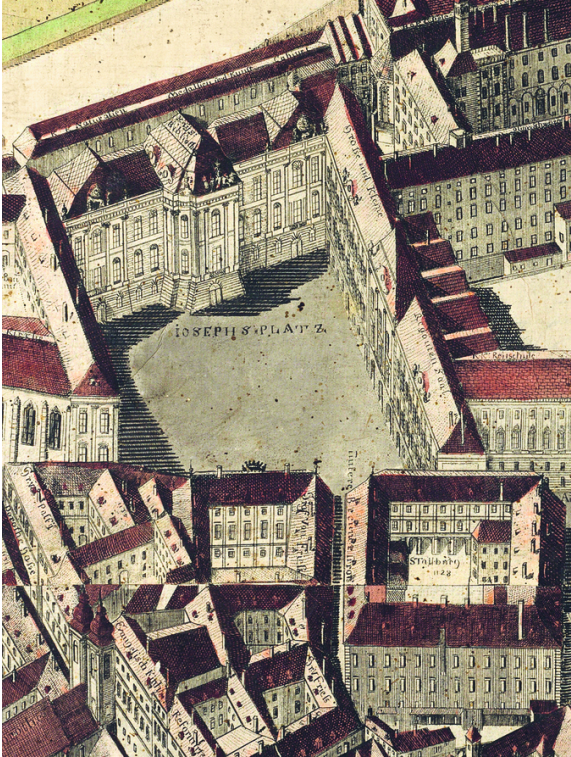


Abb. 5: Joseph Daniel von Huber, *Ausschnitt aus der Vogelschau der Inneren Stadt, Josefsplatz mit Hofbibliothek (oben), Palais Fries mit anschließenden Mietshäusern (unten links) und Stallburg (unten rechts)*. 1785.

Quelle: © ÖNB, Kartensammlung, Inventarnummer AB 7A 80 Kar 1.

einem darauf herzustellenden Mezaninstock aufgesetzt werden wolle.²⁸ Es liegen keine weiteren Schriftquellen zum Baufortschritt vor, doch muss zumindest jener Bau zum Josefsplatz inklusive seiner Fassade binnen weniger Monate fertig gestellt worden sein, da seine Attika die Inschrift *MDCCLXXXIII* [1783] trägt. Auch die

28 Dem Schreiben liegt auch ein Gutachten bei, das bei einer Baubegehung in Anwesenheit der Nachbarn angefertigt wurde und Richtlinien für den Bau enthält wie die Dachdeckung mit Ziegeln und die Verwendung steinerne Stufen; das Hauptgesims durfte nicht „überspringen“, um einer möglichen Aufstockung des angrenzenden Palais Palffy nicht im Wege zu stehen: WStLA, A33 Akten, Alte Bauconsense, 2642/1783, 1a (11. Juni 1783); Erteilung des Baukonsens am 12. Juni 1783, 2778/1784 (21. Juli 1783). Am 21. Juni 1783 erfolgte die Erteilung ewiger Quartiersfreiheit; STEEB, Fries, wie Anm. 16, 102.

Errichtung des hinteren Gebäudekomplexes ging rasch voran, denn der 1785 gedruckte Stadtplan von Joseph Daniel Huber (1730/31–1788) zeigt ihn bereits unter Dach und Fassadiert (Abb. 5).

Das Palais

Die kurze Bauzeit von wenigen Monaten lässt darauf schließen, dass der Vorgängerbau nicht durch einen Neubau ersetzt, sondern weitgehend beibehalten und zahlreiche Mauerzüge des Königinklosters bei den Planungen berücksichtigt werden konnten (Abb. 6 a-b).²⁹ Aufgrund des langgezogenen Bauplatzes erstreckt sich der Gebäudekomplex über drei Höfe, wobei die ersten beiden miteinander verbunden und über die Haupteinfahrt am Josefsplatz zu erreichen sind; der mittlere Hof besitzt genauso wie der hinterste Trakt an der Ecke Bräunerstraße/Stallburggasse auch eine eigene Zufahrt. Innerhalb des Gebäudes erschließt ein langer Gang alle drei Trakte, die sich äußerlich aber unterscheiden.³⁰ Während die Fassade zum Josefsplatz und die ersten beiden Achsen in der Bräunerstraße dreigeschoßig sind, umfasst der restliche Trakt in der Bräunerstraße (bei selber Traufhöhe) ab der dritten Achse vier Geschoße, die sich in dieser Form bis in die Stallburggasse fortsetzen.

Die heutige Fassade zum Josefsplatz entspricht nicht mehr der ursprünglichen Konzeption Hohenbergs (Abb. 7),³¹ die auf so vehemente öffentliche Kritik stieß, dass sich Fries und sein Architekt zu nachträglichen Veränderungen an der Hauptfront gezwungen sahen. Neben der radikalen Schlichtheit der Architektur unter weitgehendem Verzicht auf Dekorationselemente ist vor allem die Verteilung der

29 Der Klostertrakt zum Josefsplatz ging auf das sog. Salm-Freihaus zurück; anlässlich seiner Eingliederung ins Klosterareal (1583) lassen sich keine weitreichenden Bauarbeiten nachweisen; ASCHENBRENNER, St. Maria, wie Anm. 4, 9–10, 78–80. Vgl. den kolorierten Grundriss des Obergeschoßes (mit strichliert eingetragenen Wänden des darunterliegenden Mezzanins) im Wien Museum, Inventarnummer 54.299/3.

30 Der eingereichte Konsensplan zeigt im Erdgeschoß noch eine geringfügig andere Raumaufteilung, u. a. fehlt der durchlaufende Korridor, und der Trakt an der Ecke Bräunerstraße/Stallburggasse ist vom restlichen Areal separiert; vgl. Johann KRÄFTNER, *Klassizismus und Biedermeier in Mitteleuropa*. Bd. 1, Wien 2016, 145.

31 Erwin Hainisch rekonstruierte das ursprüngliche Erscheinungsbild der dreigeschoßigen Fassade auf Grundlage der sehr detailliert vorgetragenen Kritik in: *Die Brieftasche – eine lokale Tagschrift für Wien*. 18. Stück, 4. Dezember 1783, 69–71; 30. Stück, 16. Dezember 1783, 117–118; *Ueber das Bethaus der reformirten Gemeinde, nebst einer Kritik über den Gräfl. Friesischen Pallast auf dem Josephsplatze, mit vorausgeschicktem Eingang. Gewidmet allen Bauliebhabern und Beförderern des guten Geschmacks*. Herausgegeben von Baumeister. Wien 1784; vgl. dazu auch weiter unten.

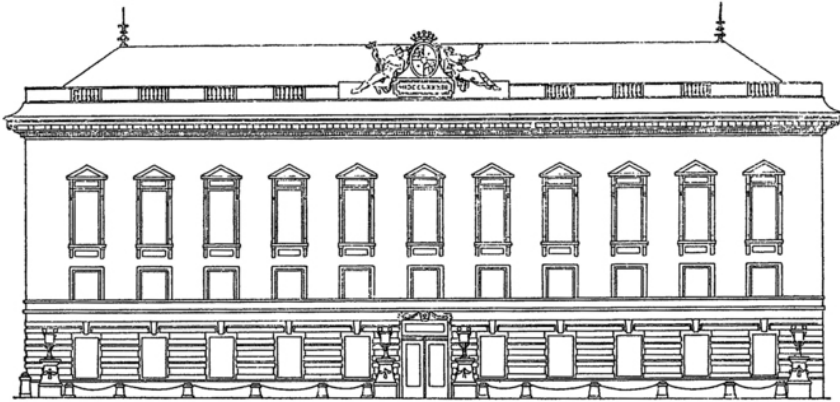


Abb. 7: Erwin Hainisch, *Palais Fries*. Rekonstruktion des ursprünglichen Zustandes der Hauptfassade (1783–1786). 1949.

Quelle: © HAINISCH, Hohenberg 1949, wie Anm. 1, Abb. 4.

Auf eine Betonung der Fassadenmitte verzichtet Hohenberg und reiht alle elf Achsen gleichförmig nebeneinander. Erst in der Attikazone verklammert er die mittleren drei Achsen mit einer skulpturalen Gruppe des Bildhauers Franz Anton Zauner (1746–1822) mit dem Wappen der Familie Fries und den flankierenden Figuren von *Merkur* und der *Handelsfreiheit*.³² Auch das Portal erhielt keine auffällige Rahmung, um es von der restlichen Fassade abzuheben und in den Mittelpunkt zu rücken, sondern einzig die Fenster im *Piano nobile* bekrönten markante Dreiecksgiebel. Vor dem Palais positionierte Hohenberg vier hohe Vasen mit Reliefdarstellungen der vier Erdteile (ebenfalls von Zauner), um deren Aufstellung Fries im Frühjahr 1784 beim Stadtmagistrat ansuchte.³³ Somit war der Außenbau 1784 vorerst als fertig anzusehen.³⁴

32 Der spätere Besitzer des Palais, Alfons Pallavicini, ließ die Figuren 1841 in *Apollo* und *Fama* umwandeln; vgl. Gerbert FRODL (Hg.), *Geschichte der bildenden Kunst in Österreich*. 19. Jahrhundert. Wien 2002, Kat.-Nr. 169 (Luigi Ronzoni). Zur Tätigkeit Zauners für Fries vgl. Hermann BURG, *Der Bildhauer Franz Anton Zauner und seine Zeit*. Diss. Wien 1912, 72–82.

33 Aufgrund der Größe des Platzes und ausreichender Ausweichmöglichkeiten war Hohenberg die Errichtung von Sockeln drei Wiener Schuh (ca. 1 m) vor der Hauptfassade bereits zugesagt worden, und Fries bat nun, mit diesen Sockeln weitere 0,5 Schuh vorrücken zu dürfen, was ihm auch gewährt wurde. WStLA, A33 Akten, Alte Bauconsense, 2778/1784 (24. April 1784); Schreiben des Unterkammeramtes an Stadtmagistrat mit beiliegendem Gutachten: Ebd. (15. Mai 1784).

34 Alle späteren Schriftquellen beziehen sich nur mehr auf die Errichtung von Wasserleitungen und Kanälen: HHStA, HA, HBA 61, Nr. 208 (März 1784); HBA 69, Nr. 1003 (Dezember 1784); HBA 74, Nr. 664 (Juli 1785); HBA 75, Nr. 784 (August 1785). Mit dem Kauf des Königinklosters hatte Fries auch das Recht auf Partizipation an der Hofwasserleitung erworben; daraus ergab sich 1786

Der Vergleich mit dem Baubestand des Königinklosters macht Hohenbergs Vorgangsweise bei der Planung des Palais und seinen routinierten Umgang mit der Altsubstanz deutlich (Abb. 6): Er behielt die Lage des großen Klosterhofs und des ehemaligen Kreuzgangs bei, verwandelte beide aber in regelmäßige Trapeze, um den Höfen ein geschlossenes Erscheinungsbild zu geben und die Schwierigkeiten in der Grundrissdisposition nach außen zu verschleiern; daraus entstandene Zwickel nützte Hohenberg geschickt für kleine Treppenhäuser und Nebenräume. Schon Beyer regte in seinem Umbauvorschlag an, die Mauern im Erdgeschoß und im ersten Obergeschoß zu belassen und darauf neue Geschoße zu setzen. Ähnliche Überlegungen sind auch bei Hohenberg anzunehmen und werden durch einen Fassadenvergleich mit dem Königinkloster und dem *Hôtel garni* bestätigt (Abb. 2–3).³⁵ Die ungewöhnliche Anordnung der Geschoße ergibt sich nicht zuletzt aus der Übernahme alter Bausubstanz im Erdgeschoß und im Mezzanin.

In der monumentalen, blockhaften Geschlossenheit des Baukörpers, die durch scharfkantige Ecken ohne Rustizierung unterstrichen wird, und in der symmetrischen Rhythmisierung der glatten Fassadenfläche durch die gleichmäßige Anordnung der elf Fensterachsen nahm Hohenberg Anleihen bei römischen Stadtpalästen des 16. Jahrhunderts wie dem Palazzo Farnese oder dem Palazzo der Familie Aldobrandini (später Chigi) an der Piazza Colonna. Diese klare Orientierung an römischen Renaissancepalästen wurde in der französischen Architektur als „*goût antique*“ beschrieben. Für Romreisende gewannen Gebäude des *Cinquecento* im 18. Jahrhundert wieder zunehmend an Bedeutung und wurden eingehend studiert – ein Umstand, der nicht nur in gebauter Architektur, sondern auch in der Traktatliteratur einen unmittelbaren Niederschlag fand.³⁶

ein Problem, da an dieser Wasserleitung auch die Hofküche in der Amalienburg lag, deren erhöhter Wasserbedarf den Wasserdruck beeinträchtigte: HBA 80, Protokoll, Nr. 9, 80 (Jänner 1786); HBA 89, Nr. 671 (30. Juni – 6. Juli 1787).

35 Diese weitgehende Übernahme der Baustruktur ist für die ‚Ähnlichkeit‘ des Beyer’schen und des Hohenberg’schen Entwurfs verantwortlich, und nicht die Orientierung Hohenbergs an der eher uninspirierten Fassadenlösung Beyers, wie von Steeb konstatiert; vgl. STEEB, Fries, wie Anm. 16, 102.

36 Vgl. Klaus Jan PHILIPP, Die Architektur der „großen Meister“ im Urteil um 1800. In: Walter KRAUSE / Heidrun LAUDEL / Winfried NERDINGER (Hg.), *Neorenaissance – Ansprüche an einen Stil*. Dresden 2001, 23–29.



Abb. 8: *Palazzo Consulta*, Rom.

Quelle: © Jastrow, 2006, Wikimedia Commons, gemeinfrei, https://de.wikipedia.org/wiki/Palazzo_della_Consulta#/media/Datei:Palazzo_della_Consulta_Roma_2006.jpg (Zugriff 2023-04-11).

Interessante Parallelen in der Geschoßaufteilung des Palais Fries und in dessen Fassadengestaltung mit abschließender Attikabaluade sowie flankiertem Wappen des Auftraggebers finden sich auch zum Palazzo della Consulta, den Papst Clemens XII. Corsini (1652–1740) in den Jahren 1732 bis 1737 von Ferdinando Fuga (1699–1782) als Verwaltungsbau über trapezförmigem Grundriss an der Piazza del Quirinale errichten ließ (Abb. 8).³⁷ Nach Fertigstellung des Gebäudes ließ Fuga vier Grundrisse und eine Fassadenansicht von Baldassare Gabbuggiani (1689–1750) stechen, darüber hinaus wurde der Bau auch in den Publikationen *Roma nobilitata nelle sue fabbriche dalla Santità di Nostro Signore Clemente XII.* (1736) und *Quinto libro del nuovo teatro* (1739) mit den wichtigsten Bauten Clemens XII. gewürdigt und bekannt gemacht.

In der Hauptfassade des Palais Fries stellte Hohenberg auch einen Konnex zu den beiden Nachbarbauten – der renaissancezeitlichen Stallburg und dem Palais Pálffy, das ehemals nur ein Obergeschoß besaß – her (Abb. 9), indem er die glatten Mauerflächen betonte, die alleine durch Fensterachsen und Gurtgesimse rhythmisiert werden. Gemeinsam mit dem Palais Fries ergeben die nebeneinander liegenden Bauten ein homogenes Gesamtbild, das in reizvollem Kontrast zu den drei einheitlichen Platzwänden des Josefsplatzes steht, von denen sie sich stilistisch – anders als es Beyer bei seinem *Hôtel garni* vorgesehen hätte – abheben: Nun trifft

³⁷ Zuletzt zusammenfassend mit Verweisen auf ältere Literatur vgl. Torsten TJARKS, *Palazzo della Consulta*. In: Christina STRUNCK (Hg.), *Rom. Meisterwerke der Baukunst von der Antike bis heute*. Festschrift für Elisabeth Kieven. Petersberg 2007, 438.



Abb. 9: *Palais Fries mit Stallburg (links) und Palais Pálffy (rechts)*. Detail aus einem Foto von Bruno Reiffenstein, 1941.

Quelle: © Wien Museum, Inventarnummer 79000/6964.

römisch inspirierte Palastarchitektur auf das französische Formenvokabular der Hofbibliothek und ihrer Flügelbauten. Hohenberg gelang es auf diese Weise, mit dem Palais des Grafen Fries einen Gegenpol zur kaiserlichen Architektur zu setzen; selbstbewusst bringt sich der innovative Palaisbau in das Platzgefüge ein, ohne sich unterzuordnen oder andere Gebäude dominieren zu wollen.³⁸

Die Mietshäuser in der Bräunerstraße und Stallburggasse

In direkter Fortsetzung des Palais am Josefsplatz ließ Johann von Fries auf dem rückwärtigen Teil des Grundstücks an der Ecke Bräunerstraße und Stallburggasse Mietshäuser errichten.³⁹ Für diese Gebäude, die in ihrer Bausubstanz wohl ebenfalls weitgehend auf das Königinkloster zurückgehen, übernahm Hohenberg die Traufhöhe und Geschoßeinteilung des Palais, um den zusammenhängenden Bauten sowohl im Inneren wie auch in ihrer Außenerscheinung Einheitlichkeit zu verleihen (Abb. 5). Durch eine Reduktion des Fassadendekors bei den rückwärtigen Gebäuden (wie den Verzicht auf eine Bänderung des Sockelgeschoßes und aufwändige Fensterverdachungen im Hauptgeschoß) gelang es ihm, die einzelnen

³⁸ Vgl. auch HAINISCH, Hohenberg 1949, wie Anm. 1, 46.

³⁹ EBD., 48.

Trakte eindeutig aber ohne harte Brüche gegeneinander abzusetzen und dennoch ein gleichmäßiges Fortlaufen des Fassadenflusses zu gewährleisten.

Kritik am Palais und seinem Architekten

Als Johann von Fries im Frühjahr 1783 mit dem Königinkloster einen Bauplatz in prominenter Lage erwarb, befand er sich finanziell am Höhepunkt seines Erfolgs, und Joseph II. belohnte seine Bemühungen um die Wirtschaft der Erblände mit der taxfreien Erhebung in den erbländischen Grafenstand am 5. April 1783. Am selben Tag wurde Fries auch in den Reichsgrafenstand mit neuerlicher Verbesserung seines Wappens befördert⁴⁰ – eine „außergewöhnliche und einmalige Auszeichnung für einen Bankier, Wirtschaftstreibenden und [...] Calvinisten“, die in aristokratischen Kreisen auf wenig Gegenliebe und religiöse Ressentiments stieß.⁴¹ Missfallen erregte auch die Tatsache, dass sich ein Mitglied der sogenannten ‚zweiten (bürgerlichen) Gesellschaft‘ nun im traditionellen Adelsviertel rund um die kaiserliche Residenz niederließ und mit der Errichtung eines repräsentativen Stadtpalais adelige Wohnformen nachzuahmen trachtete.⁴²

Die Brieftasche (1783)

Noch vor der endgültigen Fertigstellung des Baues begann sich die Kritik bereits im Dezember 1783 über dem Bauherrn und seinem Architekten zu entladen. Neu war dabei die Form des Diskurses, der in aller Öffentlichkeit geführt wurde, und in einem Artikel eines Herrn Grund unter dem Titel „Über den neuen Pallast auf dem Josefsplatz“ in *Die Brieftasche – eine lokale Tagschrift für Wien* ihren Anfang nahm.⁴³ Bei *Die Brieftasche* handelte es sich um ein Wiener Tagblatt, das von Joseph Richter (1749–1813) redaktionell betreut und bei Joseph von Kurzböck (1736–1792) gedruckt wurde und sich als Sammlung von Gedichten, Stadtanekdo-

40 FRIES, Grafen, wie Anm. 20, 155–171.

41 STEEB, Fries, wie Anm. 16, 100. Zur Nobilitierung der bürgerlichen Oberschicht vgl. auch MITTEN-ZWEI, Bourgeoisie, wie Anm. 24, 241–250; im von ihr betrachteten Zeitraum zwischen 1763 und 1815 erfolgten 103 Nobilitierungen, darunter aber nur zwei Erhebungen in den Grafenstand.

42 EBD., 250–267; vgl. auch Elisabeth LICHTENBERGER, *Die Wiener Altstadt. Von der mittelalterlichen Bürgerstadt zur City*. Wien 1977, 156–157.

43 *Die Brieftasche – eine lokale Tagschrift für Wien*, 18. Stück, 4. Dezember 1783, 69–71; vgl. dazu STEEB, Fries, wie Anm. 16, 102–106, der den Artikel aus *Die Brieftasche* und das wenige Tage später erschienene Antwortschreiben in vollem Wortlaut zitiert; zum Autor des Beitrags in *Die Brieftasche* namens Grund vgl. weiter unten.

ten, Verbesserungsvorschlägen und Neuigkeiten verstand.⁴⁴ Der darin publizierte Beitrag zum Palais Fries löste nun eine Auseinandersetzung in Form polemischer Pamphlete und erzürnter Antwortschreiben aus, die in letzter Konsequenz in einer – gewiss mit Häme beobachteten – ‚Überarbeitung‘ der Fassade zum Josefsplatz mündete. Stein des Anstoßes war dabei weniger die Schlichtheit dieser Hauptfront als das Verhältnis einzelner Fassadenelemente zueinander.

In *Die Brieftasche* lobte Grund zwar die Einsicht des Architekten, „zur Ehre des guten Geschmacks [...] das Einfache dem Ueberladenen vorzuziehen“, um in „Verbindung mit dem gegenüberstehenden [Gebäude] das Ansehen und die Würde des Platzes vollkommen“ zu machen. Kritik übte er aber an den Proportionen der beiden Obergeschoße: Das Mezzanin erscheine „wegen seinem Missverständnis mit dem zweyten [Stock] eingeschrumpft und eingedrückt“, wohingegen das Hauptgeschoß in seiner Gestalt „edel und männlich“ wirke und „dem Auge völlige Zufriedenheit“ gewähre. Auch Details wie das zurückhaltende Portal, das „nichts mit der edlen Pracht des Ganzen gemein“ habe, oder die zu schmalen Gesimse im Mezzanin störten das Auge des Betrachters; zuletzt blieben auch die kolportierten Baukosten von 400.000 Gulden nicht unerwähnt.

Bereits wenige Tage später erschien ebenfalls in *Die Brieftasche* eine Antwort auf das Schreiben des Herrn Grund, in der ein gewisser C. Lopez vor der voreiligen Beurteilung einer im Bau befindlichen Fassade warnte.⁴⁵ Die beiden Artikel in *Die Brieftasche* zeigen exemplarisch, auf welche breite Resonanz die erweiterte Pressefreiheit unter Joseph II. und die Möglichkeiten zur tagesaktuellen Meinungsäußerung stießen, wobei die Herausgeber ihre periodischen Druckwerke bereitwillig als Plattform für den öffentlichen Diskurs anboten, sich gleichzeitig aber absicherten, die Meinung ihrer Autoren stehe für sich. Der mangelnde Erfolg von *Die Brieftasche*, die nach nur zwei Monaten aufgrund fehlender Subskribent:innen zu Beginn des Jahres 1784 eingestellt werden musste, beendete vorerst die mediale Auseinandersetzung um das neue Palais Fries am Josefsplatz. Es mag in diesem Zusammenhang aber kein Zufall sein, dass im März 1784 ohne ersichtlichen Grund ein Beitrag über den Grafen Fries in den *Provinzialnachrichten* erschien, in dem seine Verdienste für das *Aerarium* in Erinnerung gerufen und sein unermüdlicher Fleiß, Eifer und die Uneigennützigkeit seines Engagements hervorgehoben wurden, um sichtlich den

44 Kurt STRASSER, *Die Wiener Presse in der josephinischen Zeit*. Wien 1962, 47–49; Andrea SEIDLER / Wolfram SEIDLER, *Das Zeitschriftenwesen im Donaauraum zwischen 1740 und 1809. Kommentierte Bibliographie der deutsch- und ungarischsprachigen Zeitschriften in Wien*. Preßburg – Pest-Buda, Wien 1988, 56.

45 Der beige stellte Kommentar der Herausgeber lässt vermuten, dass sich C. Lopez hinter einem Pseudonym verbirgt; vgl. *Die Brieftasche – eine lokale Tagschrift für Wien*, 30. Stück, 16. Dezember 1783, 117–118, hier bei STEEB, Fries, wie Anm. 17, 105–106.

zuletzt angeschlagenen Ruf des Wirtschaftstreibenden zu rehabilitieren.⁴⁶ Auch Beyer sprang Fries und dessen Architekten Hohenberg hilfreich zur Seite, indem er in seiner Publikation *Die neue Muse oder der Nationalgarten* (1784) tadelte, in „einem öffentliche Blatte“ sei keine Kritik an einem Gebäude zu üben.⁴⁷

Ueber das Bethaus der reformirten Gemeinde (1784)

Doch die kritischen Stimmen verstummten nicht, und nach der Fertigstellung des Palais im Laufe des Jahres 1784 setzte die Diskussion um den Bau in Form einer fast 80 Seiten umfassenden Schrift unter dem Pseudonym *Baumeister* neuerlich ein:⁴⁸ Nach einem *Parforceritt* durch die europäische Architekturgeschichte seit der Antike kam der Autor auf Wien zu sprechen, das als „Hauptsitz der deutschen Grösse“ auch die „Gesetzgeberin des Nationalgeschmacks, [...] das Muster Deutschlands“ zu sein habe, allerdings fehle den öffentlichen Gebäuden der Residenzstadt der „Begriff der Erhabenheit und Pracht“.⁴⁹ Die Baukunst werde nicht „gehörig betrieben“, woraus „der allgemeinen Kultur ein nicht geringer Schaden erwächst“, weshalb Joseph II. „jenem verwarloßten Zweige [...] seine besondere Aufmerksamkeit angedeihen lassen“ müsse.⁵⁰ Verantwortung für den guten Geschmack trage in besonderem Maß die Akademie der bildenden Künste in der Wahl ihrer Mitglieder, denn „nicht alle, welche durch Empfehlung, oder mehr glänzende als wirkliche Talente dazu gelangen“,⁵¹ verdienten diese Auszeichnung.⁵²

Nach seinem Rundumschlag auf diverse Verantwortungsträger und ihre Versäumnisse widmete sich der Autor einem in seinen Augen fehlerfreien Gebäude – dem Bethaus der Reformierten Gemeinde, das Gottlieb Nigelli ebenfalls auf dem Grundstück des ehemaligen Königinklosters in der Dorotheergasse in den Jahren 1783/84 errichtet hatte.⁵³ Aufgrund der Bestimmungen des Toleranzpatents (1781) war das Bethaus ursprünglich nicht an der Außenfassade als solches zu erkennen;

46 Provinzialnachrichten aus den Kaiserl. Königl. Staaten und Erbländern, Nr. 25, 27. März 1784, 386.

In den restlichen Ausgaben des Jahres 1784 findet sich kein in Inhalt und Länge vergleichbarer Beitrag über die Leistungen eines Einzelnen, der ohne unmittelbaren Anlass erscheint.

47 [Johann] Wilhelm BEYER, *Die neue Muse oder der Nationalgarten*. Wien 1784, 3, Anm. 2.

48 BAUMEISTER, *Bethaus*, wie Anm. 31.

49 EBD., 24.

50 EBD., 27.

51 EBD., 29.

52 Zur Geschichte der Akademie der bildenden Künste vgl. Carl von LÜTZOW, *Geschichte der kais. kön. Akademie der bildenden Künste*. Festschrift zur Eröffnung des neuen Akademie-Gebäudes. Wien 1877; Walter WAGNER, *Geschichte der Akademie der bildenden Künste in Wien*. Wien 1967.

53 BAUMEISTER, *Bethaus*, wie Anm. 31, 50–61. Zum Bau vgl. Ruth BLAHA / Martha GRÜLL / Evelyn KAINE u. a., *Katholischer und Nicht-katholischer Kirchenbau*. In: *Ausstellungskatalog, Klassizismus in Wien. Architektur und Plastik, Historisches Museum der Stadt Wien und Österreichische Galerie*.

den Innenraum gestaltete Nigelli als zweijochiges Langhaus mit flachen Pendetifkuppeln und Emporen, das in seiner frühklassizistischen Formensprache eine klare Loslösung von allen heimischen Traditionen des barocken Sakralbaus offenlegt (Abb. 10). So wünschte auch *Baumeister* dem Architekten des Bethauses größere Bekanntheit durch die Übertragung wichtiger Werke, „um seiner Nation alle den Vortheil und die Ehre zu bringen, die sie sich nicht leicht von andern Architekten zu versprechen hat.“⁵⁴

Auf das zehnsseitig Lob über das Bethaus der Reformierten Gemeinde folgen „Kritische Bemerkungen über den Gräfl[ich] Friesischen Pallast auf dem Josephsplatz“, die *Baumeister* nicht zuletzt aufgrund der ansehnlichen Baukosten legitim erschienen.⁵⁵ Neben den bereits bekannten Kritikpunkten aus *Die Brieftasche* mokierte sich *Baumeister* über die fehlende Betonung der Mitte, wodurch „das Ganze zu schwer“ wirke und „das Ansehen eines gesunkenen Gebäudes“ erhalte;⁵⁶ der Autor stieß sich aber auch am Verhältnis der einzelnen Fassadenelemente zueinander wie etwa der Höhe der Fenster im *Piano nobile* oder an dem zu ausladenden Kranzgesims.

Gegenüber dem ersten Artikel in *Die Brieftasche* verschärfte sich der Ton merklich, und der Autor scheute nicht vor Polemik und süffisanten Vergleichen zurück, wenn er etwa dem Wappen und den beiden Statuen eine Zusammenhanglosigkeit mit dem restlichen Bau attestierte, als wären sie „erst nachher wie vom Himmel gefallen“.⁵⁷ Auch eine „Bestimmung“ der vier Vasen vor dem Palais konnte *Baumeister* nicht erkennen, müsse ein runder Körper doch „von allen Seiten frey seyn“ und nicht „an der Mauer anstehn“.⁵⁸ Ausführlich besprach der Autor das Innere des Palais, das bereits fertig gestellt, aber noch nicht bewohnt war und bei dem er ebenfalls nicht mit Kritik sparte, um kleinlich Details herauszustreichen und herablassend zu schließen: „Ich könnte noch vieles sagen, aber es ist zu ermüdend“.⁵⁹

Wien 1978, 64–66; Martha GRÜLL, Die Reformierte Stadtkirche in der Dorotheergasse. In: KARNER, Gründung, wie Anm. 18, 105–117.

54 BAUMEISTER, Bethaus, wie Anm. 31, 60.

55 EBD., 62.

56 EBD., 63.

57 EBD., 67.

58 EBD., 67–69.

59 EBD., 76.



Abb. 10: Gottlieb Nigelli, *Reformierte Stadtkirche in der Dorotheergasse, Blick zur Orgel (bis zum Umbau 1887 die Apsis)*. 1783–1784.

Quelle: © Funke, 2011 / Wikimedia Commons / CCBY-SA 3.0 at, https://commons.wikimedia.org/wiki/Category:Interior_of_Reformed_City_Church,_Vienna?uselang=de#/media/File:Ref_Stadtk_Ost_2.jpg (Zugriff 2023-04-11).

Eine spätere humoristische Schrift entlarvte das Pseudonym *Baumeister*, hinter dem ebenfalls (wie schon im Beitrag in *Die Brieftasche*) „Herr Grund“, ein „geschickter Portraitmaler und Verständiger der Baukunst, aber äusserst ... nach seinem Trauerspiel: Karl der Dicke, zu urtheilen ... mittelmäßiger Poet“ stecke.⁶⁰ Das genannte Trauerspiel⁶¹ stammt von Johann Jacob Grund (1755–1812), einem Neffen des Prager Malers Nobert Grund (1717–1767); Johann Jacob war selbst als Maler, Musiker und Schriftsteller tätig und ist dem Kreis um Gottlieb Nigelli zuzurechnen, als dessen Parteigänger er sich in seinen Schriften deklarierte.

Aus dieser offenkundigen Parteinahme für Nigelli geht aber ebenso klar hervor, wen die vollmundige Kritik am Palais Fries eigentlich treffen sollte – seinen Architekten Johann Ferdinand Hetzendorf von Hohenberg, kaiserlicher Hofarchitekt und Direktor der Architekturklasse an der Akademie der bildenden Künste in Wien. Im November 1776 war er zum wirklichen Hofarchitekten ernannt worden und hatte alle Bauplätze jenseits des Linienwalls (wie Schönbrunn und Laxenburg) zugeteilt bekommen. Mit der Gründung der Ober- und Hofbaudirektion im Oktober 1783 nahm sein Einfluss auf das Wiener Baugeschehen weiter zu,⁶² indem er die prestigeträchtige Nachfolge von Franz Anton Hillebrandt (1719–1797) als Hofarchitekt an den Bauplätzen in Wien antreten konnte. Damit stand Hohenberg nun zweifellos am Höhepunkt seiner Karriere, und die alleinige Verantwortung für alle kaiserlichen Gebäude der Residenzstadt lag erstmals seit Mitte der 1770er Jahre wieder in einer Hand. Zur Unterstützung erhielt er die beiden Unterhofarchitekten Gottlieb Nigelli und Joseph Deveze († 1804) zur Seite gestellt.⁶³ Doch für Nigelli scheint diese Unterordnung gegenüber Hohenberg in keiner Weise nachvollziehbar gewesen zu sein, zumal er zur selben Zeit mit dem Bethaus der Reformierten Gemeinde bereits seinen ersten eigenständigen Auftrag auf Wiener Boden realisierte, mit dem er in unmittelbare Konkurrenz zu seinem Vorgesetzten trat, der auf demselben

60 Faschingskrapfen für die Herren Wiener Autoren von einem Mandolettikrämer, Wien 1785, 14; die Enttarnung der Protagonisten ist STEEB, Fries, wie Anm. 17, 107, zu verdanken.

61 Johann Jacob Grund, Kaiser Karl der Dritte, genannt der Dicke. Originaltrauerspiel in 5 Aufzügen. Wien 1784.

62 Vgl. Anna MADER-KRATKY, Die Gründung der Oberhofbaudirektion und die Etablierung länderübergreifender Baunormen im habsburgischen Bauwesen (1783–1784). In: Nora FISCHER / Anna MADER-KRATKY (Hg.), *Schöne Wissenschaften. Sammeln, Ordnen und Präsentieren im josephinischen Wien*. Wien 2021, 155–167.

63 HHStA, HA, HBA 58, Protokoll der Generalhofbaudirektion von November 1783, Nr. 61; vgl. MADER-KRATKY, Hohenberg, wie Anm. 1, 151–154. Genauso wie Hohenberg genoss auch Nigelli die besondere Wertschätzung von Staatskanzler Kaunitz, auf dessen Empfehlung er zuerst als kaiserlicher Stipendiat in Rom weilte (1776–1780) und nach seiner Rückkehr als Ingenieur Aufnahme im Hofbauamt fand; zur Biografie Nigellis vgl. HAINISCH, Hohenberg 1925, wie Anm. 1, Anhang B; Diego CALTANA, Gottlieb Nigelli. In: *Architektenlexikon Wien 1770–1945*, <http://www.architektenlexikon.at/de/1105.htm> (letzte Änderung am 22. Mai 2011, Zugriff 2023-04-11).

Gelände für Johann von Fries tätig war. In der Broschüre von *Baumeister* wurde also vor allem Hohenberg als Hofarchitekt und Direktor der Architekturklasse an der Akademie zur Zielscheibe, und so schloss der Autor seine Ergüsse mit den Worten: „Männer, denen ein wichtiger Posten anvertraut ist, müssen sich zur Rechtfertigung des öffentlichen Zutrauens auch eine öffentliche Prüfung gefallen lassen. Dieß ist die Stimme des allgemeinen Wohls, und dieser zufolge hab ich so und nicht anderst schreiben müssen.“⁶⁴

Baumeister als Wiens Trasyllus (1784)

Eine bissige Entgegnung fanden die literarischen Ergüsse von *Baumeister* in einer Broschüre, die unter dem Pseudonym *Antibaumeister* herausgegeben wurde (1784) und nicht minder gehässig argumentiert.⁶⁵ Gleich zu Beginn griff *Antibaumeister* seinen Vorredner persönlich an und titulierte ihn als Narren, „der sich geschäftig in Dinge mischet, die ihn gar nicht betreffen.“⁶⁶ *Antibaumeister* verwehrte sich vor allem gegen *Baumeisters* Vorgehensweise, das Haus eines Privatmannes, das allein den Wünschen, Bedürfnissen und wirtschaftlichen Möglichkeiten seines Auftraggebers zu entsprechen habe, „mit einer tolldreisten Unverschämtheit zu tadeln.“⁶⁷ Dennoch machte es *Antibaumeister* der kritisierten Broschüre gleich, indem er zuerst das Bethaus der Reformierten Gemeinde einer übergenaue und für den entwerfenden Architekten wenig schmeichelhaften Prüfung unterzog⁶⁸ und im Anschluss daran, „dem Graf friesischen Gebäude“ seine Reverenz erwies.⁶⁹

Unabhängig von aller Polemik gegenüber *Baumeister* verrät das Urteil *Antibaumeisters* viel über die Intentionen des Auftraggebers und seines Architekten bei der Planung des Palais Fries, bei der die Schwierigkeit einerseits in der unregelmäßigen Form des Grundstücks und andererseits in der Bedeutung des Bauplatzes „in Mitte prächtiger Palläste“ lag.⁷⁰ Den Vorwurf des fehlenden Mittelrisalits versuchte *Antibaumeister* mit dem Hinweis zu entkräften, aufgrund der langgestreckten Fassadenfläche hätte keine zufriedenstellende Proportionierung der Fassadenkom-

64 BAUMEISTER, Bethaus, wie Anm. 31, 77.

65 Baumeister als Wiens Trasyllus mit einer Prüfung der Apotheosis seines Lieblingsarchitekten. Im beygelegten Plane des gräfl. Friesischen Hauses und der kalvinischen Kirche. Herausgegeben von Antibaumeister. Wien 1784; dieser Broschüre war auch ein Obergeschoß-Grundriss des Palais Fries und des anschließenden Bethauses der Reformierten Gemeinde beigeheftet.

66 EBD., 11.

67 EBD., 17.

68 EBD., 27–43.

69 EBD., 43–54.

70 EBD., 46.

partimente erzielt werden können. Die drei Geschoße habe Hohenberg hingegen in „ein gutes Verhältniß, und eine ächte Proportion“ gebracht.⁷¹

Die Lage der Wohnräume im Mezzanin verteidigte *Antibaumeister* damit, dass „ein wahres Entresol [...] zu den Wohnzimmern des Hausinhabers bestimmt [ist], weil sie im Winter warm, viel bequemer, und angenehmer sind als große hohe prächtigverzierte Zimmer, die nur bey besondern Gelegenheiten eröffnet, und dadurch auch reinlicher erhalten werden.“⁷² Anstelle der Repräsentation, die bei der Errichtung eines Adelspalais bislang maßgeblich war, traten nun Fragen der Wohnlichkeit und Bequemlichkeit in den Vordergrund. So betonte auch *Antibaumeister* die praktischen Überlegungen hinter dem Planungsprozess eines „Privathauses“, das nicht als Palast „eines großen regierenden Fürsten“ missverstanden werden wolle,⁷³ sondern vor allem funktionalen Ansprüchen genügen sollte. Welcher Autor sich hinter dem Pseudonym *Antibaumeister* verborg, ist nicht bekannt, doch wird Hohenberg wohl nicht selbst zur Feder gegriffen haben. *Antibaumeister* stand dem Hofarchitekten aber sehr nahe und war über die Intentionen des Bauherrn Johann von Fries und seines Bauverantwortlichen bestens unterrichtet.

Konsequenzen aus der öffentlichen Kritik

Obwohl keine weiteren ähnlich scharfen Äußerungen zum Palais Fries wie jene von Johann Jacob Grund alias *Baumeister* überliefert sind, müssen seine Aussagen stellvertretend für eine große Gruppe kritischer Stimmen gestanden sein, denn Johann von Fries und sein Architekt Hohenberg sahen sich veranlasst, nachträglich Veränderungen am fertigen Bau vorzunehmen (Abb. 1). Alle späteren Modifikationen sind als Zugeständnisse an die öffentliche Meinung zu verstehen, die mit Hohenbergs radikalem Bruch mit der Wiener Palastbautradition wenig anzufangen wusste und das Neue, Zukunftsweisende seiner Architektur nicht erkannte.⁷⁴

Die vier Vasen vor dem Palais verschwanden und wurden im Schlosspark von Vöslau aufgestellt, wo sie heute noch stehen, und die Mezzaninfenster erhielten Verdachungen, die sie stärker mit den *Piano nobile*-Fenstern verzahnen. Die „fehlende Betonung der Mitte“ und das als „versteckter Eingang“ verunglimpfte zurückhaltende Portal suchte Hohenberg durch ein aufwändiges Karyatidenportal mit einem bekrönenden Sprenggiebel zu entschärfen, das sich allerdings wie ein Fremdkörper vom restlichen Bau abhebt. Die Ausführung der monumentalen Portalfiguren

71 EBD., 46.

72 EBD., 49–50.

73 EBD., 48. Als Beispiel wird etwa das Stiegenhaus des Palais genannt, das nicht nur den *Piano nobile* sondern auch das Mezzanin darunter erschließt.

74 HAINISCH, Hohenberg 1949, wie Anm. 1, 47.

wurde wieder Franz Anton Zauner übertragen, der sie im Sommer 1786 aufrichten konnte.⁷⁵ Der Bauherr des Palais erlebte die Vollendung dieser Veränderungen an der Fassade nicht mehr, denn er ertrank ein Jahr zuvor, am 19. Juni 1785, unter ungeklärten Umständen im Schlossteich seines Anwesens in Vöslau – einen Zusammenhang mit den öffentlich vorgetragenen Beanstandungen am Palais seiner Familie und den enormen Baukosten kolportierten bereits seine Zeitgenossen.⁷⁶ Dieser Umstand wiegt umso schwerer, als Johann Jacob Grund mit seinen polemischen Stellungnahmen weniger den Bauherrn als vielmehr seinen Architekten treffen wollte.

Im Gegensatz zu Hohenberg, der sich dem publizistischen Schlagabtausch nicht persönlich stellte, sondern nur ‚durch einen Dritten‘ sprach, trat Gottlieb Nigelli 1785 selbst als Autor auf und verfasste ein leidenschaftliches Verteidigungsschreiben seines Baues in der Dorotheergasse wider „die giftigen Pfeile“ aus „einem Hinterhalte“.⁷⁷ Ziel seiner verbalen Attacken waren „ein Architekt, ein Maurermeister, und ein Zimmermaler“, die in einer größeren Gruppe von Sympathisanten mehrfach zusammengekommen wären, um ihn – Nigelli – mit „den kühnsten in einem Athem fortrollenden Schmähworten“ zu treffen.⁷⁸ Nigelli griff seinen Vorgesetzten nun direkt an und enthüllte dabei auch ein bislang unbekanntes Detail aus Hohenbergs Vita: Sichtlich hatte auch er der Reformierten Gemeinde einen Entwurf für ihr neues Bethaus vorgelegt, doch war Nigelli erfolgreich aus dieser Konkurrenz hervorgegangen.⁷⁹

Schwerer wiegen aber die weiteren Vorwürfe, mit denen Nigelli seinen als „Theatermaler“ verunglimpften Vorgesetzten konfrontierte: „aber für die Zukunft, Herr Architekt, ehe Ihnen wieder beliebt sollte, eine Prüfung über meine Werke zu halten, will ich einen aufrichtigen Rath ertheilen; gehen Sie zuvor nach Paris, nach Rom, und studieren sie unter den größten Meistern durch lange Jahre, und lassen Sie sich selbst von diesen Akademien prüfen, alsdann kann ich Ihnen sagen, warum ich meine Kirche so und nicht anders gebauet habe.“⁸⁰ Damit hatte Nigelli die erst wenige Jahre zuvor von Ignaz de Luca (1746–1799) mit großer Selbstverständlichkeit

75 BURG, Zauner, wie Anm. 32, 78–82.

76 STEEB, Fries, wie Anm. 16, 113–115; vgl. den ausführlichen Nachruf in Wiener Zeitung, Nr. 50, 22. Juni 1785, 1466–1467, der gleichlautend in den Provinzialnachrichten aus den Kaiserl. Königl. Staaten, Nr. 51, 25. Juni 1785, 804–805, erschien und einen Schlaganfall als Todesursache nennt.

77 Gottlieb NIGELLI, Ein Paar Worte zur Vertheidigung seiner Ehre gegen die vornehmsten Verfasser der Broschüre: Wiens Trasyllus, oder Antibaumeister. Wien 1785, 1.

78 EBD., 2.

79 EBD., 3: „Sogar Ihre Plane, die von Ihnen verlangt werden, haben meistens das Unglück zu mißfallen, welches bey demjenigen Baue, den Sie so scharfsüchtig geprüft haben, der Fall ist. Sie konkurirten mit, aber ihr Plan ward von allen denen, die es angieng, verworfen, der meinige hingegen vorgezogen, und angenommen.“

80 EBD., 3.

formulierte biographische Notiz, Hohenberg habe „Italien und die vornehmsten Staaten des römischen Reichs“ zum Studium bereist, korrigiert und eine der damals führenden Instanzen in architektonischen Fragen der Residenzstadt öffentlich desavouiert.⁸¹ Gleichzeitig enthüllt Nigellis Schrift die Machtkämpfe im kaiserlichen Hofbauamt, in dem Hohenberg inzwischen eine so einflussreiche Position innehatte, dass er den jüngeren, in Rom und Paris geschulten Kollegen am erfolgreichen Fortkommen hindern konnte und zuletzt seine 1789 erfolgte Versetzung nach Brünn in die mährisch-schlesische Provinzialbaudirektion erwirkte.⁸²

In Hinblick auf Hohenbergs eigene – oftmals stürmische und emotionale – Anfänge als Hofarchitekt zeugt seine rigorose Haltung gegenüber Nigelli von der tiefen Kluft zwischen den beiden Architekten, die nicht zuletzt die Sympathisanten des jüngeren Architekten durch ihre öffentlich vorgetragene, harsche Kritik an den Entwürfen des etablierten Kollegen geschürt hatten. Und so griff Johann Jacob Grund als *Baumeister* 1785 noch einmal zur Feder, um die von Hohenberg verantwortete Regotisierung der Hofkirche St. Augustin und den dortigen Hochaltar (1784) als „völlig mißlungen“ abzuqualifizieren.⁸³

Fazit

Die gelockerte Pressefreiheit unter Joseph II. brachte es mit sich, dass durch Broschüren der Diskurs über Architektur in eine breite Öffentlichkeit getragen wurde, die ihre Macht bisweilen in provokanten Beiträgen zu nutzen wusste. Das Missfallen der Kritiker erregte vor allem die positive Berichterstattung während noch laufender Bauarbeiten: So sei vom Palais Fries „noch vor dessen Entstehung die Sage ausgebreitet“ worden, „daß es an architektonischer Schönheit alle übrigen seiner Art übertreffen sollte“,⁸⁴ und auch die Renovierung der Hofkirche St. Augustin wurde medial begleitet und in der Folge heftig kritisiert: „Wenn der Ruhm eines Kunstwerks in Zeitungen und öffentlichen Blättern hausiren getragen wird, so ist es für den Kenner schon ein höchst zweydeutiges Zeichen. Das Werk muss seinem

81 Ignatz DE LUCA, *Das gelehrte Oesterreich. Ein Versuch.* Wien 1778, 316.

82 Vgl. MADER-KRATKY, Hohenberg, wie Anm. 1, 158–159 (mit Quellenverweisen); dazu auch HAINISCH, Hohenberg 1925, wie Anm. 1, Anhang B.

83 Ueber den neuen Altar und die Veredlung der Hofpfarrkirche bey den P. P. Baarfüßeraugustinern. Nebst einem Anhang über den Altar in der Pfarrkirche auf der Wiesen. [...] Gewidmet allen Bauliebhabern und Beförderern des guten Geschmacks. Herausgegeben von Baumeister. Wien 1785, 35. Vgl. MADER-KRATKY, Hohenberg, wie Anm. 1, 136–139, 177–192; DIES., *Die Augustinerkirche.* In: LORENZ / MADER-KRATKY., *Wiener Hofburg*, wie Anm. 12, 434–443.

84 BAUMEISTER, *Bethaus*, wie Anm. 31, 62.

Ruhme, und nicht dieser jenem vorausgeh.“⁸⁵ In beiden Fällen gab diese öffentlich geäußerte Kritik den Ausschlag zu schwerwiegenden Eingriffen in bereits vollendete Ensembles, wie die sofortige Auswechslung des beanstandeten Altaraufbaus in der Augustinerkirche und nachträgliche Modifikationen an der Fassade des Palais Fries belegen. Dass diese Veränderungen der ursprünglich vom Bauherrn Johann von Fries und seinem Architekten Johann Ferdinand Hetzendorf von Hohenberg intendierten Schlichtheit der Hauptfassade diametral entgegenliefen, beweist, wie groß der öffentliche Druck gewesen sein muss. Aber *Baumeisters* Kritik am Palais Fries darf nicht paradigmatisch für das zeitgenössische Urteil gesehen werden, wie eine Stadtbeschreibung des Jahres 1787 zeigt, die eine gegensätzliche Meinung vertrat: „Das den Josefsplatz zierende Palais des Grafen von Fries, dieses Wahrzeichen der von Erfolg gekrönten Ehrlichkeit und Geschäftstüchtigkeit, mag jenen als Vorbild dienen, denen es nicht vergönnt war, auf langen Reisen das wahrhaft Schöne kennen zu lernen. Hier ist alles des sicheren Empfindens seines bescheidenen gegenwärtigen Besitzers und der Reichtümer würdig.“⁸⁶

85 BAUMEISTER, Altar, wie Anm. 82, 35.

86 Johann Graf FEKETE DE GALANTHA, Wien im Jahre 1787. Skizze eines lebenden Bildes von Wien, entworfen von einem Weltbürger. Hrsg. von Victor Klarwill, Wien – Leipzig – Berlin u. a. 1921, 30–31.

„... das müssen Sie sieben!“: Adelskritik auf Geheiß des Kaisers

Die Zeitschrift *Das Politische Sieb* (1791–1792) im Kontext bedrohter josephinischer Ordnung

1. *Das Politische Sieb*: Eine Zeitschrift wider den „Thorheiten des Adels“ angesichts bedrohter josephinischer Ordnung

Am 22. Jänner 1792 kam es in Graz um 10:00 Uhr vormittags zu einer aufsehen-erregenden Begebenheit. Nach einem Bericht einer am 28. Januar 1782 in Wien herausgegebenen Zeitschrift namens *Das Politische Sieb* hatten die Redaktionsmitglieder des Blattes an einer Redoute, einem Maskenball, teilgenommen. Der Sekretär trug zu diesem Anlass ein mit den Worten „das politische“¹ versehenes rotes Sieb, während der Präsident, mutmaßlich der Herausgeber Franz Xaver Huber², sich mit Goldpapier aus Stoff kleidete und mit Ordensbändern schmückte. Der Autor Paul Stierlinger, welcher eine Art Trichter mit sich führte, trat hingegen in einem schwarzen Kleid auf, auf dem verschiedene Zeitungen klebten. Auf der rechten Seite seiner Brust befanden sich *Die Grätzer Zeitung*, auf der linken *Das Politische Sieb* und auf dem rechten Arm *Die Bauernzeitung*, „mit welcher er sich öfters die Nase abwischte.“³ Ein weiterer Autor, der Jodok genannt wurde, hatte zudem als Satyr maskiert einen mit vielen Nüssen gefüllten großen und silbernen

1 *Das Politische Sieb*, Band 2, Wien 1791–1792, 354. Die Zeitschrift *Das Politische Sieb* liegt in der Sammlung von Handschriften und alten Drucken der Österreichischen Nationalbibliothek in drei Bänden und auch digital vor: *Das Politische Sieb*, 3 Bände, Wien 1791–1792, Url: <http://data.onb.ac.at/rec/AC10318430>, Zugriff 2023-03-20.

2 Franz Xaver Huber, der als Schriftsteller, Journalist, Bühnendichter und Satiriker wirkte, wurde 1755 in Böhmen geboren und lebte in Prag, ehe dieser im josephinischen Wien als aufgeklärter Publizist (Religion und Priester: 1782–1784, Wiener Chronik: 1785, Pfeffer und Salz: 1786, Auszug aller europäisch Zeitungen: 1786–1798, Herr Schlendrian, oder der Richter nach den neuen Gesetzen: ein komischer Roman: 1787, *Das Politische Sieb*: 1791–1791, Beytrag zur Characteristik und Regierungs = Geschichte der Kaiser Josephs II., Leopolds II. und Franz II. zur Prüfung für die Zeitgenossen und zum Behufe für zukünftige Historio= und Biographen dieser Monarchen: 1799) tätig wurde. Da der sich mit der Zeit radikalisierende Huber immer offener Partei für Frankreich und Napoleon ergriff, musste er 1809 nach Bayern flüchten. 1814 starb der Autor schließlich in Mainz. Siehe: Gustav GUGITZ, Huber, Franz Xaver. In: *Neue Deutsche Biographie* 9 (1972), 692; Bruno JAHN, *Die deutschsprachige Presse. Ein biographisch-bibliographisches Handbuch. Band 1: A-L. München 2005*, 480.

3 *Das Politische Sieb*, Band 2, wie Anm. 1, 355.

Topf bei sich. Welche Funktion der rätselhafte Trichter und der Topf mit den Nüssen im Zuge des Auftritts erfüllten, wird dem Leser von *Das Politische Sieb* anhand einer Begegnung der sich selbst als „Klubb“⁴ bezeichnenden Redaktion mit dem steirischen Gouverneur Philipp von Welsberg veranschaulicht:⁵

Kam dieser Klubb zu jemand, der sich durchsieben lassen wollte, so nahm der Präsident eine Handvoll Nüsse aus dem Topf, und warf sie in das Sieb. Paul Stierlinger unterhielt seinen Trichter und der Sekretär siebte so lange, bis eine Nuß durchfiel. Die Nüsse, welche durchfielen, waren mit verschiedenen Devisen oder kleinen Zeichnungen versehen. Der Klubb redete den Präsidenten Grafen von Welsberg an, ob er nicht erlauben wolle, daß man ihn siebe. Meinetwegen, war seine Antwort. Der Sekretär siebte nun einige Nüsse durch, die ihm gereicht wurden. Die eine enthielt einen Opferalter, worauf vier Herzen lagen, welche alle, wiewohl etwas ungleich, brannten, unter diesem Sinnbilde standen die Worte: die Hofnung Steyermarks. Ich werde mich bemühen, mich dessen Werth zu beweisen, sagte der würdige Präsident mit einer Vorbeugung.⁶

Was zunächst wie ein unbedeutender bizarrer Auftritt von lustigen Gesellen auf einer Redoute erscheinen mag, entpuppt sich bei näherer Betrachtung als die durch Maskerade, Gegenstände und Handlungen symbolisch kommunizierte Identität und Stoßrichtung einer in mehrfacher Hinsicht einzigartigen Zeitschrift, die in der Geschichtswissenschaft nach wie vor im Schatten der *Wiener Zeitung*⁷ steht und

4 EBD.

5 Vgl. EBD.

6 EBD.

7 Die *Wiener Zeitung* (bis 1780: *Wienerisches Diarium*) hat im Gegensatz zu *Das Politische Sieb* jüngst erneute Aufmerksamkeit erfahren: Anna MADER-KRATKY / Claudia RESCH / Martin SCHEUTZ, Das Wien[n]erische Diarium im 18. Jahrhundert. Neue Sichtweisen auf ein Periodikum im Zeitalter der Digitalisierung, In: *Wiener Geschichtsblätter* 74 (2019), 2, 93–113; Andrea REISNER / Alfred SCHIEMER, Das Wien(n)erische Diarium und die Entstehung der periodischen Presse, In: Matthias KARMASIN / Christian OGGOLDER (Hg.): *Österreichische Mediengeschichte. Band 1: Von den frühen Drucken zur Ausdifferenzierung des Mediensystems (1500 bis 1918)*. Wiesbaden 2016, 87–112; Claudia RESCH, „Zeitungs Lust und Nutz“ im digitalen Zeitalter. Partizipative Ansätze zur Erschließung historischer Ausgaben der *Wiener Zeitung*. In: *medien & zeit* 33 (2018), 2, 20–31; Martin SCHEUTZ, Treuehorsame Stände und väterlicher Landesfürst. Die niederösterreichischen Landstände in der „*Wiener Zeitung*“ 1705–1740. In: Julian LAHNER / Martin P. SCHENNACH (Hg.), *Zwischen Teilhabe, Revolte und Marginalisierung? Die Stände der österreichischen Länder in der Neuzeit (1500–1848/49)*. Beiträge zur Tagung an der Universität Innsbruck am 18. und 19. Juni 2021. Wien 2023, 129–157; Manuel WILLE, Zeitungen des 18. Jahrhunderts im Kontext des Höflichkeitsdiskurses. Hamburgischer Unparteyischer Correspondent und *Wiener Zeitung* im Vergleich. In: *Wiener Geschichtsblätter*, 74 (2019), 2, 63–181.

auch wohl wegen der sehr kurzen Publikationsdauer⁸ vom 16. November 1791 bis zum 31. März 1792 bislang allenfalls nur am Rande beachtet worden ist.⁹ Denn das von dem Schriftsteller Franz Xaver Huber herausgegebene Blatt *Das Politische Sieb* war keine gewöhnliche deutschsprachige Zeitschrift des ausgehenden 18. Jahrhunderts, die bloß ein Potpourri aus in- und ausländischen Nachrichten verbreitete. Vielmehr sollte diese, angesichts der sich seit Ende der 1780er-Jahre in einer manifesten Krise befindenden Habsburgermonarchie, dazu beitragen, die Herrschaft und Politik Leopolds II. zu legitimieren, die als bedroht erachtete bröckelnde josephinische Ordnung zu schützen sowie zu stabilisieren und dementsprechendes josephinisches und aufgeklärtes Gedankengut zu verbreiten. Das „Sieb“ im Titel und als immer wiederkehrendes Motiv versinnbildlicht die wesentliche Methodik der ein zutiefst josephinisches Weltbild vertretenden Zeitschrift, Personen, Stände, Ereignisse und allgemeine Inhalte im Kontext der Habsburgermonarchie und darüber hinaus zu „sieben“, ergo diese gegebenenfalls mit einer gehörigen Prise Satire, Ironie, bissigem Humor oder Spott zu durchleuchten, darzustellen und zu bewerten, wobei gerade der Adel, insbesondere der landständische Adel, zur häufigen Zielscheibe dieses „Siebens“ wurde.¹⁰

Äußerst pikant ist dabei, dass dieses „Sieben“ offenbar mit dem Sanctus und auf Geheiß Kaiser Leopolds II. geschah. Franz Xaver Huber bezeugte in seinem anonym veröffentlichten Werk über die Regierungsgeschichte der Kaiser Joseph II., Leopold II. und Franz II. von 1799 „die ausgezeichnetste Gunst Leopolds II.“¹¹ und dessen „persönliches Zutrauen“¹², welche ihm zuteilgeworden wären.¹³ Der Herrscher hätte Huber gegenüber mehrfach seine Gewogenheit beteuert und ihn

8 Vgl. Helmut W. LANG (Hg.), *Österreichische Retrospektive Bibliographie, Bibliographie der österreichischen Zeitschriften 1704–1850*. Band 3. München 2006, 225.

9 Diese Feststellung gilt auch für neuere Publikationen. Im sonst so detailreichen Werk von Franz Leander Fillafer zur habsburgischen Aufklärung findet *Das Politische Sieb* keine Erwähnung: Franz Leander FILLAFER, *Aufklärung habsburgisch? Staatsbildung, Wissenskultur und Geschichtspolitik in Zentraleuropa 1750–1850*. Göttingen 2020. Dagegen behandelt Simon Karstens in seiner verdienstvollen Biographie über den josephinischen Staatsmann und Professor für „Geschäftsstil“ Joseph von SONNENFELS *Das Politische Sieb* im Zusammenhang mit dem auf mehreren Ebenen stattfindenden Konflikt zwischen Sonnenfels, dem Publizisten Leopold Alois Hoffmann, der die Professur des „deutschen Stils“ und der „Eloquenz“ in Wien innehatte und dem Rechtshistoriker Heinrich Joseph Watteroth. Vgl. Simon KARSTENS, *Lehrer - Schriftsteller - Staatsreformer. Die Karriere des Joseph von Sonnenfels (1733–1817)*. Wien – Köln 2012, 123–145.

10 *Das Politische Sieb*, 3 Bände, wie Anm. 1.

11 Franz Xaver HUBER (anonym), *Beytrag zur Characteristik und Regierung = Geschichte der Kaiser Josephs II., Leopolds II. und Franz II. zur Prüfung für die Zeitgenossen und zum Behufe für zukünftige Historio= und Biographen dieser Monarchen*. Paris 1799 / 1800, III.

12 EBD., IV.

13 Vgl. EBD., III–IV.

des Öfteren zu sprechen verlangt.¹⁴ Dem nicht genug, soll der Monarch sogar inhaltliche Beiträge für *Das Politische Sieb* angeregt haben, vor allem, wenn sich diese gegen den Adel gerichtet hätten:¹⁵ „Froh ergriff er jede Gelegenheit, wo er den Adel seinen Haß empfinden lassen konnte, und er begünstigte nicht nur alle Schriften, welche gegen diesen herauskamen, sondern er gab selbst den Herausgebern einiger Flugschriften, vorzüglich dem des politischen Siebes, allerley Beyträge mit dem Ausdrücke: das müßen Sie sieben!“¹⁶

Hubers Ausführungen betonen, dass der Kaiser höchstpersönlich wesentlichen Einfluss auf die Blattlinie genommen hätte. Denn Hubers Vorhaben war es ursprünglich, die Hofverordnungen Leopolds II. zu „sieben“, falls „der Copist einen Schreibfehler“¹⁷ begehen würde. Auch wollte der Schriftsteller die in der Öffentlichkeit stehenden Beamten, „die entweder nachlässig, oder partheyisch in ihrem Amte verfahren, sieben“, aber auch „die Thorheiten des Adels durch das Sieb fallen“¹⁸ lassen. Leopold II. hätte allerdings darauf bestanden, die Verordnungen in *Das Politische Sieb* wegzulassen, jedoch die anderen „tüchtig“ zu „sieben“.¹⁹ Der Sonderstatus von *Das Politische Sieb* zeigte sich auch darin, dass Leopold II. der Zeitschrift die Stempelgebühr erließ. Von der Zensur konnte der Monarch *Das Politische Sieb* dagegen nicht „dispensieren“, doch er versprach Huber, ihm „einen Censor zu geben“, der ihn „nicht geniren“²⁰ würde.²¹ Tatsächlich, so Huber, hätte Leopold II. *Das Politische Sieb* daraufhin nicht dem gängigen Zensurverfahren, sondern der Obacht des Polizeipräsidenten Jakob von Wöber unterstellt. Ebenso verwies Huber in seiner Niederschrift auf regelmäßig absolvierte mehrstündige Audienzen mit dem Monarchen, bei denen Leopold II. ihm „allerley Anecdoten zum sieben“²² erzählt und so manche Informationen anvertraut hätte. Auch wenn man im Rahmen der Quellenkritik die Subjektivität und Intention der Ausführungen Hubers, seine Beziehung zu Leopold II. in ein besonders positives Licht rücken zu wollen, selbstverständlich miteinbeziehen muss, war die enge Bindung von *Das Politische Sieb* an den Wiener Hof ein Faktum.²³

Die grundsätzliche Voraussetzung für diese dem *Das Politische Sieb* und Franz Xaver Huber von Seiten des Wiener Hofes zunächst entgegengebrachte Gunst war

14 Vgl. EBD., 125.

15 Vgl. EBD., 98.

16 EBD.

17 EBD., 25.

18 EBD.

19 EBD., 126.

20 EBD., 125.

21 Vgl. EBD., 125f.

22 EBD., 127.

23 Vgl. EBD., 126f.

jedenfalls die Protektion und Förderung durch Joseph von Sonnenfels, welcher die Etablierung von *Das Politische Sieb* federführend forcierte und gemeinsam mit dem Autor Karl Franz Guolfinger von Steinsberg als Heraus- und Ideengeber im Hintergrund fungierte.²⁴ Zum einen versuchte Sonnenfels mit Unterstützung von Gottfried van Swieten, dem Leiter der Studienhofkommission, das bereits vom Kaiser zugebilligte und als *Politischer Merkur* titulierte Publikationsprojekt seines akademischen, politischen und persönlichen Intimfeindes Leopold Alois Hoffmann mit einer eigenen neuen Zeitschrift zu untergraben. Letzterer sorgte nämlich mit seinen anlässlich der Französischen Revolution zunehmend aufklärungskritischen Schriften und Vorlesungen in Wien, seiner Rolle als begünstigter Spitzel Leopolds II. sowie seiner diesbezüglichen Neigung zu verschwörungstheoretischen Denunziationen für Unmut unter führenden josephinischen Beamten und Gelehrten.²⁵ Zum anderen geht aus den Ausführungen von Sonnenfels in einem 1791 konzipierten Entwurf über die Notwendigkeit eines neuen politischen Journals eindeutig hervor, dass die Gründung von *Das Politische Sieb* vor allem auf die von Leopold II., den josephinischen Beamten am Wiener Hof und anderen josephinischen Kräften empfundene Bedrohung der durch das Reformwerk unter Maria Theresia und Joseph II. etablierten josephinischen Ordnung fußte. Sonnenfels betonte nicht zufällig, die zukünftige Zeitschrift solle die Leser davon überzeugen, „wie sehr und einseitig man [...] die geäußerten Ermunterungen des gütigen Fürsten, ihm die gemeinschaftlichen Beschwerden vorzulegen, ihm selbst die Wünsche der einzelnen Stände nicht vorzuenthalten, vielleicht mißverstand,

24 Vgl. Helmut REINALTER, Aufgeklärter Absolutismus und Revolution. Zur Geschichte des Jakobinerturns und der fröhdemokratischen Bestrebungen in der Habsburgermonarchie. Wien – Köln – Graz 1980, 93.

25 Vgl. KARSTENS, Lehrer, wie Anm. 9, 125–127. Ganz sollte das Vorhaben von Sonnenfels nicht gelingen, da Hoffmann mit Geldern des Monarchen und Watteroth als Kompagnon parallel zu *Das Politische Sieb* statt *Der Politische Merkur* die *Wiener Zeitschrift* publizierte, welche zwar die Verordnungen Leopolds II. rechtfertigte und verherrlichte, jedoch (radikale) Strömungen der Aufklärung, die Französische Revolution und die dem Herausgeber verhassten josephinischen Beamten unter Beschuss nahm. Fortan sollten *Das Politische Sieb* und die *Wiener Zeitschrift* auch als publizistische Plattformen der polemischen Auseinandersetzung zwischen Sonnenfels und Hoffmann fungieren. Vgl. EBD., 130–145. Ausführlicher zu Hoffmann: Helmut REINALTER, Gegen die »Tollwuth der Aufklärungsbarbarei«. Leopold Alois Hoffmann und der frühe Konservatismus in Österreich. In: Christoph WEIS (Hg.), Von »Obscuranten« und »Eudämonisten«. St. Ingbert 1997, 221–244. Die Behauptung von Gerda Lettner, dass Leopold II. die *Wiener Zeitschrift* mehr als *Das Politische Sieb* begünstigte, weil dieser im Januar 1791 per Dekret nur der *Wiener Zeitung* erlaubte, die in der *Wiener Zeitschrift* veröffentlichten kaiserlichen Verordnungen nachzudrucken, ist im Übrigen nicht stimmig, da *Das Politische Sieb* von Anfang an seitens Leopold II. und Joseph von Sonnenfels eine andere Funktion als der *Wiener Zeitschrift* zgedacht war. Siehe: Gerda LETTNER, Das Rückzugsgefecht der Aufklärung in Wien 1790–1792. Frankfurt am Main – New York 1988, 128.

vielleicht geflissentlich mißverstehen wollte, und bis zu welchem Punkte von Kühnheit und Ansprüche und Anmaßungen getrieben wurden.“²⁶ Was war geschehen, sodass man sich am Wiener Hof derart bedroht fühlte, mit *Das Politische Sieb* eine neue Zeitschrift gegen die „Kühnheit und Ansprüche und Anmaßungen“²⁷ der Stände, womit, wie sich am Inhalt der Zeitschrift herausstellen sollte, vorrangig der (landständische) Adel gemeint war, ins Feld zu führen?²⁸

2. „Pietate et Concordia“? Zwischen monarchischer Realpolitik und dem Bedürfnis, den Adel zu „sieben“

Als Pietro Leopoldo, der seit 1765 mit einem umfassenden Reformwerk aus dem Großherzogtum Toskana einen vielbeachteten aufgeklärten Modellstaat geschaffen hatte, im März 1790 von Florenz nach Wien geeilt war, um seinem verstorbenen und zeit lebens umstrittenen Bruder Joseph II. als Leopold II. auf den Thron zu folgen, erwartete diesen im buchstäblichen Sinn des Wortes ein innen- und außenpolitischer Scherbenhaufen.²⁹ Auf die anlässlich der Niederlage gegen das friderizianische Preußen im Österreichischen Erbfolgekrieg (1740–1748)³⁰ lancierten Maßnahmen seiner Mutter Maria Theresia aufbauend,³¹ hatte Joseph II. mithilfe seiner

26 Zitiert nach REINALTER, Aufgeklärter Absolutismus, wie Anm. 24, 93. Der Historiker Helmut Reinalter erkannte bereits 1980 in Ansätzen diesen Entstehungshintergrund von *Das Politische Sieb*, ohne dies aber zu konkretisieren und näher in den Gesamtkontext einzuordnen. Vgl. EBD., 93–94. Ähnliches gilt für Gerda Lettner im Jahr 1988, die sich dabei auf Ernst Wangermann berief, siehe: LETTNER, Rückzugsgefecht, wie Anm. 25, 128.

27 Zitiert nach REINALTER, Aufgeklärter Absolutismus, wie Anm. 24, 93.

28 Vgl. EBD.

29 Nach wie vor gilt mangels Alternativen die ältere zweibändige Biographie über Leben und Werk Leopolds II. des Historikers Adam Wandruszka als unverzichtbares Standardwerk: Adam WANDRUSZKA, Leopold II. Erzherzog von Österreich, Großherzog von Toskana, König von Ungarn und Böhmen, Römischer Kaiser. Band 1: 1747–1780. Wien – München 1963. Ders., Leopold II. Erzherzog von Österreich, Großherzog von Toskana, König von Ungarn und Böhmen, Römischer Kaiser. Band 2: 1780–1792. Wien – München 1965.

30 Matthew S. ANDERSON, *The War of the Austrian Succession, 1740–1748*. London 1995; Reed BROWNING, *The War of the Austrian Succession*. New York 1993; Sven PETERSEN, *Die belagerte Stadt. Alltag und Gewalt im Österreichischen Erbfolgekrieg (1740–1748)*. Frankfurt am Main 2019.

31 Eine Auswahl zur Person und Politik Maria Theresias: Peter George M. DICKSON, *Finance and Government under Maria Theresia 1740–1780*. 2 Bände. Oxford 1987; Edwin DILLMANN, *Maria Theresia*. München 2000; Walter KOSCHATZKY (Hg.), *Maria Theresia und ihre Zeit. Zur 200. Wiederkehr des Todestages, Ausstellung, 13. Mai - 26. Oktober 1980*. Salzburg – Wien 1980; Elfriede IBY / Martin MUTSCHLECHNER / Werner TELESKO u. a. (Hg.), *Maria Theresia 1717–1780. Strategin – Mutter – Reformerin*. Wien 2017; Thomas LAU, *Maria Theresia. Die Kaiserin*. Wien – Köln – Weimar 2016; Miha PREINFALK / Boris GOLEC (Hg.), *Marija Terezija. Med razsvetljenskimi reformami in zgodovinskim spominom*. Ljubljana 2018; Barbara STOLLBERG-RILINGER, *Maria Theresia*.

Beamten die alle Bereiche des zeitgenössischen politischen, ökonomischen, religiösen, kulturellen und gesellschaftlichen Lebens erfassende Modernisierung der Habsburgermonarchie mit zahlreichen tiefgreifenden aufgeklärten und staatsutilitaristischen Reformen in einem atemberaubenden Tempo ohne Rücksichtnahme auf jedwede individuelle sowie kollektive Befindlichkeiten, Traditionen und Landesverfassungen resolut vorangetrieben.³² Die Radikalität, Kompromisslosigkeit und atemberaubende Rasanz seines unermüdlichen Schaffens und die Belastungen durch den seit 1788 geführten Krieg gegen das Osmanische Reich³³ evozierten in den letzten Jahren seiner Herrschaft in vielen Ländern der Habsburgermonarchie einen wachsenden Unmut, der durch wirtschaftliche Turbulenzen verstärkt³⁴ den Herrschaftsantritt Leopolds II. enorm belastete. Besonders kritisch war die Stimmung in Tirol und Ungarn, wo sich ein gewaltsamer Tumult auszubreiten drohte. Der 1788 begonnene Aufstand in den Österreichischen Niederlanden, die seit 1789 tobende Revolution in Frankreich und bald auftretende regional virulente soziale

Die Kaiserin in ihrer Zeit. München 2017; Victor Lucien TAPIÉ, Maria Theresia. Die Kaiserin und ihr Reich. Graz – Wien – Köln 1980; Werner TELESKO, Maria Theresia. Ein europäischer Mythos, Wien – Köln – Weimar 2012; Adam WANDRUSZKA, Maria Theresia. Die große Kaiserin. Göttingen – Zürich – Frankfurt am Main 1980.

32 Rainer BENDEL / Norbert SPANNENBERGER (Hg.), Katholische Aufklärung und Josephinismus. Rezeptionsformen in Ostmittel- und Südosteuropa. Köln – Weimar – Wien 2015; Derek BEALES, Joseph II. Against the World 1780–1790. Band 2. Cambridge 2009; Ders, Joseph II. In the Shadow of Maria Theresia 1741–1780. Band 2. Cambridge – London – New York u. a. 1987; Elisabeth BRADLER-ROTTMANN, Die Reformen Kaiser Josephs II. Göppingen 1973; Franz Leander FILLAFER / Thomas WALLNIG (Hg.), Josephinismus zwischen den Regimen. Eduard Winter und Fritz Valjavec und die zentraleuropäischen Historiographien im 20. Jahrhundert. Wien – Köln – Weimar 2016; William D. GODSEY, Habsburg Government and Intermediary Authority under Joseph II (1780–90): The Estates of Lower Austria in Comparative Perspective. In: *Central European History* 46 (2014), 699–740; Harm KLUETING (Hg.), Der Josephinismus. Ausgewählte Quellen zur Geschichte der thesesianisch-josephinischen Reformen. Darmstadt 1995; Helmut REINALTER / Harm KLUETING (Hg.), Der aufgeklärte Absolutismus im europäischen Vergleich. Wien – Köln – Weimar 2002; Helmut REINALTER (Hg.), Josephinismus als Aufgeklärter Absolutismus. Wien – Köln – Weimar 2008; Dennis SCHMIDT, Bedrohliche Aufklärung - Umkämpfte Reformen. Innerösterreich im josephinischen Jahrzehnt 1780–1790. Münster 2020; Philip STEINER, Die Landstände in Steiermark, Kärnten und Krain und die josephinischen Reformen. Bedrohungskommunikation angesichts konkurrierender Ordnungsvorstellungen (1789–1792). Münster 2017.

33 Vgl. Michał BACZKOWSKI, In Treue zu Kaiser und Vaterland – Galizische Juden im Militär der Habsburger. In: *Jahrbuch des Simon-Dubnow-Instituts* (2013), 130.

34 Vgl. Julian LAHNER, Von der symbolischen Herrschaftsübernahme zur Emanzipation regionaler Eliten. Die Reise der Familie Leopolds II. durch Tirol anlässlich des Herrschaftswechsels im Jahr 1790. In: Stefan SEITSCHEK / Elisabeth LOBENWEIN / Josef LÖFFLER (Hg.), Herrschaftspraktiken und Lebensweisen im Wandel. Die Habsburgermonarchie im 18. Jahrhundert. Wien – Köln – Weimar 2020, 91f.

bzw. bäuerliche Unruhen³⁵ wirkten auf Leopold II. und die josephinischen Eliten als bedrohliches Menetekel und schürten die permanente Angst vor einem völligen Umsturz der politischen und sozialen Ordnung in der Habsburgermonarchie.³⁶

Die ersten beiden Strophen aus der anonym von dem bedeutenden aufgeklärten Schriftsteller Aloys Blumauer veröffentlichten und in Gedichtform formulierten literarischen *Bittschrift der verwittweten Erzherzoginn Austria an ihren neuen Gebieter Leopold II.* illustrieren eindrucksvoll die immensen und kaum zu erfüllenden Hoffnungen, die auf dem neuen Oberhaupt des Hauses Habsburg-Lothringen ruhten.³⁷

1.
Sey mir willkommen, theuerster
Gebietter, Gatte, Freund und Herr!
Mit kindlichem Vertrauen
Harrt eine treue Gattin dein,
Um künftighin auf dich allein
Ihr Glück und Heil zu bauen

2.
Du, den die Vorsicht mir erkohr
Zum Herrscher, öffne Herz und Ohr
Anitzo meinen Bitten:
Ich habe viel durch Mißgeschick
Durch Mißverstand und Feindes Tück
In kurzer Zeit gelitten.³⁸

Die Begehren und Forderungen an Leopold II. waren jedoch nicht homogen, sondern höchst mannigfaltig. Während man beispielsweise unter den Hofbeamten nicht nur, aber besonders im Bereich der unter Maria Theresia und Joseph II. zentralisierten Verwaltungsstrukturen³⁹ auf eine Beibehaltung des josephinischen

35 Siehe: Helmut REINALTER, Soziale Unruhen in Österreich im Einflußfeld der Französischen Revolution. In: Helmut BERDING (Hg.), Soziale Unruhen in Deutschland während der Französischen Revolution. Göttingen 1988, 189–201.

36 Vgl. STEINER, Landstände, wie Anm. 32, 210–211.

37 Vgl. Aloys BLUMAUE, Bittschrift der verwittweten Erzherzoginn Austria an ihren neuen Gebieter Leopold II. O. u. 1790.

38 Vgl. EBD., 3.

39 Gernot Peter OBERSTEINER, Die thesesianisch-josephinischen Verwaltungsreformen in Vorder- und Innerösterreich. Ein Überblick. In: Franz QUARTHAL / Gerhard FAIX (Hg.), Die Habsburger im deutschen Südwesten. Neue Forschungen zur Geschichte Vorderösterreichs. Stuttgart 2000, 415–424.

Reformwerks pochte und sich vehement gegen eine politische Stärkung der ländlichen Peripherie aussprach, insistierten die Landstände vieler habsburgischer Territorien⁴⁰ auf eine vollständige Renaissance der jeweiligen vorjosephinischen Landesverfassungen mit den seit Ende der 1740er-Jahre abgeschafften spezifischen Institutionen, Ämtern, Strukturen und Kompetenzen.⁴¹ Um dieser hochkomplexen Gemengelage Herr zu werden, ersann Leopold II. daher ganz im Sinne seines Wahlspruchs *Pietate et Concordia* ein zwischen Jovialität und Distinktion balancierendes Krisenmanagement, das innenpolitisch zunächst vor allem danach trachtete, die Aufregung der anlässlich der Einführung der josephinischen Steuer- und Urbarialregulierung seit 1789 laut protestierenden Landstände⁴² zu stillen. Dieser Drahtseilakt hatte im Grunde genommen bereits vor seiner eigentlichen Inthronisation begonnen, als Leopold trotz der Bitten des schwerkranken Josephs II. davon absah, sich an dessen Sterbebett nach Wien zu begeben, um symbolisch gegen-

DERS., Theresianische Verwaltungsreformen im Herzogtum Steiermark. Die Repräsentation und Kammer (1749–1763) als neue Landesbehörde des aufgeklärten Absolutismus. Graz 1993; Werner OGRIS, Joseph II.: Staats- und Rechtsreformen. In: Ders. / Thomas OLECHOWSKI (Hg.), Elemente europäischer Rechtskultur. Rechtshistorische Aufsätze aus den Jahren 1961–2003. Wien – Köln – Weimar 2003, 125–164; vgl. STEINER, Landstände, wie Anm. 37, 71–91, 98–101, 130–137; Armin A. WALLAS, Die Konflikte zwischen Ständen und Staat um die Durchsetzung der Verwaltungsreform(en) in Kärnten zur Zeit Maria Theresias. In: Harald KRAHWINKLER (Hg.), Staat – Land – Nation – Region. Gesellschaftliches Bewußtsein in den österreichischen Ländern Kärnten, Krain, Steiermark und Küstenland 1740 bis 1918. Klagenfurt – Ljubljana – Wien 2002, 9–53; Friedrich WALTER, Der letzte große Versuch einer Verwaltungsreform unter Maria Theresia (1764/65). In: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 47 (1933), 427–469. DERS., Die thesianische Staatsreform von 1749. Wien 1958.

40 Die beiden zentralen Sammelbände zu den habsburgischen Landständen: Gerhard AMMERER / William D. GODSEY, JR. / Martin SCHEUTZ u. a. (Hg.), Bündnispartner und Konkurrenten der Landesfürsten? Die Stände in der Habsburgermonarchie. Wien/ München 2007. LAHNER, Teilhabe, wie Anm. 7.

41 Zur Debatte über eine Wiederherstellung der vorjosephinischen Verfassung in Innerösterreich: STEINER, Landstände, wie Anm. 32, 333–514. Zum Vergleich: Viktor BIBL, Die Restauration der niederösterreich. Landesverfassung unter K. Leopold II. Ein Beitrag zur Geschichte der österreichischen Stände und inneren Staatsverwaltung. Innsbruck 1902; Ivo CERMAN, Aufgeklärtes Ständetum? Die Verfassungsdiskussion in Böhmen 1790/91. In: Roland GEHRKE (Hg.), Aufbrüche in die Moderne. Frühparlamentarismus zwischen altständischer Ordnung und monarchischem Konstitutionalismus 1750–1850. Schlesien - Deutschland - Mitteleuropa. Köln 2005, 179–204.

42 Allgemeines zum Wesen der josephinischen Steuer- und Urbarialregulierung, welche zu Gunsten der Bauern die Urbarialabgaben an die Grundobrigkeiten eingeschränkt hatte: Lorenz MIKOLETZKY, Der Versuch einer Steuer- und Urbarialregulierung unter Kaiser Joseph II. In: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs 24 (1971), 310–346. Die diesbezügliche „Bedrohungskommunikation“ seitens der Landstände am Beispiel von Steiermark, Kärnten und Krain: STEINER, Landstände, wie Anm. 32, 155–228.

über Person und Politik seines Bruders Distanz zu wahren.⁴³ Sich der Spezifika landständischer Kommunikation durchaus im Klaren, empfing er auf seiner Antrittsreise von Florenz nach Wien gleich mehrere ständische Delegationen, hörte deren Klagen und Bitten an und versprach baldige Abhilfe. So stellte er den Tiroler Landständen die Rückgabe alter Rechte in Aussicht und apostrophierte diese als Säulen der Monarchie.⁴⁴ Den ständischen Vertretern der Steiermark kam er hinsichtlich der josephinischen Steuer- und Urbarmessungsregulierung entgegen.⁴⁵ Leopold II. war in einer Audienz eine steirische Beschwerdeschrift vom 27. Februar 1790 übergeben worden, in der das aus Sicht der Landstände als sakrosankt und unantastbar geltende grundobrigkeitliche Eigentumsrecht gefordert wurde.⁴⁶ Als Reaktion auf die vehementen überregionalen Monita gegen die Steuer- und Urbarmessungsregulierung erfolgten vom Kaiser initiierte Konsultationen zwischen den von den Landständen entsendeten Repräsentanten und den zuständigen josephinischen Beamten in Wien, worauf sich der Monarch Ende Februar 1790 dazu entschloss, die vielkritisierte Reform aufzuheben.⁴⁷ Den steirischen Landständen erteilte Leopold II. sogar die Erlaubnis, den steirischen Herzogshut, den Joseph II. 1785 einst als Ausdruck seines rigiden Zentralismus nach Wien hatte bringen lassen, wieder nach Graz zurückzuführen. Dies zelebrierte man in der Steiermark mit einem Leopold II. glorifizierenden landespatriotisch aufgeladenen Fest als Sieg über die josephinischen Beamten in Wien und verband es mit der Hoffnung auf eine bevorstehende Wiederkehr eines goldenen Zeitalters in Form der vorjosephinischen Landesverfassung.⁴⁸

43 Vgl. Adam WANDRUSZKA, Die Persönlichkeit Kaiser Leopolds II. In: *Historische Zeitschrift* 192 (1961), 314.

44 Vgl. BIBL, *Restauration*, wie Anm. 41, 22f. Am 27. Juli 1790 ließ Leopold II. in Tirol sogar eine Erbhuldigung in Vertretung durchführen: LAHNER, *Herrschaftsübernahme*, wie Anm. 34, 106.

45 Vgl. STEINER, *Landstände*, wie Anm. 32, 211–216. Zu Tirol jüngst erschienen: LAHNER, *Herrschaftsübernahme*, wie Anm. 34, 91–108. Siehe auch: WANDRUSZKA, *Leopold II.*, Band 2, wie Anm. 29, 249–252.

46 Vgl. StLA (Steiermärkisches Landesarchiv), Laa. Archiv Antiquum III, K. 308, H. 992, Die dritte Vorstellung der steirischen Landstände vom 27. Februar 1790 an Kaiser Leopold II. gegen die josephinische Steuer- und Urbarmessungsregulierung. [unfol.]

47 Detailliert zu den Verhandlungen im innerösterreichischen Kontext: STEINER, *Landstände*, wie Anm. 32, 229–250. Die Beseitigung der Steuer- und Urbarmessungsregulierung stieß in einigen habsburgischen Provinzen auf bäuerlichen Widerstand. Im Juni 1790 sollte deren Abschaffung in der Untersteiermark und in Krain zu einem von der Wiener Regierung und den Landständen bereits im Vorfeld befürchteten massiven Ausbruch von Bauernunruhen führen, welche schließlich mithilfe militärischer Präsenz Ende Juli beendet werden konnten. Vgl. EBD., 277–302.

48 Über den Herzogshut selbst und dessen Rückführung: Dennis SCHMIDT / Philip STEINER, *Bringet aus des Königs Hand unsers Landes alten Stand. Die Rückführung des steirischen Herzogshutes am 10. Mai 1790 – die Wiederherstellung des Goldenen Zeitalters?* In: *Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark* 103 (2012), 129–152; STEINER, *Landstände*, wie Anm. 32, 251–276.

Doch lag es tatsächlich im Interesse Leopolds II., den Landständen eine Rückkehr in ihr goldenes Zeitalter zu ermöglichen? Wollte ausgerechnet jener Herrscher, der noch als Großherzog der Toskana sowohl in nie realisierten Verfassungsentwürfen von 1782 und 1787 mit der Einführung von konstitutionellen Elementen geliebäugelt,⁴⁹ die altständische Ordnung in Frage gestellt,⁵⁰ adelige sowie klerikale Privilegien beschnitten hatte,⁵¹ nun plötzlich unter neuen Vorzeichen die ehemalige vorjosephinische Adelsmacht inklusive der unter Maria Theresia und Joseph II. aufgehobenen adeligen Vorrechte restituieren? Ist nicht nur deshalb Leopold II. – wie dies Gerda Lettner besonders unter Bezugnahme auf die von Leopold II. geförderte Publizistik und Zensur prononcierte⁵² – gleich eine antiaufklärerische Stoßrichtung seiner nur zweijährigen Regierungszeit zu unterstellen? Keineswegs: Wie schon seine Zeit als Großherzog der Toskana gezeigt hatte, stand Leopold seinem Bruder Joseph II. hinsichtlich aufgeklärter Ideale und Gesinnung um nichts nach. Doch machte für ihn, wie bereits eingangs erwähnt, ein Konglomerat aus für die Habsburgermonarchie äußerst bedrohlichen Krisenerscheinungen eine Zeit verschaffende sowie stabilisierende Realpolitik der demonstrativen Jovialität und kontrollierten Kompromissbereitschaft unumgänglich. Leopold II. entsagte damit weder persönlich der Aufklärung noch verabschiedete er sich völlig von einer aufgeklärten Politik, geschweige denn vom gesamten josephinischen Reformwerk der vergangenen Jahrzehnte. Stattdessen war es nach der Inthronisation sein oberstes Ziel als ein Verfechter einer den politischen Umständen angepassten gemäßigten Aufklärung, seine Herrschaft und die Monarchie so schnell wie möglich zu sichern und – die Französische Revolution und deren Auswirkungen stets als bedrohliches Damoklesschwert über sich – vor ordnungsbedrohenden Erhebungen jeglicher Art, sei es von Seiten des landständischen Adels oder vermeintlichen Sympathisanten einer radikal-revolutionären Strömung der Aufklärung⁵³ mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln des habsburgischen Machtapparats zu bewahren.⁵⁴

Dieselbe politische Agenda war auch der Grund, warum Kaiser Leopold II. die Landstände der österreichischen Erblande in einer Hofverordnung vom 01. Mai

49 Vgl. Ellinor FORSTER, Ein unbekannter Verfassungsentwurf eines unbekanntem Fürsten? Toskana, anno 1793. in: SEITSCHKE, Herrschaftspraktiken, wie Anm. 34, 109f.

50 Vgl. EBD., 123.

51 Vgl. LORENZ MIKOLETZKY, Leopold II. 1790–1792. In: Anton SCHINDLING / Walter ZIEGLER (Hg.), Die Kaiser der Neuzeit 1519–1918. Heiliges Römisches Reich, Österreich, Deutschland. München 1990, 281f.

52 Siehe: LETTNER, Rückzugsgefecht, wie Anm. 25.

53 Insofern ist nicht nur deshalb die Tendenz in Lettners Werk, Leopold II. als gegenaufklärerischen Herrscher darzustellen, im Allgemeinen sehr zu hinterfragen. Vgl. LETTNER, Rückzugsgefecht, wie Anm. 25, 81–95.

54 Vgl. STEINER, Landstände, wie Anm. 32, 334–336.

1790 dazu aufrufen ließ, über eine potenzielle Wiederherstellung der vorjosephinischen Landesverfassungen unter Berücksichtigung der gegenwärtigen Lage, des Landes und der Staatskasse schriftlich Stellung zu beziehen.⁵⁵ Die daraufhin verfassten und eingereichten einzelnen Verfassungsschriften⁵⁶ suggerierten dem Wiener Hof allerdings in bedrohlicher Weise, dass die Landstände die in der Hofverordnung festgeschriebenen Prämissen geflissentlich ignorierten. So beanstandeten die innerösterreichischen Landstände, welche vorher noch als Folge ihrer politischen Zurückdrängung unter Maria Theresia und Joseph II. jahrzehntelang in Passivität und Lethargie verharrt hatten, nunmehr selbstbewusst die vollständige Restauration ihrer vorjosephinischen Landesverfassungen⁵⁷ vor 1747 mit den jeweiligen landständischen Ämtern, Institutionen, Kompetenzen und Strukturen.⁵⁸ Die Verhandlungen der ständischen Delegationen mit josephinischen Beamten in Wien untermauern, wie bedrohlich letztere dieses Ansinnen empfanden.⁵⁹ Der Kampf

55 Vgl. KLA (Klagenfurter Landesarchiv), Ständisches Archiv II, Sch. 166, Fach 113, Hofverordnung vom 01. Mai 1790 über die von den innerösterreichischen Landständen vorzubringenden Gegenstände anlässlich der Abschaffung der josephinischen Steuer- und Urbarialregulierung und der in Aussicht gestellten Wiederherstellung der ständischen Verfassungen. [unfol.]

56 Detailliert zu den innerösterreichischen Verfassungsschriften: STEINER, Landstände, wie Anm. 32, 336–395. Debatten rund um die landständische Repräsentation waren gegen Ende des 18. Jahrhunderts keineswegs eine rein habsburgische Angelegenheit. Siehe: Barbara STOLLBERG-RLINGER, *Vormünder des Volkes? Konzepte landständischer Repräsentation in der Spätphase des Alten Reiches*. Berlin 1999.

57 Dieser Sachverhalt sollte aber nicht dazu verleiten, gerade den landständischen Adel verallgemeinernd als antiaufklärerisch und antijosephinisch einzustufen. Die doch wenig überraschende Gegnerschaft zu jenen Reformen, die die politische Macht und Finanzen der Landstände enorm beschneiden, bedeutete keinesfalls zugleich eine völlige Ablehnung aufgeklärten und josephinischen Gedankengutes. Ausführlich dazu anhand der innerösterreichischen Landstände: Philip STEINER, *Landstände und Josephinismus: Ein Antagonismus? Die innerösterreichischen Landstände und ihr Verhältnis zum Josephinismus*. In: PREINFALK, Marija Terezija, wie Anm. 31, 163–194.

58 KLA, Ständisches Archiv II, Sch. 167, Fach 113, Fasz. 130, Die erste Verfassungsschrift der Kärntner Landstände vom 29. Juli 1790 an Kaiser Leopold II. zur Wiederherstellung der ständischen Verfassung in Kärnten. [unfol.]; AS (Archiv der Republik Slowenien), *Deželni stanovi za Kranjsko*, Registratur 2, K. 16, Fasz. 12, Die Verfassungsschrift der Krainer Landstände vom 27. Juli 1790 an Kaiser Leopold II. zur Wiederherstellung der alten ständischen Verfassung in Krain. [unfol.]; StLA, Laa. Archiv Antiquum III, K. 308, Die Verfassungsschrift der steirischen Landstände vom 13. Juli 1790 zur Wiederherstellung der ständischen Verfassung in der Steiermark. [unfol.]

59 Wie das Beispiel Innerösterreich aufzeigt, stand es Kaiser Leopold II. völlig fern, den Landständen eine Rückkehr der vorjosephinischen Landesverfassungen zuzubilligen. Viele Forderungen der Landstände wurden im Zuge der Verhandlungen 1791 zurückgewiesen oder gänzlich ignoriert. Diejenigen politischen Strukturen und Ämter, die der Monarch als Zeichen des guten Willens wiederbeleben ließ, regulierte der Monarch durch institutionelle Abhängigkeiten, Kompetenzbeschränkungen und neuartige personelle Zusammensetzungen, die mit den ursprünglichen alten Landesverfassungen wenig zu tun hatten. Gravierend aus der Sicht des (höheren) landständischen Adels erschien, dass der Herrscher zur Einhegung adeliger und aufkommender bürgerlicher Be-

der Beamten um ihr josephinisches Lebenswerk und gegen die Wiederauferstehung der alten Ständemacht wurde daher genauso wie das Krisenmanagement von Leopold II. eben nicht nur am Verhandlungstisch, sondern auch in der Publizistik⁶⁰ geführt. Die Förderung der *Wiener Zeitschrift* unter Leopold Alois Hoffmann spiegelt etwa die Bemühungen Leopolds II. wider, auf mehreren Ebenen ein Gegengewicht zu den Vertretern von zumindest unter den gegenwärtigen Umständen als zu radikal empfundenen aufgeklärten Ideen zu etablieren und durch die Polemiken von Hoffmann den einen oder anderen für die Herausforderungen der Zeit als zu progressiv erscheinenden Beamten am Wiener Hof punktuell Grenzen zu setzen.⁶¹ *Das Politische Sieb* hingegen sollte mit Wohlwollen Leopolds II. und Sonnenfels als treibende Kraft im Hintergrund zwar nicht ausschließlich, aber auch besonders den angeprangerten „Anmaßungen“⁶² des landständischen Adels in den Verfassungsschriften und während der Konsultationen in Wien mit spitzer Feder entgegentreten. Welche Formen und Inhalte der Adelskritik sich *Das Politische Sieb* bediente, soll im Folgenden anhand ausgewählter Beispiele näher erläutert werden.⁶³

gehrlichkeiten dem Bürgerstand in bestimmten Institutionen eine breitere politische Partizipation ermöglichte, zugleich aber die Vorrangstellung des Adels in den Landschaften bewusst nicht in Frage stellte. Zu den komplexen Verfassungsverhandlungen in Wien und der Transformation der Landesverfassungen in Betreff Innerösterreichs: STEINER, Landstände, wie Anm. 32, 396–499. Philip STEINER, „nach einem langen Schummer“: Die Transformation des innerösterreichischen Ständewesens am Ende der josephinischen Reformepoche (1789–1792). In: LAHNER, Teilhabe, wie Anm. 7., 188–218.

60 Diese Praxis stand durchaus in einer josephinischen Tradition. Zur politischen Publizistik unter Joseph II. noch immer maßgebend: Ernst WANGERMANN, *Die Waffen der Publizität. Zum Funktionswandel der politischen Literatur unter Joseph II.* Wien – München 2004.

61 Lettner stellt dagegen *Wiener Zeitschrift* als zentrales publizistisches Organ einer von Leopold II. intendierten Gegenaufklärung dar. Siehe: LETTNER, Rückzugsgefecht, wie Anm. 25, 81–95.

62 Zitiert nach REINALTER, Aufgeklärter Absolutismus, wie Anm. 24, 93.

63 Vgl. EBD., 93.

3. Die Adelskritik in *Das Politische Sieb*

3.1 Vorrechte „aus den Zeiten der Barbarey“: Das Schreiben eines Landstandes an seine versammelten Mitstände

Dass die Adelskritik⁶⁴ in *Das Politische Sieb* im Wesentlichen als eine Reaktion auf die in den einzelnen ständischen Verfassungsschriften an Kaiser Leopold II. von 1791 und während den anschließenden Verhandlungen am Wiener Hof erhobenen Forderungen zur Restauration der vorjosephinischen Landesverfassungen zu verstehen ist, demonstriert das in der Ausgabe vom 26. Januar 1792 abgedruckte Schreiben eines (fiktiven) Landstandes an seine versammelten Mitstände. Der Text spiegelt die Position der meisten josephinischen Hofbeamten wider, welche – um das josephinische Reformwerk der letzten Jahrzehnte bangend – sich gegen eine verfassungspolitische Stärkung der landständischen Peripherie und des landständischen Adels zu Lasten der Wiener Zentralregierung stellten.⁶⁵ Das Schreiben eines Landstandes wandte sich nicht zufällig gegen das von den (adeligen) Landständen in den Verfassungsschriften herangeführte prägnanteste Argument für die Wiedererlangung ihrer durch die josephinischen Reformen aufgehobenen und beschnittenen politischen Rechte und Privilegien: die Berufung auf das in historischen Dokumenten verbrieftete alte Herkommen. Demnach sollten sich die Landstände hinsichtlich ihrer Verfassungsprogrammatik nicht am „alten Herkommen“⁶⁶, sondern am Geist der Zeit orientieren, womit ohne Zweifel auf die Anweisungen Leopolds II. in der Hofverordnung⁶⁷ vom 01. Mai 1790 angespielt wurde:⁶⁸

Der Geist unsers Zeitalters heischt von uns, daß wir, versammelt in der Absicht, über daß Beste unsers Vaterlandes zu berathschlagen, nicht sowohl auf altes Herkommen, auf

64 Exemplarisch zur Adelskritik: Hans Wilhelm ECKHARDT, Herrschaftliche Jagd, bäuerliche Not und bürgerliche Kritik. Zur Geschichte der fürstlichen und adligen Jagdprivilegien vornehmlich im südwestdeutschen Raum. Göttingen 1976, 142–194; Franziska HIRSCHMANN, Formen adliger Existenz im 18. Jahrhundert. Adel zwischen Kritik und Reformen. München 2009; Dieter LANGEWIESCHE, Bürgerliche Adelskritik zwischen Aufklärung und Reichsgründung in Enzyklopädien und Lexika. In: Elisabeth FEHRENBACH (Hg.), Adel und Bürgertum in Deutschland 1770–1848. München 1994, 11–28.

65 Vgl. STEINER, Landstände, wie Anm. 32, 396–499.

66 Explizit zum alten Herkommen und den landständischen Privilegien aus einem rechtshistorischen Blickwinkel: Martin P. SCHENNACH, „... an ihren Privilegien, Rechten und Herkommen unvergriffen“. Die Landstände, das Recht und der kooperative Ständestaat. In: LAHNER, Teilhabe, wie Anm. 7, 82–127.

67 Vgl. KLA, Ständisches Archiv II, Sch. 166, Fach 113, Hofverordnung vom 01. Mai 1790 über die von den innerösterreichischen Landständen vorzubringenden Gegenstände.

68 Vgl. Das Politische Sieb, wie Anm. 1, Band 1, 321.

bestehende alte Landesordnungen, sondern vielmehr auf den Genius unsers Jahrhunderts Rücksicht nehmen müssen, wollen wir anders den Wünschen unsers gütigen Monarchen, welcher uns erlaubte, uns zu versammeln, gehörig entsprechen.⁶⁹

Adressat dieser Ausführungen in *Das Politische Sieb* waren ebenso die Landstände der Steiermark, die sich zur Legitimation ihrer Verfassungsbegehren auf die Georgenberger Landhandfeste von 1186, welche einst zwischen dem steirischen Herzog Ottokar IV. und Herzog Leopold V. von Österreich beschlossen⁷⁰ und zuletzt von Kaiser Karl VI. bestätigt worden war, berufen hatten.⁷¹ Bezüglich der von ihnen beanspruchten Wiedereinführung des Amtes eines Landeshauptmanns pochten die steirischen Landstände sogar auf eine vollständige Etablierung der entsprechenden Kompetenzbereiche „nach altem Herkommen und Privilegien“.⁷² Die Landstände Kärntens hatten hingegen die zuletzt unter Kaiser Karl VI. im Jahr 1729 bekräftigte Landhandfeste als Bezugspunkt ihrer Verfassungsvorstellungen hervorgehoben,⁷³ während sich die Krainer Landstände argumentativ auf die bei der Erbhuldigung von 1374 zwischen dem Landesfürsten und den Landständen versicherten Rechte und Pflichten stützten.⁷⁴ *Das Politische Sieb* folgend sollten derartige schon stau- bige Urkunden aus den Zeiten des im 7. Jahrhundert herrschenden böhmischen Herzog Nezamisl jedoch den Altertumsforschern überlassen werden.⁷⁵ Die Erwähnung von Herzog Nezamisl war nicht bloß eine Anspielung auf eine in der älteren Geschichtsschreibung nicht gerade als kompetent und reformfreudig geltende Herrscherpersönlichkeit, sondern diente im Schreiben eines Landstandes auch als negativ konnotiertes Synonym für den argumentativen Traditionalismus der Landstände sowie für die als nicht mehr zeitgemäß charakterisierten Landesordnungen und Urkunden der Landstände. Das Wort Nezamisl bezeichnete auf Slawisch nicht zuletzt einen intellektuell einfältigen Mann, der sich aller Neuerungen erwehrte und im Umkehrschluss auf das Alte beharrte.⁷⁶

Im Gegensatz zu einem Nezamisl sollten es die Landstände laut *Das Politische Sieb* unterlassen, mit alten Dokumenten die Rechte alter Vorzüge unter Beweis zu

69 EBD., 321.

70 Mehr zur Georgenberger Landhandfeste: Karl SPREITZHOFFER, Georgenberger Handfeste. Entstehung und Folgen der ersten Verfassungsurkunde der Steiermark. Graz – Wien – Köln 1996.

71 Vgl. StLA, Laa. Archiv Antiquum III, K. 308, Die Verfassungsschrift der steirischen Landstände vom 13. Juli 1790.

72 EBD.

73 Vgl. KLA, Ständisches Archiv II, Sch. 167, Fach 113, Fasz. 130, Die erste Verfassungsschrift der Kärntner Landstände vom 29. Juli 1790.

74 Vgl. AS, Deželni stanovi za Kranjsko, Registratur 2, K. 16, Fasz. 12, Die Verfassungsschrift der Krainer Landstände vom 27. Juli 1790.

75 Vgl. *Das Politische Sieb*, wie Anm. 1, Band 1, 322.

76 Vgl. Johann MEHLER, Ursprüngliche, chronologische Geschichte Böhmens. Band 1. Prag 1806, 33.

stellen. Stattdessen müssten dem Willen Leopolds II. entsprechend die adeligen Rechte und Privilegien mit dem nunmehrigen Zeitgeist vereinigt und dabei alles entfernt werden, wodurch Missvergnügen veranlasst werden könnte. Das Schreiben machte das landständische Insistieren auf das alte Herkommen sogar dafür verantwortlich, dass es die Versammlungen der Landtage⁷⁷ bislang nicht geschafft hätten, eine „Harmonie zwischen Herr und Bauer herzustellen“⁷⁸, was sich an der dortigen Verdoppelung der Wachen aus Sorge wegen einiger nach politischer Mitsprache strebenden Bauern zeigen würde. Die Landstände sollten sich daher selbst überprüfen und bekennen, dass die für dieses Zeitalter unbrauchbaren Urkunden die Landtagsversammlungen zu weit von ihrem eigentlichen Zweck, den einfachen Landmann zu erleichtern, entfernt hätten.⁷⁹ Laut dem Kaiser wäre die Daseinsberechtigung der Landtage aber erst mit der Entlastung der Bauern erfüllt, wobei das Wohl des Landmannes generell die einzige Richtschnur für die politischen Aktivitäten der Landstände verkörpere.⁸⁰

Wollt ihr eure Bestimmung, weßwegen ihr versammelt seyd, erfüllen, so muß die große Ermahnung, welche Leopold mit gerührtem Herzen euch vom Throne zurief: Sein Bemühen gehe vorzüglich auf die Erleichterung des Landmanns! zur einzigen Richtschnur aller eurer Maaßnahmen dienen. Dieses Bemühen zu erleichtern, läßt euch der Monarch versammeln, und schenkt euch sein Zutrauen in der Voraussetzung, daß ihr, als treue Unterthanen, als redliche Staatsbürger, denen das Wohl des Vaterlandes theurer als alles ist, demselben entsprechen werdet. Schätzet dieses unbegranzte Zutrauen Eures weisen, gütigen, und gerechten Landesfürsten; aber mißbraucht es nicht!⁸¹

Immerhin gestand *Das Politische Sieb* den Landständen zu, dass weder Monarch noch Landmann von diesen verlange, sämtliche Rechte und Privilegien zu opfern. Ganz im Duktus des vom deutschen Naturrecht⁸² und Staatsutilitaris-

77 Zur Institution des Landtags: Petr MAT’A, Landstände und Landtage in den böhmischen und österreichischen Ländern (1620–1740). Von der Niedergangsgeschichte zur Interaktionsanalyse. In: Ders. / Thomas WINKELBAUER (Hg.), *Die Habsburgermonarchie 1620 bis 1740. Leistungen und Grenzen des Absolutismusparadigmas*. Stuttgart 2006, 345–400.

78 *Das Politische Sieb*, wie Anm. 1, Band 1, 322.

79 Vgl. EBD.

80 Vgl. EBD., 323.

81 EBD.

82 Zum Wesen und zur Bedeutung des deutschen Naturrechts: Hanns-Martin BACHMANN, *Die naturrechtliche Staatslehre Christian Wolffs*. Berlin 2022; Thomas HAHN, *Staat und Kirche im deutschen Naturrecht. Das natürliche Kirchenrecht des 18. und 19. Jahrhunderts*. (ca. 1680 bis ca. 1850). Tübingen 2012; Dieter HÜNING (Hg.), *Naturrecht und Staatstheorie bei Samuel Pufendorf*. Baden-Baden 2009; Martin REULECKE, *Gleichheit und Strafrecht im deutschen Naturrecht des 18. und 19. Jahrhunderts*. Tübingen 2009.

mus⁸³ geprägten Josephinismus argumentierend, sollten nach dem Schreiben eines Landstandes nur Vorrechte, welche „aus den Zeiten der Barbarey“⁸⁴ stammten, keinen Nutzen und den Gesetzen der Natur widersprechen, der Vergangenheit angehören. Verlorene Rechte wie die Versklavung von Menschen – womit auf die Abschaffung der Leibeigenschaft im Jahr 1781 angespielt wurde⁸⁵ – kränkten nur den Stolz der Landstände, aber nicht ihre wahren Vorteile.⁸⁶ Lob äußerte *Das Politische Sieb* hingegen für jene Adelige, welche den Entschluss gefasst hätten, das Privileg des Frondienstes durch Geldzahlungen zu ersetzen, da dieses dem Landmann anstößig gewesen wäre und sich daraus für die Bauern keine Vorteile ergeben würden. Für die Ablösung der Frondienste durch Geld wären die adeligen Grundbesitzer jedoch von Standesgenossen „verketzert“⁸⁷ worden. Andere Adelige, klagte *Das Politische Sieb*, würden „Grund und Bauer für ein absolutes Eigenthum betrachten“⁸⁸ und den monetären Ersatz der Robote für eine „wucherische Spekulation“⁸⁹ zu Lasten der Bauern missbrauchen, wie an dem folgenden Beispiel verdeutlicht werden sollte:⁹⁰

Ein kleiner Gutsherr hat mit 50 bis 55 fl. – für die Raboth des ganz ansässigen Bauers angenommen, und erweist, daß er dabey wesentlich gewinnt, nachdem er für dieses Geld seinen Acker mittelst eigner Bezüge besser – als durch die Frohndienste beurbaret, und ihm noch etwas nahmhaftes am Gelde übrig bleibt; sein Nachbar hingegen, der in dem nämlichen Verhältnisse steht, und der zu den reichsten meiner Landsleute gezehlt wird, aber die Seufzer der Unterthanen nur hört, wenn sie von den Felsenherzen seiner Beamten, die er nach Belieben schalten und walten läßt, abprellen, dieser Herr – verlangt statt 50 oder 55fl. nicht mehr als – 180 fl.⁹¹

Anhand dieses Falls erkenne man, so heißt es am Ende des Schreibens eines Landstandes an seine Mitstände anklagend, dass „wir unserer Seits eben nicht sehr

83 Vgl. Matthias RETTENWANDER, Nachwirkungen des Josephinismus. In: REINALTER, Josephinismus als Aufgeklärter Absolutismus, wie Anm. 37, 360.

84 *Das Politische Sieb*, wie Anm. 1, Band 1, 323. *Das Politische Sieb* rezipierte damit semantisch und ideell den „Barbarei“-Diskurs der französischen Aufklärung, in dem von einigen Vertretern wie Voltaire Phänomene des Feudalwesens als Barbarei verurteilt wurden. Siehe: Oliver EBERL, Naturzustand und Barbarei. Begründung und Kritik staatlicher Ordnung im Zeichen des Kolonialismus. Hamburg 2021, 245.

85 Vgl. BRADLER-ROTTMANN, Reformen, wie Anm. 32, 116.

86 Vgl. *Das Politische Sieb*, wie Anm. 1, Band 1, 323.

87 EBD., 324.

88 EBD.

89 EBD.

90 Vgl. EBD., 323–325.

91 EBD., 324f.

willing nach den Absichten des weisen Kaisers für das allgemeinere Wohl mitwirken, welche Mitwirkung der in diesem Punkte zweifelnden Welt unleugbare Beweise von dem Werthe des Adels geben würde, welchen beyzubehalten jeder Monarchie äußerst angelegen seyn müßte, weil seine Wesenheit, wie die ungläubige Welt sehen würde, nicht bloß im äußeren Prunke und abgeschmackten Vorurtheilen sondern in der bürgerlichen Tugend⁹² bestehe.⁹³ Damit nahm *Das Politische Sieb* konzeptionell Anleihe an der für die bürgerliche Adelskritik der Aufklärung typischen Idee des Tugendadels: Weniger Geburt und adelige Repräsentation, sondern tugendhaftes Verhalten sollte Adel und Adeligkeit definieren.⁹⁴ *Das Politische Sieb* stellte zwar letztlich die Existenz des Adels nicht in Frage, knüpfte jedoch den Wert des Adels an eine Partizipation von diesem am allgemeinen Wohl und eine Annahme eines bürgerlichen Tugendkanons. Dieser inkludierte, für ein harmonisches Miteinander zwischen Grundobrigkeiten, Bauern und allen Ständen zu sorgen, Vorrechte „aus den Zeiten der Barbarey“⁹⁵ aufzugeben und alles der Wohlfahrt des Landmannes und des Gemeinwesens⁹⁶ unterzuordnen.⁹⁷ Das entsprach wiederum ganz dem Ideal von Joseph von Sonnenfels, der nach der Historikerin Grete Klingenstein danach strebte, den Adel in eine bürgerliche Gemeinschaft zu integrieren.⁹⁸

3.2 Den Reichtum „auf schönen Pferden vergaloppiert“: Von verschuldeten, inkompetenten und grausamen adeligen Grundherren

Die Adelskritik in *Das Politische Sieb* betraf im Besonderen die adelige Grundherrschaft. In mehr oder weniger fiktionalen und persiflierenden Geschichten von anonymen Autoren über adelige Grundbesitzer, deren monetäres und moralisches

92 EBD., 325.

93 Vgl. EBD.

94 Vgl. LANGEWIESCHE, Bürgerliche Adelskritik, wie Anm. 64, 16. Ergänzend: Ivo CERMAN, Habsburgischer Adel und Aufklärung. Bildungsverhalten des Wiener Hofadels im 18. Jahrhundert. Stuttgart 2010, 65–92; Horst MÖLLER, Aufklärung und Adel. In: FEHRENBACH, Adel, wie Anm. 64, 1–9. Ein wichtiger Band mit Texten und Quellen zur Entwicklung bürgerlicher Tugenden: Paul MÜNCH (Hg.), Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit. Texte und Dokumente zur Entstehung der „bürgerlichen Tugenden“. München 1984.

95 *Das Politische Sieb*, wie Anm. 1, Band 1, 323.

96 Bereits 1761 hatte der deutsche und für den Josephinismus einflussreiche Kameralist Johann Heinrich Gottlob von Justi ein bürgerliches Tugendideal, wonach der Einzelne sein Interesse und seinen Vorteil zum Wohle des Gemeinwesens einschränken müsste, postuliert: Johann Heinrich Gottlob von JUSTI, Die Grundfeste zu der Macht und Glückseligkeit der Staaten; oder ausführliche Vorstellung der gesamten Policey = Wissenschaft. Band 2. Königsberg – Leipzig 1761, 214.

97 Vgl. *Das Politische Sieb*, wie Anm. 1, Band 1, 322–325.

98 Vgl. Grete KLINGENSTEIN, Sonnenfels als Patriot. In: Ingeborg WIESBACH (Hg.), Judentum im Zeitalter der Aufklärung. Bremen – Wolfenbüttel 1977, 217.

Verhalten nicht gerade aufgeklärten josephinischen Wertvorstellungen entsprach, machte *Das Politische Sieb* in überspitzter bissiger, ironischer und satirischer Form auf Missstände in der adeligen Grundherrschaft aufmerksam. Im Fokus der Erzählungen standen in der Regel klischeehaft dargestellte inkompetente, blasierte, vergnügungssüchtige und verschuldete Adelige, die wegen finanzieller Misere ihre Güter verpachten mussten und deshalb ihre Untertanen gleichgültig äußerst cholerischen, brutalen und gierigen Pächtern auslieferten. Die geschilderten Protagonisten in den Erzählungen standen stellvertretend für all jene adeligen Grundherren und Pächter, denen man ein ähnliches Betragen zuschrieb. Diese Art der Adelskritik ist im historischen Kontext einer tendenziellen Entfremdung zwischen Grundherren und Bauern zu betrachten, die mit der Abwanderung der Grundobrigkeiten in Stadtpalais seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eingesetzt hatte. Diese Entwicklung verstärkte sich im 18. Jahrhundert und zog den vermehrten Einsatz von Pflugschaftspersonen und Pächtern nach sich, die die Grundherrschaften und Untertanen verwalteten. Der zuweilen aufwendige Lebensstil in den Städten führte nicht selten zur Verschuldung⁹⁹ der Adelige.¹⁰⁰ Inhaltlich partizipierte *Das Politische Sieb* dabei auch an der damals zunehmenden Kritik am adeligen Luxus, welche publizistisch den demonstrativen und repräsentativen Konsum des Adels zur bloßen Zurschaustellung des eigenen sozialen Status vermehrt ins Visier nahm.¹⁰¹

Der in der Ausgabe vom 13. Januar 1792 veröffentlichte Fall eines Adelige[n] namens Essigberg beinhaltet die wesentlichen Charakteristika dieser Adelskritik in *Das Politische Sieb*.¹⁰² Gezeichnet wurde das Bild eines zunächst wohlhabenden Edelmannes, der wegen Pferderennen und „artiger Nymphen“¹⁰³ in höchst prekärer finanzieller Lage seine Herrschaft in Pacht gegeben hätte:¹⁰⁴

99 Verschuldete und verarmte Adelige finden nach wie vor sehr selten das Interesse und das Bewusstsein von Forschung und Öffentlichkeit. Dementsprechend groß ist das Desiderat. Eine der positiven Ausnahmen ist die lesenswerte jüngere Studie von Chelion Begass zu Preußen, die unter anderem auch die Verschuldung von Grundbesitzern thematisiert. Chelion BEGASS, *Armer Adel in Preußen 1770–1830*. Berlin 2020.

100 Vgl. MIKOLETZKY, Steuer- und Urbarmregulierung, wie Anm. 42, 310. Zum Palaisbau des Adels: Martin KRUMMHOLZ, *Schloss- und Palaisbau des Adels im 17. und 18. Jahrhundert*. In: Gerhard AMMERER / Elisabeth LOBENWEIN / Martin SCHEUTZ (Hg.), *Adel im 18. Jahrhundert. Umriss einer sozialen Gruppe in der Krise*. Innsbruck – Wien – Bozen 2015, 283–317.

101 Vgl. Theo JUNG, *Adel und Epoche. Kulturkritik und Aristokratismus im deutschen Raum um 1800 und 1900 im Vergleich*. In: Eckard CONZE / Jan DE VRIES / Jochen STROBEL u. a. (Hg.), *Aristokratismus. Historische und literarische Semantik von >Adel< zwischen Kulturkritik der Jahrhundertwende und Nationalsozialismus (1890–1945)*. Münster 2020, 26.

102 Vgl. *Das Politische Sieb*, wie Anm. 1, Band 1, 145.

103 EBD.

104 Vgl. EBD. Die Bezeichnung ‚Nymphen‘ galt gemeinhin als ein Synonym für Prostituierte. Im josephinischen Wien nannte man die am ‚Graben‘ flanierenden Prostituierten ‚Grabennymphen‘,

Ein Edelmann, wir wollen ihn Herr von Essigberg nennen, kam, obwohl er bey dem Antritte seiner Güter ein beträchtliches Vermögen besas, in einigen Jahren so sehr in Verfall, daß er sich gezwungen sah, die Herrschaft in Pacht zu geben, um seine Einkünfte zu vermehren. Wir wollen glauben, daß Herr von Essigberg wider sein Verschulden in diese mißliche Vermögensumstände gerieth, obwohl die böse Welt sagt, daß er einen großen Theil seines Reichthums auf schönen Pferden vergallopirt, und den Uiberrest an der Seite artiger Nymphen verschwendet habe.¹⁰⁵

Die Verschuldung hätte den Herrn von Essigberg letzten Endes zur Verpachtung seiner Herrschaft gezwungen, obwohl, wie *Das Politische Sieb* behauptete, Pächter das Verderben des Edelmannes und der Untertanen seien und Leopold II. nichts weniger leiden könnte als die Verpachtung von Gütern seiner Adelligen.¹⁰⁶ Dies belege auch das Beispiel des von Essigberg nicht zufällig ausgewählten Pächters namens Friedrich, der sich schon als dessen Verwalter durch Skrupellosigkeit und Bereicherungssucht gegenüber den Bauern hervorgetan und diese Art des Umgangs in seiner neuen Funktion nahtlos fortgesetzt hätte.¹⁰⁷

Dieser geschickte Mann verstand schon in seinem vorigen Amte die Kunst, daß Blut der Unterthanen abzupfen, und in – seinen Beutel zu leiten, meisterhaft, man kann sich also leicht vorstellen, daß er nun als Pächter keine Gelegenheit wird vorüber gehen lassen, sich so viel als möglich zu bereichern. Um seine Ausgaben einzuschränken, fing er bey dem Gesinde an, Kost und Lohn zu schmälern, und die Arbeit zu vermehren. Klagten diese armen Leute darüber, so suchte er sie mit der allen Pächtern eigenen Ausflucht: er müsse an den Edelmann einen zu grossen Pachtschilling bezahlen, beruhigen.¹⁰⁸

Das Politische Sieb warnte mit dieser Geschichte über den Herrn von Essigberg und dessen Pächter eindringlich vor einer möglichen Wiederkehr von Leibeigenschaft und Schollenpflicht: Bis zum neuen Jahr das Joch des Pächters Friedrich ertragend, hätten nämlich drei Knechte und die Dienstmägde um ihre Entlassung gebeten. Als diese trotz der Überredungsversuche des Pächters weiterhin auf ihrer Entlassung beharrten, hätte der Pächter mit unbeschreiblicher Wut reagiert, deren Einkerkering angeordnet und angekündigt, die Knechte anschließend von der

für die Joseph Richter 1787 sogar eine Art Jahreskalender mit monatlichen Verhaltensempfehlungen herausgab: Joseph RICHTER, Taschenbuch für Grabennymphen auf das Jahr 1787. Wien 1787.

105 *Das Politische Sieb*, wie Anm. 1, Band 1, 145.

106 Vgl. EBD., 146.

107 Vgl. EBD.

108 EBD.

Armee zwangsrekrutieren¹⁰⁹ zu lassen:¹¹⁰ „Wie! schrie er vor Zorn ganz ausser sich, ihr wollt ein Complot gegen mich machen? Wartet, ich will euch lehren, was ihr zu thun habt! In die Keuche (Kotter) herrschte er dem Amtsdienner zu, mit der Kanaille, und die Kerls sollen obendrein nach einen weissen Rock anziehn!“¹¹¹

Die Ausgabe der Zeitschrift vom 09. Januar 1792 skizzierte wiederum die Geschichte über einen selbstherrlichen und rücksichtslosen Grundbesitzer namens von Omega, der, vielbeschäftigt mit seiner urbanen Repräsentation in Gestalt von Kutschenfahrten und feierlichen Ausritten, sich nicht um die schlechte Behandlung der Untertanen durch seinen Pächter schere und selbst alles unter ihm für eine „Kanaille“¹¹² halte, welche man beliebig behandeln könne:¹¹³

Eine Bittschrift von dem Hrn. von Omega, der nur selten auf sein Gütchen kommt, weil er von Pirutschaden und Kavalkaden in den Hauptstädten, um nämlich zu prahlen, daß er die Künste des Stalles erlernt habe, ein grosser Liebhaber ist, der sich nicht weiter darum bekümmert, wie sich der Pächter gegen seine Unterthanen benimmt, wenn nur der bedungene Pachtschilling ordentlich, und wo möglich, vorausbezahlt wird. Herr von Omega hat eine so gute Meinung vom dem Werthe seiner Titoli, daß er sich berechtigt glaubt, alles übrige, was unter ihm steht, daß ist, was nicht so alt adelich und reich ist, für eine Kanaille zu halten, die mißhandelt und niedergeritten werden kann, ohne nöthig zu haben, sich diesfalls besonders zu entschuldigen. Seine Denckungsart paßt recht schön in die finsternen Zeiten, wo in einem gewissen Lande ein Mensch für den Werth eines Ochsen für 40 fl. todtgeschlagen werden durfte, wenn es Ihro Gnaden so beliebte.¹¹⁴

Eben dieser mehr als nur standesbewusste Herr von Omega hätte nun von seinen Untertanen eine Bittschrift erhalten, in der diese über die zu hohen Forderungen des Pächters klagten. Ein Untertan hätte sich an die öffentliche Amtskanzlei gewandt, weil man ungerecht gegen ihn und die Seinen verfare. Der Bauer wäre von einem Mann belehrt worden, dem Pächter, selbst wenn dieser tatsächlich Unrecht

109 Über das Rekrutierungswesen in der josephinischen Habsburgermonarchie im ländlichen Raum: Michael HOCHEDLINGER, Rekrutierung – Militarisierung – Modernisierung. Militär und ländliche Gesellschaft in der Habsburgermonarchie im Zeitalter des Aufgeklärten Absolutismus. In: Stefan KROLL / Kersten KRÜGER (Hg.), Militär und ländliche Gesellschaft in der frühen Neuzeit, Münster – Hamburg – London, 327–375.

110 Vgl. Das Politische Sieb, wie Anm. 1, Band 1, 146f.

111 EBD., 147.

112 EBD., Band 2, 522. Der Begriff „Kanaille“ hatte sich seit dem 17. Jahrhundert im Deutschen vorrangig als Schimpfwort für Personen, Gruppen und Stände mit wenig Besitz, Status und Bildung durchgesetzt. Volker HARM, Art. „Kanaille / Canaille“. Version 11/2021. In: Wortgeschichte digital – ZDL, Url: <https://www.zdl.org/wb/wortgeschichten/Kanaille>, Zugriff 2023-03-20.

113 Vgl. Das Politische Sieb, wie Anm. 1, Band 2, 521f.

114 EBD.

begangen hätte, nicht grob zu entgegnen,¹¹⁵ da „der Monarch Ordnung haben will, und was unser Monarch wünscht, das erfüllen wir mit Freuden.“¹¹⁶

Der Pächter hätte daraufhin dem Bauern zwar das diesem entwendete Geld zurückgegeben, doch die übrigen Untertanen würden vor weiteren Klagen gegenüber dem Pächter zurückschrecken, „um nicht durch Klagen in einen noch grösseren Schaden zu kommen.“¹¹⁷ In der Bittschrift an ihren Grundherrschaften lamentierten diese, der Pächter fordere auch bei Todesfällen und Veränderungen das Kaufrecht oder den zehnten Pfennig ein, obwohl diese Privilegien ihm nicht zustünden. Neben fünf Gulden und 30 Kreuzern für die Abwicklung der Kaufbriefe hätte der Pächter zusätzlich noch einen Gulden und 30 Kreuzer verlangt.¹¹⁸ Da letzterer auch falsche Angaben über die Zahlungen der Untertanen gemacht habe, sei es dann doch zur dramatischen Eskalation zwischen den Konfliktpartien gekommen, da der Pächter während einer Auseinandersetzung in der Amtskanzlei die Übergabeurkunden der Bauern zerrissen und ihnen – als auffällige Parallele zum Pächter des Adligen von Essigberg¹¹⁹ – mit Zwangsrekrutierung gedroht habe:¹²⁰

Ferner kamen Unterthanen zur Amtskanzley mit Kaufbriefen und Uibergabsnoteln, sie erinnerten sich mehr gezahlt zu haben, als der gestrenge Herr zu notiren beliebte, und bathen, er wolle sich dessen gütigst erinnern, und den Irrthum abändern. Wolt ihr mir leges vorschreiben? rief er. Nein, war die Antwort. Wir sind gewiß, daß wir zu viel bezahlt, und sich Er. Gestrengen geirrt haben. Hier nahm ihnen der Pächter die Uibergabsurkunden, zerriß solche, that den Mund auf, und sprach: Ihr verfluchte Kerls! Euch werd ich was anders zeigen! Ihr sollt, nicht mehr meine Unterthanen heissen! Hier habt ihr euer Kaufbriefgeld (er irrte sich abermals, denn es war nur die Fertigungsgebühr) bald soll euch der weisse Rock zahm machen! Sie bathen um Verzeihung, daß sie ihm üble Laune machen, und um neue Urkunden, weil die alten der pächterische Eifer zerrissen hatte. Er war so billig Ihnen neue – gegen Erlag des Stempelgeldes ausfertigen zu lassen.¹²¹

In der Folge wären die Untertanen gezwungen worden, den seit 30 Jahren nicht mehr verrichteten Naturalrobot abzuleisten oder stattdessen täglich zehn Kreuzer zu bezahlen. Bisher hätte man aber als Ersatz für den Naturalrobot lediglich sechs Kreuzer beanstandet. Angesichts dieser Willkür und Bedrückungen richtete sich

115 Vgl. EBD., 522f.

116 EBD., 523.

117 EBD.

118 Vgl. EBD.

119 Vgl. EBD., Band 1, 146.

120 Vgl. EBD., Band 2, 523f.

121 EBD.

Das Politische Sieb mit mahnenden Worten an den Pächter – und damit an all jene Pächter, welche die Bauern ähnlich ungerecht behandelten:¹²²

Nein, Herr Pächter, so arg ist es nicht, als Sie sich vorstellen. Leopold der gerechte wollte nicht, daß die Herrschaften, durch Begünstigungen der Unterthanen, in ihrem Eigenthum beeinträchtigt werden; und welcher billig denkende Bauer wird den gütigen Regenten nicht segnen, daß er verhinderte, damit sie nicht in den Besitz eines ungerechten Gutes kommen. Aber diese Verfügung gestattet nicht, daß sie, Herr Pächter, nach ihrem Gutdünken schalten, und walten dürfen. Das darf ihre Obrigkeit, deren Rechte sie ausüben, nicht.¹²³

Zentral ist hierbei, dass damit *Das Politische Sieb* das josephinische Verständnis des grundherrschaftlichen Eigentumsrechts, das von den Lehren von Samuel von Pufendorf¹²⁴, Thomas Hobbes¹²⁵ und Johann Heinrich Gottlob von Justi¹²⁶ beeinflusst war, vehement vertrat. Nur wenn die Grundobrigkeiten beziehungsweise die Pächter die Untertanen nach den Gesetzen und Verordnungen des über das Obereigentumsrecht verfügenden Monarchen behandelten, würden sich diese im Rahmen des grundherrschaftlichen Eigentumsrechts bewegen.¹²⁷ Diese Auffassung des grundherrschaftlichen Eigentumsrechts stand gerade der in vielen landständischen Beschwerdeschriften gegen die Steuer- und Urbarmessregulierung Josephs II. vorgebrachten traditionellen Interpretation des obrigkeitlichen Eigentumsrechts als die in alten Dokumenten verbrieften und selbst für einen Monarchen heiligen und unantastbaren Herrschaftsrechte über Grund und Bauern konträr entgegen. Die zahlreichen Geschichten über rücksichtslose und pflichtvergessene Grundherren in *Das Politische Sieb* waren somit letztlich ein Ausdruck der besonderen Sorge der josephinischen Zeitschrifteninitiatoren ob der Folgen der Abschaffung der Steuer- und Urbarmessregulierung in Hinsicht des Eigentumsrechts, der Bauern und der Grundherrschaft. Befürchtet wurde im schlimmsten Fall nichts anderes als eine Wiederkehr willkürlicher vorjosephinischer Zustände, bei denen das Wohl und die

122 Vgl. EBD., 524.

123 EBD., 524f.

124 Vgl. Manfred BROCKER, Arbeit und Eigentum. Der Paradigmenwechsel in der neuzeitlichen Eigentumstheorie. Darmstadt 1992, 82.

125 Vgl. Thomas HOBBS, Leviathan, hg. von Hermann KLENNER. Hamburg 1996, 151.

126 Vgl. Anton TAUSCHER, Der Wandel im Eigentumsrecht. In: Günther BEITZKE (Hg.), Festschrift zum 60. Geburtstag von Walter Wilburg. Graz 1965, 207f.

127 Vgl. *Das Politische Sieb*, wie Anm. 1, Band 2, 524f. Genauerer über das josephinische Eigentumsrechtsverständnis: STEINER, Landstände, wie Anm. 32, 156–160.

Abgabepflichten der Untertanen nicht nur, aber vornehmlich von der Person und dem Gutdünken des jeweiligen Grundherrn abhingen.¹²⁸

Grundherren wie von Omega müssten sich daher *Das Politische Sieb* zufolge wie jeder Untertan des Kaisers an die Landesgesetze halten, womit die Zeitschrift sich in ihrem Appell abschließend auf eine der obersten Prämissen der Aufklärung, der Gleichheit aller vor dem Gesetz,¹²⁹ berief:¹³⁰

Herr von Omega ist eben so gut ein Unterthan des Monarchen, eben so gut den Landesgesetzen unterworfen, als der geringste Unterthan. Bessern sie sich, rathen wir ihnen ernstlich, machen sie keine ungerechte Forderungen, sie werden sich sonst schweren Verantwortungen aussetzen, so wie sie die Gesetze in ihren gerechten Ansprüchen unterstützen werden. Die Bauern sind ihres Gehorsams, und ihrer Gutmüthigkeit wegen zu beloben. Sie wollen nie die Schranken der Achtung gegen ihre Vorgesetzte verletzen, und wird ihnen solch ein Betragen gewiß zum Verdienst angerechnet werden. Wir hoffen, daß sich auch Herr von Omega werde billig finden lassen; um so mehr, als ihm bewußt seyn wird, daß noch andere Dinge in dieser nemlichen Bittschrift vorkommen, die wir aus Schonung für ihn, für diesmal verschwiegen haben.¹³¹

3.3 Gefühlloser „Knicker“ oder wahrer „Patriot“: Der josephinische Grundherr als Idealtypus eines patriotischen Adelige

Bei aller Kritik am Adel und an der adeligen Grundherrschaft war es den Verantwortlichen der Zeitschrift ein entscheidendes Anliegen, den Lesern vor Augen zu führen, was aus deren Sicht einen guten von einem schlechten Grundherren unterschied und damit einhergehend ein Idealbild eines adeligen Grundherren im Geiste des Josephinismus zu entwerfen: den des „wahren Patrioten“.¹³² Realisiert wurde dies durch einen in der Ausgabe vom 09. Jänner 1792 abgedruckten kurzen Dialog zwischen den Protagonisten Paul Stierlinger und Jodok, der die Frage erörterte, welche Eigenschaften einen „wahren Patrioten“¹³³ auszeichneten. Nach Jodok wäre

128 Beispielsweise: StLA, Laa. Archiv Antiquum III, K. 308, H. 992, Die dritte Vorstellung der steirischen Landstände vom 27. Februar 1790.

129 Vgl. MÖLLER, Aufklärung, wie Anm. 94, 4.

130 Vgl. *Das Politische Sieb*, wie Anm. 1, Band 2, 525.

131 EBD.

132 EBD., Band 1, 82.

133 EBD. Erwähnenswert erscheint, dass in der von Leopold II. forcierten *Wiener Zeitschrift* dem Patriotismus-Begriff ebenso publizistische Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Dieser unterschied sich vom Patriotismus-Verständnis von *Das Politische Sieb* jedoch frappierend darin, dass der Gehorsam gegenüber Monarch und Staat im Vordergrund stand. Als ein Patriot wurde derjenige klassifiziert, der den Verordnungen des Monarchen Folge leistete, dessen Zensurmaßnahmen

ein wahrer Patriot jemand, der das allgemeine Wohl befördere, keinen Stand bevorzuge und dazu bereit wäre, eigene Vorteile für den Staat aufzuopfern.¹³⁴ In enger Anlehnung an das im *Zedler-Lexikon* bereits 1740 festgehaltenem Fundaments des gängigen Patriotismus-Verständnis der Aufklärung, wonach ein Patriot in einem Gemeinwesen immer zum Wohl aller agieren müsse,¹³⁵ versah *Das Politische Sieb* die eigene Definition von Patriotismus zusätzlich mit klassischen moralpolitischen josephinischen Elementen¹³⁶ und Topoi. Eingefordert wurden von einem Patrioten neben der Beförderung der Wohlfahrt ein ständeübergreifend wirkendes edles Gemüt¹³⁷ und eine selbstlose Aufopferungsbereitschaft für den Staat. Ein wahrer Patriot solle sich nichts anderes als altruistisch¹³⁸ und vollkommen dem Nützlichkeitsprinzip, der Glückseligkeit und den Bedürfnissen des josephinischen Staates verschreiben. Nur wer in diesem Sinne josephinisch denke und handle, könne nach Auffassung von *Das Politische Sieb* als wahrer Patriot gelten:¹³⁹ „Richtige Erkenntniß des allgemeinen Besten, und der wahren Mittel dasselbe zu befördern; dann ein edles Herz, frey von Vorliebe für einen oder den anderen Stand, getreu seinen Einsichten, das Bessere des Staates, auch mit Aufopferung eigener Vortheile zu wählen.“¹⁴⁰ Bemerkenswerterweise folgte *Das Politische Sieb* hierbei der Patriotismus-Vorstellung von Joseph von Sonnenfels, der sich in seiner 1771

unterstützte und der Radikalität der Französischen Revolution fernstand. Siehe: LETTNER, Rückzugsgefecht, wie Anm. 25, 76.

134 Vgl. *Das Politische Sieb*, wie Anm. 1, Band 1, 82.

135 Nach dem *Zedler-Lexikon* wäre ein Patriot „ein rechtschaffener Landes=Freund, ein Mann, der Land und Leuten treu und redlich vorstehet, und sich die allgemeine Wohlfahrt zu Herzen gehen lasset“. Johann Heinrich ZEDLER, Artikel „Patriot“. In: *Grosses Vollständiges Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste*. Band 26. Leipzig 1740, Sp. 1393.

136 Den politischen und moralischen Impetus des Patriotismus-Begriffes des 18. Jahrhunderts hat bereits Rudolf Vierhaus in einem Aufsatz näher beleuchtet: Rudolf VIERHAUS, „Patriotismus“ – Begriff und Realität einer moralisch-politischen Haltung. In: Ders., *Deutschland im 18. Jahrhundert. Politische Verfassung, soziales Gefüge, geistige Bewegung*. Göttingen 1987, 96–109. Eine neuere Studie über den Patriotismus der Aufklärung am Beispiel Hamburgs: Martin KRIEGER, *Patriotismus in Hamburg. Identitätsbildung im Zeitalter der Frühaufklärung*. Köln – Weimar – Wien 2008.

137 Gemeinhin ist es ein immer wiederkehrendes Muster aufgeklärter Zeitschriften, gerade von den Herrschaftseliten mit moralisierendem Pathos ein tugendhaftes und vorbildliches Verhalten einzufordern. Siehe: Wolfgang MARTENS, *Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen Moralischen Wochenschriften*. Stuttgart 1971. Ebenso: Misia Sophie DOMS / Bernhard WALCHER (Hg.), *Periodische Erziehung des Menschenschlechts. Moralische Wochenschriften im deutschsprachigen Raum*. Bern 2012; Johanna SCHULTZE, *Die Auseinandersetzungen zwischen Adel und Bürgertum in den deutschen Zeitschriften der drei letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts (1773–1806)*. Berlin 1925.

138 Das Beharren auf uneigennütziges Handeln zum Wohle des Gemeinwesens war nicht zufällig ein zentraler Topos der bürgerlichen Adelskritik. Siehe: MÖLLER, *Aufklärung*, wie Anm. 99, 8.

139 Vgl. *Das Politische Sieb*, wie Anm. 1, Band 1, 82.

140 EBD.

veröffentlicht Schrift *Ueber die Liebe des Vaterlandes*¹⁴¹ mit dem Thema Patriotismus auseinandersetzte und einen Patrioten als einen uneigennützig handelnden Menschen charakterisierte. Ein Adelliger wäre nach Sonnenfels zudem nur dann patriotisch, wenn dieser sich ganz dem Vaterland verpflichte und die Mitbürger mithilfe der Vorrechte seiner Geburt glücklich mache.¹⁴²

Auf Stierlingers in *Das Politische Sieb* wiedergegebene Reaktion angesichts der von Jodok beschriebenen Eigenschaften und Verhaltensweisen eines „wahren Patrioten“,¹⁴³ wonach diese für den Einzelnen doch gar nicht einfach umzusetzen wären, meinte Jodok, dass Patrioten aus diesem Grunde eine Seltenheit seien. Um Stierlinger zu veranschaulichen, wer patriotisch handle und wer nicht, verglich Jodok das divergente Verhältnis von zwei Gutsbesitzern zur Leibeigenschaft. Dabei prolongierte dieser abermals einen ins josephinische Gedankengut eingebetteten Altruismus als maßgebliches Inklusions- und Exklusionskriterium für die Kategorisierung als wahrer Patriot. Im von Jodok erläuterten Gleichnis bedeutete dies, dass nur jener Gutsbesitzer, der sich trotz Einbußen selbstlos gegen die Leibeigenschaft ausspreche, zum erlauchten Kreis eines „wahren Patrioten“¹⁴⁴ zählen könne.¹⁴⁵

Wenn aus zwey Gutsbesitzern, der eine mit allem sophistischen Witze sich bestrebt, die Leibeigenschaft aufrecht zu erhalten, weil er durch die Aufhebung derselben an seinen Einkünften verlieren würde, und der andere, ungeachtet seine Einkünfte verringert werden, wider die Bestehung der Leibeigenschaft, die er für das Allgemeine schädlich findet, eifert, so verdient nur der letztere diesen ehrenvollen Rahmen.¹⁴⁶

Stierlinger warf im Dialog daraufhin die Frage in den Raum, woran man nun denn eindeutig erkenne, ob sich Grundherren in diesem „ehrenvollen Rahmen“ eines „wahren Patrioten“¹⁴⁷ befänden. Indem man überprüfe, ob diese zum Wohl des Gemeinwesens beitragen, für die Erhaltung der Harmonie unter den Ständen eintreten, die Volksaufklärung fördern, die Rechte des Bauernstandes achten und diesem

141 Vgl. Joseph von SONNENFELS, *Ueber die Liebe des Vaterlandes*, Wien 1771.

142 Vgl. Harm KLUETING, „Bürokratischer Patriotismus“. Aspekte des Patriotentums im theresianisch-josephinischen Österreich. In: Günter BIRTSCH (Hg.), *Patriotismus*. Aufklärung 4 (1991), 2, 37–52, 44.

143 *Das Politische Sieb*, wie Anm. 1, Band 1, 82.

144 EBD.

145 Vgl. EBD., 83. Zum Patriotismus-Bild von Sonnenfels: KLINGENSTEIN, *Sonnenfels*, wie Anm. 98, 211–228.

146 *Das Politische Sieb*, wie Anm. 1, Band 1, 83.

147 EBD.

unter Verzicht auf Standesdünkel das Privileg und die Fähigkeit zur politischen Partizipation einräumen würden, präzierte Jodok.¹⁴⁸

Ob sie die allgemeine Glückseligkeit befördern, oder nur für das Wohl einzelner geringerer Volksklassen abzwecken? Ob sie die Eintracht unter allen Volksklassen erhalten, oder stöhren? Würden ansuchen, die als Landes= Gesetze angenommen, das belastete Landvolk in einer schädlichen Dummheit erhalten; ob sie den Bauernstand, diese arbeit-same Volksklasse in Rücksicht auf seine Rechte, und Einfluß auf die Mitstimmung zu den Vortheilen des Vater=Landes, für zu blind und unfähig erklären, und diese ehrenvolle Fähigkeit nur da suchen, wo Glück und Ahnen sind.¹⁴⁹

Ungeachtet davon konstatierte *Das Politische Sieb* dem Adel in der Ausgabe vom 11. Februar 1792 zumindest, sich von den Vorfahren aus barbarischen Zeiten in einem Aspekt zu distinguieren. Denn früher hätte ein reicher Adeliger noch oft zum Vergnügen einem Gemeinen bei Jagden oder bei Wettfahrten die Knochen zerschmettert.¹⁵⁰ Welcher Ansehensverlust einem zeitgenössischen Adeligen bei einer solchen Tat widerfahre, hob die Zeitschrift in drastischen, aber unmissverständlichen Worten hervor:¹⁵¹ „Sollte sich so ein gefühlloser Knicker heut zu Tage blicken lassen, so würde die allgemeine Verachtung des Publikums sein Lohn seyn; oder man hätte Mitleid mit seinem von Hochmuth verbrannten Gehirn, oder man wäre so gutmüthig, – ihn nur als einen Thoren auszuzuschen!“¹⁵²

4. Fazit

Die jüngere Forschung hat die Gründung der Zeitschrift *Das Politische Sieb* vorrangig auf den politischen, beruflichen, ideellen und persönlichen Konflikt zwischen Sonnenfels und Hoffmann und deren Unterstützern zurückgeführt.¹⁵³ Doch Sonnenfels wollte mit *Das Politische Sieb* ein von Hoffmann in Gang gebrachtes Publikationsprojekt nicht bloß untergraben und konterkarieren. Die Etablierung von *Das Politische Sieb* im Jahr 1791 ist auch als eine von mehreren Reaktionen auf die von Leopold II., den josephinischen Beamten am Wiener Hof und anderen Proponenten empfundene Bedrohung des seit den 1740er-Jahren vorangetriebenen

148 Vgl. EBD., 83f.

149 EBD.

150 Vgl. EBD., Band 2, 553.

151 Vgl. EBD., 554.

152 EBD.

153 Vgl. KARSTENS, Lehrer, wie Anm. 9, 125–127.

josephinischen Reformwerks sowie der gesamten josephinischen Ordnung zu verstehen. Einerseits wurde dieses vielschichtige Bedrohungsempfinden durch äußere Einflüsse wie der Französischen Revolution, andererseits durch innere Begebenheiten, vor allem durch die von den Interessen des Adels dominierten landständischen Forderungen in den Verfassungsschriften und den diesbezüglichen Verhandlungen am Wiener Hof noch mehr geschürt. Die seit der Abschaffung der Steuer- und Urbarialregulierung um ihr josephinisches Lebenswerk bangenden Beamten und Gelehrten stellten sich nicht nur am Verhandlungstisch, sondern auch partiell in Form von *Das Politische Sieb* dem (landständischen) Adel entgegen. Im Großen und Ganzen entsprach es dem Wesen der ein josephinisches Weltbild repräsentierenden Zeitschrift, Personen, Stände und Ereignisse in mal mehr oder weniger satirischer, ironischer, humoristischer oder spöttischer Weise zu beleuchten und zu kommentieren, konkret in Anlehnung an den Zeitschriftentitel zu sieben. Ein häufiges Objekt dieses Siebens war dem Entstehungshintergrund entsprechend der (landständische) Adel. So sollte *Das Politische Sieb* auf Geheiß des Kaisers mit Sonnenfels als Spiritus Rector¹⁵⁴ den vom Wiener Hof im Zuge der Verfassungskontroversen empfundenen „Anmaßungen“¹⁵⁵ des (landständischen) Adels entgegentreten und diesem darüber hinaus mit allgemeiner Adelskritik öffentlich in die Schranken weisen.¹⁵⁶ Nach den Angaben des weiteren Herausgebers Franz Xaver Huber nahm sogar Leopold II. aktiv regen Anteil an der Ausrichtung des Blattes¹⁵⁷ und initiierte offenbar höchst persönlich eine die Blattlinie maßgeblich kennzeichnende scharfe Kritik am Adel, was ein neues, bislang nicht berücksichtigtes Schlaglicht auf die kurze Regierungszeit des Kaisers im Kontext bedrohter josephinischer Ordnung wirft.¹⁵⁸

Das Politische Sieb griff insbesondere den Kern der landständischen traditionalistischen Argumentation für die beanspruchte Restauration der vorjosephinischen Landesverfassungen an; den regelmäßigen Verweis auf das in Dokumenten verbriefte alte Herkommen. Im Schreiben eines Landstandes an seine Mitstände vom 26. Jänner 1792 wurden die Landstände nicht zuletzt dazu aufgerufen, sich hinsichtlich ihrer Rechte und Privilegien nicht mehr auf verstaubte Urkunden zu berufen, sondern sich und ihre beanstandeten Vorrechte zum Wohle des Gemeinwesens und vor allem der Bauern dem Geist und den Erfordernissen der Zeit anzupassen.¹⁵⁹ Die für die Landstände identitätsstiftenden historischen Dokumente wurden als Hemmschuh für eine „Harmonie zwischen Herr und Bauer“ angeprangert, weshalb

154 Vgl. REINALTER, Aufgeklärter Absolutismus, wie Anm. 24, 93.

155 Zitiert nach EBD.

156 *Das Politische Sieb*, wie Anm. 1.

157 Vgl. HUBER, Beytrag, wie Anm. 11, III–IV.

158 Vgl. EBD., 98.

159 Vgl. *Das Politische Sieb*, wie Anm. 1, Band 1, 321.

Das Politische Sieb dazu aufrief, gerade auf jene Privilegien, die „aus den Zeiten der Barbarey“¹⁶⁰ stammen würden, zukünftig zu verzichten, bürgerliche Tugenden anzunehmen und die Institution des Landtages voll und ganz der Erleichterung des Bauernstandes zu widmen.¹⁶¹

Mögliche negative Folgen für das Grundherrschaftswesen und das Wohl der Bauern wegen der Beseitigung der josephinischen Steuer- und Urbarialregulierung vor Augen, wurden in *Das Politische Sieb* noch dazu in persiflierendem und klichscheebefahertem Stil fiktive Geschichten über selbstgefällige, verantwortungslose, prunk-, vergnügungs- und verschwendungssüchtige adelige Grundbesitzer veröffentlicht, die am finanziellen Abgrund stehend ihren Grund und Boden recht autonom agierenden, eigennützig und brutalen Pächtern überließen, welche die Bauern ohne Unterlass und Gnade schikanierten. Paradigmatisch dafür ist die am 13. Januar 1792 publizierte Erzählung über einen Adligen namens von Essigberg, der aufgrund seiner Vorliebe für Pferde und Prostituierte in eine finanzielle Schiefelage geriet und seine Herrschaft und seine Untertanen dem Pächter Friedrich überließ, welcher sich seit jeher schamlos auf Kosten der Bauern bereicherte, die Leibeigenschaft durch die Hintertür reaktivierte und bei Renitenz der Untertanen mit Einkerkerung und Zwangsrekrutierung reagierte.¹⁶² Dementgegen wurde, um aus dem josephinischen Blickwinkel patriotische von unpatriotischen Adligen zu trennen, in einem in Dialogform präsentierten Beitrag der Ausgabe vom 09. Januar 1792 das Idealbild eines josephinischen Grundherren als „wahren Patriot“¹⁶³ konzipiert.¹⁶⁴ Stark von moralpolitischen josephinischen Topoi und vom Patriotismus-Verständnis von Sonnenfels geprägt¹⁶⁵, konnte *Das Politische Sieb* folgend ein adeliger Grundherr nur dann als wahrer Patriot gelten, wenn dieser dazu bereit war, ohne Standesdünkel, selbst wenn dies einen Verzicht auf adelige Vorrechte erforderlich mache, sich vollkommen für das Wohl und die Glückseligkeit des Gemeinwesens bzw. des josephinischen Staates einzusetzen.¹⁶⁶ Dies implizierte auch, zu einem harmonischen Miteinander zwischen den Ständen beizutragen, den Bauern Bildung zu ermöglichen und diese an politischen Entscheidungsprozessen teilhaben zu lassen.¹⁶⁷

Der plötzliche Tod von Kaiser Leopold II. am 01. März 1792 leitete jedoch den schnellen Niedergang von *Das Politische Sieb* ein. Sein Nachfolger Franz II. hob

160 EBD., 322.

161 Vgl. EBD., 322–325.

162 Vgl. EBD., 145–147.

163 EBD., 82.

164 Vgl. EBD.

165 Vgl. SONNENFELS, Liebe, wie Anm. 143. Siehe auch FILLAFER, Aufklärung, wie Anm. 9, 24–29.

166 Vgl. *Das Politische Sieb*, wie Anm. 1, Band 1, 82.

167 Vgl. EBD., 83f.

dessen Befreiung von der Stempelgebühr auf, woraufhin der Kaufpreis des Blattes am 30. März 1792 von ursprünglich einem Kreuzer auf eineinhalb Kreuzer erhöht werden musste. Nur einen Tag darauf erklärte die Redaktion, die angesichts einer neuen politischen Zeitenwende ihren Rückhalt am Wiener Hof verloren hatte, mit dem Verweis auf mehre verstorbene und erkrankte Mitglieder das Ende von *Das Politische Sieb*.¹⁶⁸

168 Vgl. LETTNER, Rückzugsgefecht, wie Anm. 25, 185.

Arminius, ein Habsburger?

Germanische Frühgeschichte in Literatur, Theater und bildender Kunst des ‚langen 18. Jahrhunderts‘

Einleitung

Ein Blick in die Vergangenheit erfüllt zahlreiche Funktionen: von historischer Neugierde auf Gewesenes über den Versuch, Phänomene der eigenen Lebensrealität in ein größeres Ganzes einzuordnen bis zur Frage nach Identität und Zugehörigkeit. Dabei sind Annäherungen an „das, was war“ stets geprägt von ihrer Zeit und dem Interesse, welches ihnen zugrunde liegt. Ein wesentlicher Motivator für diese Rückgriffe war und ist dabei die Konstruktion historischer Kontinuitäten, die helfen sollen, Identitäten zu definieren und Macht zu legitimieren. Wie brüchig die scheinbare Objektivität von Geschichte daher ist, zeigt eine kritische Untersuchung der neuzeitlichen Rezeption germanisch-römischer Auseinandersetzungen im deutschsprachigen Raum. In ihrer Entwicklung ist sie häufig mit nationalistischen Tendenzen verflochten, die bis heute nicht verschwunden sind.¹ Während eine einheitliche germanische Selbstidentifikation als ahistorisch gesehen werden

1 Die ideologische Instrumentalisierbarkeit der taciteischen *Germania* hat ihr eine Einordnung unter die hundert gefährlichsten Bücher eingebracht, die je geschrieben wurden, siehe Arnaldo MOMIGLIANO, *Studies in historiography*. London 1966, 112–113. Dieser Einschätzung folgt Christopher KREBS mit dem Titel seiner Rezeptionsgeschichte, vgl. DERS., *A Most Dangerous Book. Tacitus's Germania from the Roman Empire to the Third Reich*. New York – London 2012. Zur Arminius- und Germanenrezeption in nationalistischen Strömungen siehe weiters u. a.: Torrey James LUCE / Anthony John WOODMAN, *Tacitus and the Tacitean Tradition*. Princeton 1993; Allan Antoni LUND, *Germanenideologie im Nationalsozialismus. Zur Rezeption der 'Germania' des Tacitus im "Dritten Reich"*. Heidelberg 1995; Volker LOSEMANN, *Nationalistische Interpretationen der römisch-germanischen Auseinandersetzung*. In: Rainer WIEGELS / Winfried WOESLER (Hg.), *Arminius und die Varusschlacht. Geschichte – Mythos – Literatur*. Paderborn³ 2003, 419–432; Ingo WIWJORRA, *Der Germanenmythos. Konstruktion einer Weltanschauung in der Altertumsforschung des 19. Jahrhunderts*. Darmstadt 2006; Martin WINKLER, *Arminius the Liberator. Myth and Ideology*. Oxford – New York 2015. Für Studien zur Germanenrezeption bei Neuen Rechten siehe Uwe PUSCHNER / Ulrich GROSSMANN (Hg.), *Völkisch und national. Zur neuen Aktualität alter Denkmuster im 21. Jahrhundert*. Darmstadt 2009; Karl BANGHARD, *Germanen als geschichtspolitisches Konstrukt der extremen Rechten*. In: Hans-Werner KILLGUSS / Martin LANGEBACH (Hg.), *Opa war in Ordnung. Erinnerungspolitik der extremen Rechten*. Köln 2016, 130–143; Stefanie von SCHNURBEIN, *Norse Revival. Transformations of Germanic Neopaganism*. Boston 2016.

kann, wird in der Neuzeit gerade der Begriff der „Einheit“ zu einem der wichtigsten Anknüpfungspunkte.²

Die – häufig politisch aufgeladene – Rezeption germanischer Frühgeschichte ist ein gut erforschtes Feld, wobei das Thema der Varusschlacht (9 n. Chr.) bisher die meiste Aufmerksamkeit erfuhr.³ Dabei hat sich die Vorstellung etabliert, diese Aufnahmen seien ein inhärent norddeutsches und protestantisches Phänomen.⁴ Die enorme Resonanz germanischer Themen ist in diesen Regionen zwar unstrittig nachweisbar, es handelt sich im 18. Jahrhundert allerdings nicht um ein regional eingeschränktes Spezifikum. Im Folgenden soll ein Gegenmodell vorgestellt werden, welches bisher kaum Beachtung gefunden hat: die habsburgische Rezeptionslinie. In den wenigen Untersuchungen zu diesem Thema lag der Fokus vorrangig auf dem 19. Jahrhundert.⁵ Erst kürzlich erschien ein Beitrag von

2 Historisch betrachtet beginnt das Definitionsproblem einer germanischen Sphäre damit, dass es sich um eine Fremdbezeichnung aus politischen Interessen handelt, vgl. KREBS, Book, wie Anm. 1, 18f.; Heinrich BECK (Hg.), *Germanenprobleme in heutiger Sicht*. Berlin – New York 1986; Stefan BURMEISTER, *Germanen? Die Facetten und Probleme eines germanischen Kollektivbegriffs vor dem Hintergrund der bekannten Quellen*. In: Gabriele UELSBERG / Matthias WEMHOFF (Hg.), *Germanen. Eine archäologische Bestandsaufnahme*. Darmstadt 2020, 416–431.

3 Die Forschung zur deutschsprachigen Rezeption kann hier nur angerissen werden, siehe Gert UNVERFEHRT, *Arminius als nationale Leitfigur. Anmerkungen zu Entstehung und Wandel eines Reichssymbol*. In: Ekkehard MAI / Stephan WAETZOLDT (Hg.), *Kunstverwaltung, Bau- und Denkmalpolitik im Kaiserreich*. Berlin 1981, 315–340; WIEGELS / WOESLER, *Arminius*, wie Anm. 1; LANDESV ERBAND LIPPE (Hg.), *2000 Jahre Varusschlacht. 3. Mythos*. Darmstadt 2009; Klaus KÖSTERS, *Mythos Arminius. Die Varusschlacht und ihre Folgen*. Münster 2009; Ernst BALTRUSCH (Hg.), *2000 Jahre Varusschlacht. Geschichte – Archäologie – Legenden*. Berlin 2012.

4 Diese Ansicht ist meist implizit siehe etwa UNVERFEHRT, *Arminius*, wie Anm. 3, v. a. 229f., und nur selten explizit wie bei Dieter MERTENS, *Die Instrumentalisierung der „Germania“ des Tacitus durch die deutschen Humanisten*. In: Heinrich BECK (Hg.), *Zur Geschichte der Gleichung „germanisch – deutsch“: Sprache und Namen, Geschichte und Institutionen*. Berlin 2004, 99. Deutlich wird sie auch an der Hervorhebung entsprechender Beispiele als Ausnahmen, etwa bei Michael NIEDERMEIER, „... weil wir dem Blocksberg zu nahe wohnen“. Klopstock, Hermann, der Harz und der Hain. In: Jost HERMANN / Michael NIEDERMEIER, *Revolutio germanica. Die Sehnsucht nach der „alten Freiheit“ der Germanen 1750–1820*. Frankfurt am Main – Berlin – Bern u. a. 2002, 117. Ähnlich interpretiert Daniela HAARMANN, *Hermann Versus Varus at the Battle of Nations in Leipzig (1813). The Reception of the Hermann Myth during and after the Napoleonic Wars in Austria*. In: *Austrian History Yearbook* 53 (2022), 61–74, bspw. 70, die Aufnahmen in der Zeit um 1814, die für sie ein Spezifikum der Napoleonischen Zeit darstellen. Sowohl HAARMANN als auch JAWORSKI betonen weiters das Forschungsdesiderat in diesem Kontext siehe HAARMANN, *Hermann*, 61f., und Rudolf JAWORSKI, „Auf Germanen! Schützt Eure Marken!“ Zum Germanenkult auf Bildpostkarten der späten Habsburgermonarchie. In: *Geschichtsdidaktik. Zur Formierung einer Disziplin* 32 (2021), 2, 233.

5 Für die Rezeption auf Briefmarken siehe JAWORSKI, *Germanen*, wie Anm. 4. Für den Bereich der Schulbücher siehe Elisabeth MONYK, *Zwischen Barbarenklischee und Germanenmythos. Eine Analyse österreichischer Geschichtslehrbücher zwischen 1891 und 1945*. Wien 2006.

Daniela Haarmann, die sich mit dem Arminiusmotiv als Reaktion auf die napoleonischen Kriege auseinandersetzte und eine verdienstvolle Studie für die Zeit der sogenannten „Befreiungskriege“ lieferte.⁶

Darüber hinaus lassen sich allerdings verschiedene Adaptionen der Varusschlacht, die in Verbindung mit der Habsburgermonarchie stehen, bereits vor der Auflösung des Heiligen Römischen Reiches nachweisen. Wie in der Folge gezeigt wird, handelt es sich dabei nicht um Einzelfunde, sondern um ein durchaus verbreitetes Motiv. Die Schlacht, welche meist in Norddeutschland verortet wird, ließ sich durch zwei Argumentationsstränge auf dem Gebiet des heutigen Österreichs und Tschechiens verwerten: Einerseits durch die Stellung der Habsburger innerhalb des Heiligen Römischen Reiches und andererseits durch die Vorstellung einer deutschsprachigen Einheit, wie sie am österreichischen Deutschnationalismus im 19. und 20. Jahrhundert sichtbar wird.⁷ Auf Basis der deutschen Sprachgemeinschaft und der politischen Hegemonie konnten Ereignisse in Narrative integriert werden, die durch ihre geografische Distanz keinen historischen Bezug hatten. An dieser Stelle sei erwähnt, dass zeitgleich andere Erzählungen propagiert wurden: So wertete der steirische Historiker Joseph Karl Kindermann die Geschichte Innerösterreichs zwar ebenfalls als deutsch, ordnete sie jedoch nicht in eine gemeinsame germanische Abstammung ein.⁸ Zeitgleich existierten für die Regionen der Habsburgermonarchie zahlreiche Narrative, in denen germanische Frühgeschichte gar nicht thematisiert wurde und deren Identifikationselemente auf andere Bezugsrahmen verwiesen.⁹

6 HAARMANN, Hermann, wie Anm. 4 sowie DIES., Sammeln und Graben für Herrscher und Vaterland – Altertumskunde, Archäologie und die Konstruktion von Identitäten in den österreichischen und ungarischen Ländern um 1800. Diss. Wien 2018, 364–372.

7 Zur Frage des Deutschpatriotismus in Österreich siehe Peter URBANITSCH, Die Deutschen in Österreich. In: Adam WANDRUSZKA / Peter URBANITSCH (Hg.), Die Habsburgermonarchie 1848–1918. Bd. III. Die Völker des Reiches. Wien 1980, 33–153; Heinrich LUTZ, Österreich und die deutsche Frage im 19. und 20. Jahrhundert. Probleme der politisch-staatlichen und soziokulturellen Differenzierung im deutschen Mitteleuropa. Wien 1982; Reinhard STAUBER, Vaterland - Provinz - Nation. Gesamtstaat, Länder und nationale Gruppen in der österreichischen Monarchie 1750–1800. In: Eckhart HELLMUTH / Reinhard STAUBER (Hg.), Nationalismus vor dem Nationalismus? Hamburg 1998, 56–73; Julia SCHMID, Kampf ums Deutschtum. Radikaler Nationalismus in Österreich und dem Deutschen Reich 1890–1914. Frankfurt am Main 2009.

8 Vgl. Joseph Karl KINDERMANN, Beiträge zur Vaterlandskunde für Innerösterreichs Einwohner. 2 Bände. Graz 1790. Die Varusschlacht erfährt bei Kindermann keine positive Wertung, vgl. HAARMANN, Sammeln, wie Anm. 6, 313f.

9 Siehe Werner TELESKO, Kulturraum Österreich. Die Identität der Regionen in der bildenden Kunst des 19. Jahrhunderts. Wien 2008. Dazu zählt die Darstellung des Kaisers als Friedensbringer, die sich unter anderem auf eine klassische Antikenrezeption stützt, siehe hierzu HAARMANN, Sammeln, wie Anm. 6, 346–361.

Für die Kontextualisierung des Themas werden in der Folge einige Eckpunkte der Germanenrezeption bis zum 18. Jahrhundert vorgestellt, wobei vor allem die Übereinstimmung der Arminius-Genealogie mit dem Haus Habsburg im 17. Jahrhundert von Bedeutung ist. Auf dieser Basis wird die Rezeption im 18. Jahrhundert anhand verschiedener Themenbereiche – wie Theater und bildender Kunst – untersucht. Dabei werden die Aufnahmen hinsichtlich ihres Bezugs zu zeitgenössischen Gegebenheiten befragt, die von der Aktualisierung germanischer Geschichte im habsburgischen Kontext zeugen. Diese Darstellung wird durch einen Ausblick auf die Arminiusrezeption im Kaisertum Österreich nach der Auflösung des Heiligen Römischen Reiches abgerundet.

Die Integration germanischer Frühgeschichte in historische Narrative

Historische Narrative, die nationalen Identitäten zugrunde liegen, sind als Produkte kontinuierlicher Konstruktion und Umformung zu verstehen.¹⁰ Das zeigt sich unter anderem an der Vorstellung einer spezifisch germanischen Identität in Europa, die als Bezugsrahmen bis zum 15. und frühen 16. Jahrhundert keine Rolle spielte. Bis zu diesem Zeitpunkt wurde vorrangig versucht, Kontinuitäten über antike und biblische Zusammenhänge herzustellen.¹¹ Zusätzlich war die Quellenlage für regionale Antikenkonzepte für jene Gebiete, die sich später auf eine als germanisch-gedachte Vergangenheit beriefen, dürftig.

Das änderte sich um 1500 mit der Wiederentdeckung antiker Autoren wie Publius Cornelius Tacitus. Mit seinen historischen Schriften – den sogenannten *Historien* und *Annalen* – erschienen Berichte zu römisch-germanischen Konflikten. In seiner *Germania*, einem kurzen ethnografischen Text, fanden sich zusätzlich Ausführungen zur Lebensweise, Kriegsführung, Religion und den verschiedenen Stämmen.¹² Die taciteischen Beschreibungen des antiken Germaniens sind nicht als Augenzeugenberichte zu verstehen, sondern waren an ein stadtrömisches Publikum gerich-

10 Zur Konstruktion nationaler Identitäten siehe Eric HOBBSAWM / Terence RANGER, *The Invention of Tradition*. Cambridge 1983; Benedict ANDERSON, *Imagined communities. Reflections on the origin and spread of nationalism*. London 1993; Miroslav HROCH, *Das Europa der Nationen. Die moderne Nationsbildung im europäischen Vergleich*. Göttingen 2005.

11 Vor diesem Hintergrund sind Versuche zu erklären, germanische Frühgeschichte in die biblische Genealogie einzugliedern, siehe Peter HUTTER, *Germanische Stammväter und römisch-deutsches Kaisertum*. Hildesheim – New York 2000, hier v. a. 10–18, 36–54.

12 Der Text der *Germania* besteht aus zwei Teilen: Im ersten wird eine gesamtgermanische Einheit konstruiert, während im zweiten Teil die Differenz zwischen den einzelnen Stämmen betont wird. Siehe zur Rezeption des taciteischen Germanenbildes kürzlich Teresa MOCHARITSCH, *Mit Tacitus zum Vaterland. Germanische Frühgeschichte und visuelle Kultur von 1648 bis 1815*. Diss. Graz 2023.

tet.¹³ Dennoch ermöglichten sie in ihrer Rezeption eine Vielzahl unterschiedlicher Anknüpfungspunkte. Zu diesen zählt die Aufnahme der Stammesbeschreibungen, welche mit der zeitgenössischen politischen Situation parallelisiert wurden. Ein Beispiel für dieses Interesse findet sich bereits Mitte des 16. Jahrhunderts mit Wolfgang Lazius.¹⁴ Die Aufnahme der taciteischen *Germania* durch einen Wiener Autor überrascht wenig, da die Stadt bereits früh an der Germanendiskussion beteiligt war: Um 1500 hielt Conrad Celtis die erste deutschsprachige Vorlesung zur *Germania* an der Wiener Universität. Maximilian I. hatte Celtis 1497 nach Wien geholt, wo dieser eine der ersten *Germania*-Ausgaben veröffentlichte.¹⁵

Während diese frühen Rückgriffe auf germanische Frühgeschichte von der Suche nach alternativen Erzählungen zur römisch-griechischen Antike zeugen, etablierten sie sich im allgemeinen historischen Verständnis erst allmählich als Fixpunkte und wurden zunehmend in regionale Erzählungen übernommen. Ihre Einbindung gelang durch geografische Übereinstimmungen oder genealogische Konstruktionen, indem Namen aus der germanischen Geschichte mit bereits bekannten Elementen verbunden wurden. Ein entscheidender Faktor war die Parallelisierung römisch-germanischer Konflikte mit zeitgenössischen politischen Fragestellungen: So wurde der Bataveraufstand (69–70 n. Chr.) aus der Zeit des Vierkaiserjahres mit dem Niederländischen Aufstand gegen die spanischen Habsburger im 16. Jahrhundert gleichgesetzt. Erste Ansätze in diese Richtung lassen sich bereits in der Zeit Wilhelms I. feststellen, sie intensivierten sich allerdings ab dem 17. Jahrhundert und der Bataveraufstand wurde zu einem beliebten Bildmotiv.¹⁶ Während sich Bezüge zur germanischen Frühgeschichte außerdem in Frankreich, Skandinavien und England finden, ist die Region mit der stärksten Rezeption – neben der Republik der

13 Zu Tacitus' Absicht siehe unter anderem Rainer WIEGELS, Zur deutenden Absicht von Tacitus. *Germania*. In: Georgia FRANZIUS (Hg.), Aspekte römisch-germanischer Beziehungen in der frühen Kaiserzeit. Vortragsreihe zur Sonderausstellung „Kalkriese – Römer im Osnabrücker Land“ 1993, Osnabrück – Espelkamp 1995, 155–176.

14 Wolfgang LAZIUS, *De gentium aliquot migrationibus, sedibus fixis, reliquiis, linguarum[ue] initiis et immutationibus ac dialecticis*. Basileae 1557. Siehe zu Lazius HUTTER, Stammväter, wie Anm. 11, 126–132; Stefan DONECKER, Wolfgang Lazius als ‚Erfinder‘ der Völkerwanderung? In: Stefan DONECKER / Petra SVATEK / Elisabeth KLECKER (Hg.), *Wolfgang Lazius (1514–1565)*. Geschichtsschreibung, Kartographie und Altertumswissenschaft im Wien des 16. Jahrhunderts. Wien 2021, 167–199.

15 Siehe Hans KLOFT, Die Idee einer deutschen Nation zu Beginn der frühen Neuzeit. In: WIEGELS / WOESLER, Arminius, wie Anm. 3, 206; MERTENS, Instrumentalisierung, wie Anm. 4, 79–81. Für das Germanenbild bei Celtis siehe etwa KÖSTERS, Mythos, wie Anm. 3, 42–45, weiters Ludwig KRAPP, Germanenmythos und Reichsideologie. Frühhumanistische Rezeptionsweisen der taciteischen »Germania«. Tübingen 1979, 68–101.

16 Für die Rezeption des Bataveraufstandes in den Niederlanden siehe u. a. Henri van de WAAL, *Drie eeuwen vaderlandsche geschied-uitbeelding, 1500–1800, Een iconologische studie*. Den Haag 1952; Louis SWINKELS (Hg.), *De Bataven. Verhalen van een verdwenen volk*. Ausst.-Kat. Amsterdam – Nijmegen 2004.

Vereinigten Niederlande – das Heilige Römische Reich. Das historische Ereignis, das dabei in den Fokus rückte, war die sogenannte Varusschlacht aus dem Jahr 9 n. Chr., die auch als „Schlacht im Teutoburger Wald“ bekannt ist. In dieser besiegte der Cherusker Arminius drei Legionen, die vom römischen Statthalter Varus befehligt wurden. Die Schlacht wurde von verschiedenen antiken Autoren wie Strabon, Velleius Paterculus, Florus, Sueton und Cassius Dio erwähnt. Als besonders nachhaltig erwies sich die Beschreibung bei Tacitus, da er Arminius als den „Befreier Germaniens“ bezeichnete.¹⁷ Diese Charakterisierung lieferte die ideale Vorlage für spätere Gleichsetzungen mit bewaffneten Konflikten im deutschsprachigen Raum.

In der Forschung wird bei der frühen Rezeption der Schriften häufig die Nähe zum lutherischen Umfeld betont.¹⁸ In diesem soll die Umbenennung von Arminius zu Hermann stattgefunden haben, um eine deutsche Version des Namens zu finden.¹⁹ Der romkritische Humanist Ulrich von Hutten gilt außerdem als einer der ersten, der sich mit der Figur des Arminius intensiver beschäftigte. Sein lateinischer Arminius-Dialog, in dem er den Cherusker als den größten General aller Zeiten imaginierte, wird als Vorreiter späterer Arminius-Instrumentalisierungen verstanden.²⁰ Aus diesem Grund – und durch die Gleichsetzung mit Martin Luther und Otto von Bismarck im 19. Jahrhundert – wird die Rezeptionsgeschichte der Varusschlacht häufig als inhärent protestantisch gesehen. Huttens Text war jedoch in der frühen Auseinandersetzung mit Arminius nicht sonderlich einflussreich.²¹ Erst 1815 erfolgte – erneut in Wien – die erste deutsche Übersetzung durch den österreichisch-schlesischen Medizinstudenten Friedrich Fröhlich. Die Stilisierung der Schlacht zu einem Wendepunkt in der deutschen Geschichte machte Arminius und die Varusschlacht langfristig zu einer willkommenen Vorlage. Zwar wird die als epochal verstandene Auswirkung bereits seit Längerem relativiert, dennoch war es

17 Tac. Ann. 2,88,2.

18 Die Geschichte der Wiederentdeckung der taciteischen Schriften und ihrer frühen Rezeption ist vielfach erzählt worden siehe etwa: Else-Lilly ETTER, Tacitus in der Geistesgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Basel – Stuttgart 1966; MERTENS, Instrumentalisierung, wie Anm. 4; KÖSTERS, Mythos, wie Anm. 3, 5; KREBS, Book, wie Anm. 1, 56–121.

19 Es ist umstritten, ob Luther selbst oder jemand anderes die neue Variante des Namens eingeführt hat, siehe Jacques RIDÉ, Arminius in der Sicht der deutschen Reformatoren. In: WIEGELS / WOESLER, Arminius, wie Anm. 1, 239–248.

20 UNVERFEHRT, Arminius, wie Anm. 3, 316; KREBS, Book, wie Anm. 1, 120. Im Gegensatz dazu Rainer WIEGELS, »Immensum bellum« – ein »gewaltiger Krieg«. In: DERS. (Hg.), Die Varusschlacht. Wendepunkt der Geschichte? Stuttgart 2007, 125; Winfried WOESLER, Das Römerbild in deutschen Hermann-Dramen. In: Monika WAGNER-EGELHAAF (Hg.), Hermanns Schlachten. Zur Literaturgeschichte eines nationalen Mythos. Bielefeld 2008, 50. Zu Huttens Arminius siehe Hans-Gert ROLOFF, Der Arminius des Ulrich von Hutten. In: WIEGELS / WOESLER, Arminius, wie Anm. 1, 211–238.

21 ROLOFF, Arminius, wie Anm. 20, 212; MERTENS, Instrumentalisierung, wie Anm. 4, 99.

dieser Aspekt, der die Rezeption nachhaltig prägte.²² Zusätzlich zu den politischen Implikationen wurden außerdem Themen wie die Liebesgeschichte mit Arminius' Frau Thusnelda oder der Konflikt mit seinem Bruder Flavus aufgenommen.

Arminius als Ahnherr der Habsburger

Bei der Frage nach der Lokalisierung der Schlacht liegt eine Verbindung zum Habsburgerreich im ersten Moment fern, schließlich wird sie meist in der Gegend des heutigen Niedersachsens oder in Nordrhein-Westfalen verortet.²³ Zwar gab es vereinzelte Versuche, das Ereignis im heutigen Slowenien zu lokalisieren, jedoch wurde diese Ansicht bereits im 18. Jahrhundert abgelehnt und nicht nachhaltig rezipiert.²⁴ Die Integration erfolgte in den Regionen der Habsburgermonarchie demnach nicht über das geographische Argument der lokalen Kontinuität, wie es in den Vereinigten Niederlanden mit dem Bataveraufstand der Fall war. Stattdessen kam es zu einer anderen Verknüpfung, die durch eine personelle Gleichung funktionierte: dem Kaiser als Stellvertreter des gesamten Reiches. Dadurch ließ sich in der Rezeption Arminius mit der Figur des jeweiligen Amtsinhabers in Relation setzen, unabhängig von der regionalen Herkunft des entsprechenden Herrscherhauses.

Vor allem bis zum frühen 17. Jahrhundert wurde Arminius gemeinsam mit anderen germanischen Figuren in Genealogien integriert, um die Autorität und Langlebigkeit des Reichs zu dokumentieren. Das lässt sich beispielhaft anhand einer anonymen Gouache-Serie zeigen, die sich heute in Berlin befindet (Abb. 1).²⁵ Sie entstand um 1618 am Beginn des Dreißigjährigen Krieges und damit in einer Zeit,

22 Für die Diskussion, ob es sich um einen Wendepunkt in der Geschichte handelt siehe Rainer WIEGELS, Die Varusschlacht – ein unlösbares Rätsel? In: DERS., Varusschlacht, wie Anm. 20, 8–22; DERS., bellum, wie Anm. 20, 119f; Peter KEHNE: Der historische Arminius ... und die Varusschlacht aus cheruskischer Perspektive. In: LANDESVERBAND, Jahre, wie Anm. 3, 111; KÖSTERS, Mythos, wie Anm. 3, 31f.

23 Die Suche schlug sich 1748 in einer Preisfrage der Preußischen Akademie der Wissenschaften nieder, „wie weit Römer nach Deutschland gekommen waren“. Zur Frage nach der Lokalisierung in der Literatur des 18. Jahrhunderts siehe Rainer WIEGELS, Der Ort der „Schlacht im Teutoburger Wald“ in der historischen Erinnerung. In: Rainer WIEGELS / Karl H. L. WELKER (Hg.), Verschlungene Pfade. Neuzeitliche Wege zur Antike. Rahden 2011, 25–42. Als aussichtsreichster Kandidat gilt Kalkriese im heutigen Nordrhein-Westfalen. Dafür sprechen auch neuere metallurgische Untersuchungen, wie von Annika Diekmann im Rahmen des Projekts „Kalkriese als Ort der Varusschlacht?“ – eine anhaltende Kontroverse, welche die Anwesenheit der 19. Legion belegen, siehe: Caroline FLÖRING, „Abschluss von Forschungsprojekt zu Varusschlacht“, <https://www.bergbaumuseum.de/news-detailseite/abschluss-von-forschungsprojekt-zu-varusschlacht>, Zugriff 2023-04-03.

24 Vgl. HAARMANN, Sammeln, wie Anm. 6, 314. Diese Interpretation der Stadt *Zalec* (dt. *Sachsenfeld*) wird von Aquilin Julius Caesar erwähnt, der ihr allerdings widerspricht.

25 Siehe KÖSTERS, Mythos, wie Anm. 3, 69; HUTTER, Stammväter, wie Anm. 11, 151–169.

in der die Varusschlacht von deutscher Seite gegen Frankreich instrumentalisiert wurde.²⁶ Die Serie umfasst drei Sets mit je zwölf Darstellungen, die römische Kaiser, Figuren der germanischen Frühgeschichte sowie Herrscher aus dem Hause Habsburg zeigen. Durch diese Rückbindung sowohl an die römische Antike als auch die germanische Geschichte wird die Vorstellung der Anciennität und des habsburgischen Herrschaftsanspruchs auf doppelte Weise begründet.

Ab Mitte des 17. Jahrhunderts wurde die Verbindung zwischen Antike und Gegenwart häufiger durch eine direkte Gleichsetzung von Arminius und dem aktuellen habsburgischen Herrscher gezogen, so in dem monumentalen Arminius-Roman von Daniel Casper von Lohenstein. Der Autor orientierte sich nur lose an den klassischen Quellen und erweiterte die Erzählung in zwei Bänden auf über 3.000 Seiten.²⁷ Nach dem Tod Lohensteins wurde der Roman 1689/90 posthum mit Illustrationen des deutschen Künstlers Johann Jakob von Sandrart veröffentlicht. Die Geschichte widmet sich oberflächlich der Liebe zwischen Arminius und seiner Frau sowie dem Thema der Adelstugenden. Lohenstein lässt jedoch einen politischen Aspekt einfließen: die Frage nach der Einheit der deutschen Fürsten. Durch die Parallelisierung des Cheruskers mit Leopold I. sieht Lohenstein den Habsburger als denjenigen, der diese Einheit garantieren könne.²⁸ Dass der Autor, der sich in seinen früheren Werken durchaus kritisch gegenüber der Monarchie als Institution äußerte, nun diese Hoffnungen in den Kaiser legte, wird als Nachwirkung einer Wienreise gesehen, die er im Zuge einer diplomatischen Mission im Jahr 1675 unternahm.²⁹

Rom, das in Lohensteins Roman die Bedrohung von außen symbolisiert, wird meist als Verweis auf Ludwig XIV. gedeutet.³⁰ Die Warnung an das römische Heer, den Rhein nicht zu überschreiten, gilt daher nun dem französischen Machthaber. Für Lohenstein stellt die Varusschlacht das Grundmuster eines Freiheitskampfes

26 KREBS, Book, wie Anm. 1, 131f.

27 Daniel Casper von LOHENSTEIN, Großmüthiger Feldherr Arminius oder Herrmann. Als Ein tapferrer Beschirmer der deutschen Freyheit/ Nebst seiner Durchlauchtigen Thußnelda In einer sinnreichen Staats- Liebes- und Helden-Geschichte Dem Vaterlande zu Liebe Dem deutschen Adel aber zu Ehren und rühmlichen Nachfolge In Zwey Theilen vorgestellt. 2 Bände. Leipzig 1689/1690.

28 UNVERFEHRT, Arminius, wie Anm. 3, 316; Thomas BORGSTEDT, Nationaler Roman als universale Topik. Die Hermannsschlacht Daniel Caspers von Lohenstein. In: WAGNER-EGELHAAF, Hermanns, wie Anm. 20, 159f.; KÖSTERS, Mythos, wie Anm. 3, 109f.; Karl WELKER, Die Varusschlacht in der Geschichtsschreibung des 18. Jahrhunderts. In: WIEGELS / WELKER, Pfade, wie Anm. 23, 9–21, 14f. Zum Verhältnis Lohensteins zu den Habsburgern siehe Elida Maria SZAROTA, Lohenstein und die Habsburger. In: Colloquia Germanica, 1 (1967), 263–309.

29 SZAROTA, Lohenstein, wie Anm. 28, 268–270.

30 Petra TIEGEL-HERTFELDER, „Historie war sein Fach“. Mythologie und Geschichte im Werk Johann Heinrich Tischbeins d. Ä. Worm 1996, 155; UNVERFEHRT, Arminius, wie Anm. 3, 316; WELKER, Varusschlacht, wie Anm. 28, 14–16.



Abb. 1: Unbekannter Künstler:in, *Bildnisse römischer und deutscher Kaiser: Arminius*. 1617–1619.
Quelle: Kunstbibliothek, Staatliche Museen zu Berlin, Ident. Nr.: 14136864, Foto: Dietmar
Katz, CC BY-NC-SA 4.0.



Abb. 2: Daniel Casper von Lohenstein, *Großmüthiger Feldherr Arminius oder Herrmann*. Bd. 1. Leipzig 1689.

Quelle: Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, 8 FAB VI, 1820:1.

dar und dient somit als Projektionsfläche für verschiedene Konflikte des 17. Jahrhunderts: der aktuellen Bedrohung durch Frankreich, durch das Osmanische Reich und die Erfahrungen des Dreißigjährigen Krieges.³¹ Das Element der Genealogie tritt im Vergleich zu früheren Beispielen in den Hintergrund, wird jedoch ebenfalls in Text und Bild aufgenommen (Abb. 2). Die Vorfahren des Arminius werden dabei auf bekannte Persönlichkeiten aus der Familie der Habsburger übertragen.³²

Sowohl die Gouache-Serie als auch Lohensteins Roman zeigen die Übereinstimmung der Arminiusgenealogie mit dem jeweils aktuellen Kaiser aus dem Hause Habsburg, der dadurch als Nachfahre des Germanen imaginiert und dessen Herrschaft innerhalb des Reiches auf diese Weise legitimiert wird.³³ In beiden Fällen ist der Entstehungszeitraum von kriegerischen Auseinandersetzungen und einer gefühlten Bedrohung von außen geprägt. Arminius ist damit nicht nur als Vorfahre relevant, sondern durch seine Charakterisierung als Befreier eine nutzbare Vorlage. Die Übereinstimmung mit dem jeweiligen Kaiser lässt sich vor diesem Hintergrund als Aufforderung verstehen, dieser möge in seine Fußstapfen treten und das Reich vor der aktuellen Bedrohung retten.

31 SZAROTA, Lohenstein, wie Anm. 28, 268–289; UNVERFEHRT, Arminius, wie Anm. 3, 316; WELKER, Varusschlacht, wie Anm. 28, 16.

32 SZAROTA, Lohenstein, wie Anm. 28; Ilse HAARI-OBERG, Tuisto in der Staats=Liebes=und Helden=Geschichte des Daniel Casper von Lohenstein. In: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, 247 (2010), 55–74, v. a. 59f. In der zugehörigen Textpassage wird die Genealogie über Ascenas und Japhet abgeleitet und führt über Mannus schließlich zu Arminius.

33 SZAROTA, Lohenstein, wie Anm. 28, 273f.

Arminius auf der Wiener Bühne: Ayrenhoffs *Hermanns Tod*

Das 18. Jahrhundert erlebte eine enorme Popularisierung des Arminius-Stoffes, wie an den 37 Opern sichtbar wird, die in dieser Zeit in ganz Europa komponiert wurden.³⁴ Ein Blick auf die Entstehungsorte zeigt dabei eine starke Beteiligung des Habsburgerreiches: Zwischen 1706 und 1792 entstanden mindestens fünf Opern in Wien sowie eine in Graz.³⁵ Damit ist Wien die Stadt, die die meisten Arminius-Opern im deutschsprachigen Raum hervorbrachte.³⁶ Während die Handlung der Opern sich neben dem kriegerisch-politischen Aspekt häufig mit der Liebesgeschichte zwischen Arminius und seiner Frau beschäftigte, entwickelte sich seine Charakterisierung in den Theaterstücken und Dramen zunehmend in Richtung eines „Nationalhelden“, wie in Johann Elias Schlegels *Hermann* von 1743.³⁷

Dieser Aspekt wurde durch die Erfahrungen des Siebenjährigen Krieges verstärkt und in der Folge entstanden zahlreiche Adaptionen des Themas, die Teil des „vaterländischen Diskurses“ dieser Zeit waren.³⁸ Zu diesen gehört das Drama *Hermanns Tod* des Wiener Offiziers Cornelius Hermann von Ayrenhoff. Anders als die meisten Autor:innen und Künstler:innen erlebte Ayrenhoff den Siebenjährigen Krieg direkt in seiner Funktion innerhalb der k.u.k. Armee.³⁹ Nur wenige Jahre später, 1768, schrieb er das Stück *Hermann und Thusnelda*, das unter dem Titel *Hermanns Tod* in Wien aufgeführt wurde. 1774 griff Ayrenhoff das Thema der Varusschlacht in dem Stück *Thumelicus oder Hermanns Rache* erneut auf und knüpft

34 Paola BARBON / Bodo PLACHTA, „Chi la dura la vince“ – „Wer ausharrt, siegt“. Arminius auf der Opernbühne des 18. Jahrhunderts. In: WIEGELS / WOESLER, Arminius, wie Anm. 1, 266. Unter diesen findet sich bereits 1687 in Salzburg die Oper *Chi la dura la vince* von Francesco Maria Raffaelini zur Musik von Heinrich Ignaz Franz Biber für den Erzbischof Johann Ernst von Thun, siehe BARBON / PLACHTA, Arminius, 267f; KÖSTERS, Mythos, wie Anm. 3, 100f.

35 Vgl. Übersicht von BARBON / PLACHTA, Arminius, wie Anm. 34, 288f.

36 Im Vergleich dazu entstanden in allen anderen deutschen Städten – Graz nicht mitgezählt – zusammen nur acht. An zweiter Stelle steht Dresden mit zwei Kompositionen.

37 Schlegels Stück *Herrmann, ein Trauerspiel* erschien 1743 in Gottscheds Schaubühne: Johann Christoph GOTTSCHED, Die deutsche Schaubühne. Nach den Regeln und Mustern der Alten. Darinn sechs neue deutsche Stücke enthalten sind. Nebst einer Fortsetzung des Verzeichnisses deutscher Schauspiele. Band 4. Leipzig 1689, 1–68. Zu Schlegel siehe etwa Gesa von ESSEN, Hermannsschlachten. Germanen- und Römerbilder in der Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts. Göttingen 1998, 57–98; Roland KREBS, Von der Liebestragödie zum politisch-vaterländischen Drama. Der Hermannstoff im Kontext der deutsch-französischen Beziehungen. Zu Johann Elias Schlegel und Justus Möser Hermannstücken. In: WIEGELS / WOESLER, Arminius, wie Anm. 1, 290–308.

38 Siehe hierzu Michael SCHUMANN, Arminius redivivus: Zur literarischen Aneignung des Hermannsstoffs im 18. Jahrhundert. In: Monatshefte, 89 (1997), 2, 132.

39 Zur Biografie Ayrenhoffs siehe Matthias MANSKY, Cornelius von Ayrenhoff. Ein Wiener Theaterdichter. Hannover 2013. Ayrenhoff wurde im Laufe des Siebenjährigen Krieges zwei Mal gefangen genommen und im Kriegsverlauf verwundet.

in der Erzählung an das Ende von Hermanns Tod an. Nachhaltiger als seine Stücke war jedoch eine andere Diskussion, an der sich Ayrenhoff beteiligte: Die Frage nach einem Denkmal, welches die Bedeutung des Arminius räumlich erfahrbar machen sollte. Ayrenhoff zählt zu den ersten, die ein solches Monument forderten.⁴⁰ Ab den 1780er Jahren wurden die ersten Grabsteine für Arminius in deutschen Gartenanlagen integriert und Pläne für großformatige Umsetzungen entwickelt.⁴¹ Das bekannteste Denkmal stellt Ernst von Bandels Langzeitprojekt bei Detmold dar, der sich für die Finanzierung unter anderem an die Habsburger wandte.⁴²

Da Ayrenhoff durch seine Funktion innerhalb der Armee ein besonders reichhaltiges Beispiel für die Rezeption der Arminiusgeschichte im Habsburgerreich darstellt, lohnt sich ein genauer Blick auf das Stück *Hermanns Tod*. Ayrenhoff knüpft an die Erzählung des Tacitus an, nach welcher der Schwiegervater des Arminius, Segestes, dessen schwangere Gattin in römische Gefangenschaft übergab.⁴³ An anderer Stelle mutmaßt Tacitus außerdem, Arminius sei von seinen eigenen Verwandten ermordet worden.⁴⁴ Ayrenhoff nahm diese beiden Vorlagen auf und verband sie zu einer inhaltlichen Einheit: Arminius – der bei Ayrenhoff erneut Hermann genannt wird – ist mit einer Situation konfrontiert, in der er seine Frau und seinen Sohn zurückerhalten könnte, sofern er einen Frieden zu römischen Bedingungen akzeptierte. Der Grund für den innergermanischen Konflikt, der in der antiken Quelle ein wiederkehrendes Thema darstellt, liegt in Ayrenhoffs Version an der Bereitschaft Hermanns, seine Frau Thusnelda und seinen Sohn Thumelikus aufzugeben, anstatt die germanische Sache zu verraten.⁴⁵ Hermann stimmt den Bedingungen nicht zu und wird – als Resultat römischer Einflussnahme – durch die Hand seines Schwiegervaters getötet.

In seiner Einleitung nennt Ayrenhoff seine eigenen patriotischen Bestrebungen als zugrundeliegendes Motiv des Stückes. Dieses sei besonders in den Sterbeworten Hermanns erkennbar, welche die Einigkeit der Deutschen beschwören.⁴⁶ In einer

40 Diese Forderung ist bei Ayrenhoff an die deutschen Fürsten gerichtet und in einen patriotischen Kontext gestellt, siehe Cornelius Hermann von AYRENHOFF, *Des Herrn Cornelius von Ayrenhoff Sämtliche Werke, Erster Band*. Wien – Leipzig 1789, 192. Siehe UNVERFEHRT, *Arminius*, wie Anm. 3, 321, der diesen Aufruf bereits auf 1768 datiert. Fiktive Hermannsdenkmäler wurden im Rahmen der Literatur bereits früher beschrieben, etwa bei Johann Michael MOSCHEROSCH, *Wunderliche Warhafftige Gesichte Philanders von Sittewald [...]*. Straßburg 1650, 33f.

41 Zur Entwicklung der Hermannsdenkmäler siehe etwa: Günther ENGELBERT (Hg.), *Ein Jahrhundert Hermannsdenkmal 1875–1975*. Detmold 1975; Michael NIEDERMEIER, *Germanen in den Gärten*. In: HERMAND / NIEDERMEIER, *Revolutio*, wie Anm. 4, 21–116.

42 Siehe HAARMANN, *Hermann*, wie Anm. 4, 71f.

43 Tac. Ann. 1, 57.

44 Tac. Ann. 2, 88.

45 Zur Zwietracht der Germanen aus römischer Sicht siehe Tac. Germ. 33.

46 Cornelius Hermann von AYRENHOFF, *Hermanns Tod*. Ein Trauerspiel in Versen. Wien 1769, 3.

überarbeiteten Version von 1789 formuliert der Autor diese noch deutlicher: „Seyd einig unter euch! – Dieß ist was ich begehre; / Nur dieser letzten Bitt', ihr Brüder, gebt Gehöre! – / Roms Wälle stürzen bald, bleibt eure Kraft vereint. / Der Deutschen Zwietracht ist der Deutschen stärkster Feind.“⁴⁷ Anders als in anderen Adaptionen der Varusschlacht kann bei Ayrenhoff kein zeitgenössischer Konfliktpartner mit Rom identifiziert werden. Vielmehr wird Rom hier nicht nur als Feind, sondern durch die *translatio imperii* als Vorläufer des Heiligen Römischen Reiches genannt. Auf diese Verbindung wird durch die Prophezeiung Hermanns hingewiesen, „ein Deutscher werde einst der Cäsarn Thron erstreiten“.⁴⁸ Durch diesen Bezug wird in Ayrenhoffs Darstellung die Habsburgermonarchie und das Heilige Römische Reich gleichzeitig zum Nachfolger Hermanns und der römischen Cäsaren.⁴⁹ Als Gegner ist Rom als Konfliktpartei nicht greifbar, sondern kann als Konzept verstanden werden. Der Großteil des Stücks ist jedoch weniger dem Thema der Einheit gewidmet, als aufgrund von Ayrenhoffs Einleitung anzunehmen wäre. Stattdessen wird vor allem das Dilemma des Protagonisten thematisiert, der den persönlichen Verlust gegen das höhere Gut aufwiegt. Als Hauptmotiv lässt sich seine Bereitschaft identifizieren, alles – sogar die eigene Familie – für das ‚Vaterland‘ zu opfern.⁵⁰ Das zeigt sich unter anderem daran, dass sowohl Rom als auch die Bedingungen und Auswirkungen eines römischen Sieges vage bleiben. Ein Begleiter Hermanns spricht diese Unbestimmtheit an, wenn er Hermann fragt, aus welchen Gründen er denn überhaupt weiterhin kämpfen möchte: Die germanische Freiheit sei bereits gesichert und Rom stelle keine Bedrohung mehr da.⁵¹ Hermann bleibt in seiner Reaktion eine klare Antwort schuldig.

Es lässt sich also folgern, dass Ayrenhoffs Hermann weiterkämpfen muss, damit sich seine Prophezeiung erfüllen kann und – im Sinne der *translatio imperii* – die Kaiser des Heiligen Römischen Reiches die römische Herrschaft übernehmen werden. Dieses Ziel, das in einer fernen Zukunft verortet wird, zeigt, dass die Gründe für den Konflikt in dieser Erzählung für Ayrenhoff weniger relevant sind als das Thema der Opferbereitschaft. Damit lässt sich die Themenwahl des Autors zwar mit dem aktuellen Ringen um Hegemonie innerhalb des Heiligen Römischen Reiches begründen, seine Ausarbeitung zeigt jedoch, dass die damit verbundenen – vergleichsweise abstrakten – Themen der Einheit sowie der Macht vage bleiben. Greifbar sind bei Ayrenhoff Fragestellungen, die sich weniger auf kollektive als

47 DERS., Herrn, wie Anm. 40, 1789, 181.

48 DERS., Hermanns, wie Anm. 46, 53.

49 Abzulehnen ist hier die Interpretation, Ayrenhoff würde sich an das Haus Brandenburg-Hohenzoller richten, vgl. UNVERFEHRT Arminius, wie Anm. 3, 330. Diese Deutung wird nur mit einem Zitat belegt, welches sich auf die Schwäche großer und die Stärke kleiner Staaten bezieht.

50 Siehe auch MANSKY, Cornelius, wie Anm. 39, 168.

51 AYRENHOFF, Hermanns, wie Anm. 46, 50.

auf persönliche Positionierungen beziehen. Im Stück thematisiert Hermann dieses Problem in einem Monolog, in dem er die zärtliche Liebe zu seiner Frau seiner Verantwortung als Anführer gegenüberstellt.⁵² Dabei zeigt sich in der Komposition eine Steigerung und Hermann stellt Thusnelda über sein eigenes Leben. Anders als in früheren Adaptionen, die das Thema der Freiheit betonen, akzeptiert Ayrenhoffs Hermann die Gefangenschaft seiner Frau, wodurch die Pflichterfüllung die höchste Wertung erfährt.⁵³

Es kommt schließlich zum Kampf, jedoch nicht gegen das römische Heer, sondern gegen Segestes. Kurz vor der Eskalation fordert Hermann seine eigenen Soldaten auf: „Kühlt eure Mordbegier / In deutschem Blut! Ihr heischts – Wohl, es soll strö=/mend fließen, / Bis euer frecher Wahn euch selbst beschämen müssen!“⁵⁴ Da Ayrenhoff die germanischen Akteur:innen durchgehend als Deutsche anspricht, wird die zeitliche Distanz zwischen dem historischen Ereignis und der Aufführung unsichtbar. Die Beschreibung der Kämpfe zwischen zwei deutschen Fraktionen ließen für das zeitgenössische Publikum, welches gerade erst den Krieg zwischen Preußen und den österreichischen Habsburgern erlebt hatte, die jüngsten Ereignisse unmittelbar lebendig werden. An der bereits ausgeführten Unbestimmtheit des römischen Gegners und der Eskalation innerhalb der germanischen Parteien wird Ayrenhoffs Gegenwartsbezug deutlich: Hermann muss sich nicht gegen den äußeren Feind, sondern mit kriegerischen Mitteln seine Position gegenüber den anderen Fürsten behaupten. Kurz nach dem Siebenjährigen Krieg (1756–1763) war Ayrenhoffs Deutung unmissverständlich: Die Habsburger wurden mit Hermann gleichgesetzt, dessen Position als legitimer Hegemon innerhalb des Reichsverbandes bedroht wurde. Die Gefahr einer Eroberung durch eine fremde Macht, wie sie bei Lohenstein und später bei Heinrich von Kleist von Rom auf Frankreich übertragen wurde, tritt hier hinter die rivalisierenden Parteien innerhalb des Reiches zurück.⁵⁵ Die Fraktion unter Segestes, der als Kriegstreiber die Einheit gefährdet, kann damit als Stellvertreter für Preußen unter Friedrich II. gesehen werden. Die Niederlage der Habsburger wird so in den Tod Hermanns überformt, dem Ayrenhoff als letzte Worte den eindringlichen Appell an die Einigkeit der deutschen Fürsten in den Mund legt.

An Ayrenhoffs Doppelrolle als Militär und Autor zeigt sich eindrucksvoll die Aktualisierung der antiken Schlacht. Sein Beitrag zur Arminiustradition ist dabei

52 DERS., Hermanns, wie Anm. 46, 48f.

53 EBD., 50. Hier weicht Ayrenhoff von Tacitus ab, der in der *Germania* erwähnt, die germanischen Kämpfer würden die mögliche Gefangenschaft ihrer Frauen besonders fürchten, vgl. Tac. Germ. 8.

54 AYRENHOF, Hermanns, wie Anm. 46, 70.

55 Heinrich von Kleist verfasste die *Hermannschlacht* im Jahr 1806. Das Stück wurde allerdings erst im Jahr 1821 posthum veröffentlicht: Ludwig TIECK (Hg.), Heinrich von Kleists hinterlassene Schriften. Berlin 1821.

kein Sonderfall, sondern nur eine von mehreren Adaptionen des Stoffes, die mit Bezug zur Habsburgermonarchie entstanden. Ein vergleichbarer Zugang findet sich bei dem Göttinger Autor Friedrich Eckkard, der in seinem *Taschenbuch für Kinder und Kinderfreunde* Joseph II. als zweiten Retter Germaniens bezeichnet und mit Arminius in eine Linie setzt.⁵⁶ Weiters sind vom Wiener Jesuiten Michael Denis, der sich den Bardennamen Sined gab, mehrere Vaterlandslieder bekannt.⁵⁷ Denis nutzte Bezüge zur germanischen Geschichte, um das österreichische Heer, das Beamtenum und die Monarchie zu loben, was ihm die Kritik Johann Gottfried Herders einbrachte.⁵⁸

Arminius in der bildenden Kunst

Ayrenhoff war mit seiner Auseinandersetzung am Puls der Zeit: In der Folge des Siebenjährigen Krieges entstanden einige der bekanntesten Adaptionen der Varusschlacht. Für den deutschsprachigen Raum ist dabei ab Mitte des 18. Jahrhunderts ein massiver Produktionsanstieg zu verzeichnen.⁵⁹ Die Beliebtheit des Stoffes im Bereich von Literatur und Oper wirkte sich in der Folge auf die bildende Kunst aus und wurde 1758 von Johann Heinrich Tischbein dem Älteren in Kassel erstmals im Medium der Malerei umgesetzt.⁶⁰ Zu dem Zeitpunkt erlebte die Stadt gerade die direkten Auswirkungen des Krieges und war von französischen Truppen belagert.⁶¹

Kurz nach dem Krieg, im Jahr 1769, erschien die einflussreichste literarische Version der Schlacht im 18. Jahrhundert: *Die Hermanns Schlacht* von Friedrich

56 Friedrich EKKARD, *Taschenbuch für Kinder und Kinderfreunde*. Leipzig – Frankfurt 1784. Siehe Torsten KAUFMANN, *Germanen-Bilder. Grundzüge einer visuellen Germanenrezeption im 17. und 18. Jahrhundert*. Diss. Oldenburg 1993, 211–213.

57 Michael DENIS, *Die Lieder Sineds des Barden: mit Vorbericht und Anmerkungen*. Wien 1772. Siehe Klaus DÜWEL / Harro ZIMMERMANN, *Germanenbild und Patriotismus in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts*. In: BECK, *Germanenprobleme*, wie Anm. 2, 359f.

58 DÜWEL / ZIMMERMANN, *Germanenbild*, wie Anm. 57, 381f.

59 Zu Arminius in der deutschen Literatur siehe ESSEN, *Hermannsschlachten*, wie Anm. 37; WAGNER-EGELHAAF, *Hermanns*, wie Anm. 20; Caren HEUER, *Im Zeichen der Hermannsschlacht. Texte des Nationalen im 18. Jahrhundert*. Münster 2017.

60 Johann Heinrich Tischbein, *Der Triumph Hermanns nach seinem Sieg über Varus*, 1758 (Museum im Schloss Bad Pyrmont, Dauerleihgabe der Stiftung Niedersachsen). Zu Tischbein siehe Petra TIEGEL, *Gewiß steht dieses Gemälde in Pyrmont an seinem rechten Orte*. Bad Pyrmont 1992; TIEGEL-HERTFELDER, *Historie*, wie Anm. 30; Andrea LINNEBACH, „Das befreyte Deutschland“. Tischbeins „Triumph Hermanns nach seinem Sieg über Varus“ für Fürst Friedrich von Waldeck und Pyrmont. In: Hartmut BROSZINSKI / Birgit KÜMMEL / Jürgen WOLF (Hg.), *Antike(s) Leben. Ideal und Wirklichkeit*. Petersberg 2009, 285–296.

61 TIEGEL, *Gemälde*, wie Anm. 60, 10; LINNEBACH, *Deutschland*, wie Anm. 60, 289.

Gottlieb Klopstock.⁶² Der Autor befand sich zum Zeitpunkt der Veröffentlichung gerade in Kopenhagen. Die zentraleuropäische Kriegserfahrung und die Spannung zwischen den zwei führenden Machtblöcken innerhalb des Heiligen Römischen Reiches inspirierten ihn dennoch dazu, das Thema der deutschen Einigkeit aufzunehmen.⁶³ Seinen Text widmete er allerdings nicht Preußen, sondern dem aktuellen Machthaber Joseph II. Bei Lohenstein war die Gleichsetzung von Arminius mit Leopold I. wenig überraschend: Die deutschsprachigen Regionen erfuhren eine Bedrohung vom ‚Anderen‘, von außen. Vor diesem Hintergrund war die Figur des aktuellen Herrschers eine naheliegende Wahl. Doch die Situation hatte sich nun geändert und beide Konfliktparteien befanden sich innerhalb des Imperiums. Die Widmung Klopstocks an Joseph II. kann vor dieser Folie als bewusste Entscheidung gesehen werden.⁶⁴

Sein – als *Bardiet* bezeichnetes – Gedicht spielte eine entscheidende Rolle in der Popularisierung der Arminiusgeschichte und wurde in der Malerei mehrmals aufgegriffen. Zwar war Tischbeins erstes Gemälde vor Klopstocks *Hermanns Schlacht* entstanden und insofern nicht von diesem beeinflusst, der Künstler kehrte allerdings in den 1770ern zu dem Thema zurück und malte eine zweite, größere Version.⁶⁵ Darüber hinaus schuf er in der Folge einen Zyklus, der sich mit Klopstocks Vorlage übereinstimmen lässt und verschiedene Episoden aus dieser Erzählung aufnimmt.⁶⁶

62 Friedrich Gottlieb KLOPSTOCK, *Hermanns Schlacht. Ein Bardiet für die Schaubühne*. Hamburg – Bremen 1769. Dabei handelt es sich um die erste seiner drei sogenannten *Hermann-Bardieten*, die anderen beiden sind *Hermanns Tod*, 1784, und *Hermann und die Fürsten*, 1787. Siehe ESSEN, *Hermannsschlachten*, wie Anm. 37, 99–144; Martina WAGNER-EGELHAAF, *Klopstock! Oder: Medien des nationalen Imaginären. Zu den Hermann-Bardieten*. In: DIES., *Hermanns*, wie Anm. 20, 195–214. Klopstock hatte sich bereits früher – 1749 mit *Thusnelda* und 1752 mit der Ode *Hermann und Thusnelda* – dem Thema angenommen, siehe KÖSTERS, *Mythos*, wie Anm. 3, 154.

63 Zur Zeit Klopstocks in Kopenhagen und der Auswirkung auf seine germanischen Dichtungen siehe ESSEN, *Hermannsschlachten*, wie Anm. 37, 99f.; NIEDERMEIER, *Blocksberg*, wie Anm. 4, 132–136. Zum Umgang Klopstocks mit Mythologie, siehe DÜWEL / ZIMMERMANN, *Germanenbild*, wie Anm. 57, 359–375, 389–395.

64 WOESLER, *Römerbild*, wie Anm. 20, 53. Die Widmung Klopstocks an den Kaiser verfolgte ein konkretes Ziel: Der Autor wollte ihn dazu bewegen, in Wien eine Akademie der Künste und Wissenschaften einzurichten, siehe WAGNER-EGELHAAF, *Klopstock*, wie Anm. 62, 212–214; NIEDERMEIER, *Blocksberg*, wie Anm. 4, 141.

65 Johann Heinrich Tischbein, *Der Triumph Hermanns nach seinem Sieg über Varus, 1772* (Bad Arolsen), Stiftung des Fürstlichen Hauses Waldeck und Pyrmont. In Tischbeins erster Version lässt sich eine Anlehnung an Schlegel feststellen siehe TIEGEL, *Gemälde*, wie Anm. 60, 5; LINNEBACH, *Deutschland*, wie Anm. 60, 288.

66 1782/83 entstanden die Gemälde *Hermann und Thusnelda begegnen sich nach der Schlacht* sowie *Hermann und Thusnelda an der Leiche Siegmars*, die sich heute in Darmstadt (Hessisches Landesmuseum Darmstadt, GK 1353 sowie GK 1354) befinden und sich auf KLOPSTOCK, *Hermanns*, wie Anm. 62, 90 sowie 166 beziehen, sowie *Der Abschied Siegmars* und *Die Rückkehr des Verwundeten aus der Schlacht* (beide Lippisches Landesmuseum Detmold, K1993/0550/1993 und K1993/0549/

Nicht nur Tischbein ließ sich von Klopstock inspirieren: *Die Hermanns Schlacht* beeinflusste in den folgenden Jahrzehnten Künstler:innen wie Angelika Kauffmann, Josef Abel und Josef Bergler. Diese drei Maler:innen verbindet eine Gemeinsamkeit, die über die Aufnahme von Klopstocks Werk hinausgeht und bisher keine Aufmerksamkeit erhielt: Sie alle hatten einen Bezug zur Habsburgermonarchie. So widmete die Schweizer Malerin Angelika Kauffmann ihr Werk *Hermann von Thusnelda bekrönt* von 1785, wie ihr Freund Klopstock, Joseph II.⁶⁷ Der Kaiser hatte sie in ihrem Atelier in Rom besucht und ihr den Auftrag für zwei Historiengemälde erteilt. Kauffmann entschied sich daraufhin für das Thema der Varusschlacht und mit *Pallas von Turnus getötet* für ein Motiv aus Vergils *Aeneis*.⁶⁸ Josef II. ist dabei als Adressat für die vorliegende These nicht zuletzt aufgrund seiner Sprachpolitik interessant.⁶⁹

In der Folgezeit fand Klopstocks *Hermanns Schlacht* wiederholt Aufnahme bei dem österreichischen Künstler Josef Abel, der zu diesem Thema mindestens zwei Zeichnungen, heute in der Sammlung der Albertina in Wien (Abb. 3), sowie ein großformatiges Gemälde schuf, welches sich in Linz befindet.⁷⁰ Die drei Darstel-

1993), die ihre Vorbilder in der dritten und siebenten Szene der *Hermanns Schlacht* haben, siehe KLOPSTOCK, Hermanns, wie Anm. 62, 11–44, 66–75. Siehe zu Tischbein TIEGEL, Gemälde, wie Anm. 60, 14. Das Bild *Horst bringt den verwundeten Siegmars aus der Schlacht zurück* ist nicht mehr erhalten, TIEGEL-HERTFELDER, Historie, wie Anm. 30, 167.

67 Die Künstlerin und der Schriftsteller standen miteinander im Briefkontakt, der im Erscheinungsjahr der *Hermanns Schlacht* begann und bis 1780 anhielt, siehe Torsten KAUFMANN, Germanen-Bilder, wie Anm. 56, 177–179; BAUMGÄRTEL (Hg.), Angelika Kauffmann. 1741–1807. Retrospektive, Ausst.-Kat. Kunstmuseum Düsseldorf 1998–1999 – Haus der Kunst München 1999 – Bündner Kunstmuseum Chur 1999. Ostfildern-Ruit 1998, 395–397. Hier irrt NIEDERMEIER, Germanen, wie Anm. 35, 85, der meint, Josef II. hätte zwei Szenen aus dem Umfeld der Hermannsschlacht in Auftrag gegeben.

68 KÖSTERS, Mythos, wie Anm. 3, 166f. Das Gemälde *Hermann von Thusnelda bekrönt*, welches auf 1786 datiert war, wurde wahrscheinlich 1945 in Berlin verbrannt, nachdem es auf Hitlers Anordnung aus dem Kunsthistorischen Museum Wien in die Reichskanzlei gebracht wurde, siehe BAUMGÄRTEL, Kauffmann, wie Anm. 67, 397. Erhalten sind heute nur mehr Vorstudien (Vorarlberger Landesmuseum, Bregenz) sowie ein *Modello* aus dem Nachlass der Künstlerin (Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck, Gem 299). Siehe Oscar SANDNER (Hg.), Angelika Kauffmann und ihre Zeitgenossen. Ausst.-Kat. Vorarlberger Landesmuseum Bregenz 1968 – Österreichisches Museum für Angewandte Kunst Wien 1968–1969. Bregenz 1968, 138.

69 Siehe bspw. Peter BURIAN, Joseph II. und die nationale Frage. Die Sprachenpolitik, In: Zeitschrift für Ostforschung (ZfO) 31 (1982), 191–199. Für eine Studie zu Galizien siehe Anna Maria HARBIG, Die aufgezwungene Sprache. Deutsch in galizischen Schulen (1772–1848). Białystok 2016. Zum Verhältnis der einzelnen habsburgischen Länder und dem sich wandelnden Landespatritismus Ende des 18. und am Beginn des 19. Jahrhunderts mit besonderem Blick auf Böhmen siehe Franz Leander FILLAFER, Aufklärung habsburgisch. Staatsbildung, Wissenskultur und Geschichtspolitik in Zentraleuropa, 1750–1850. Göttingen 2020, hierfür vor allem 30–39.

70 Siehe Josef ABEL, *Siegmars und Horst*, um 1800 (Albertina, Wien, 4911) sowie DERS., *Hermann nach der Schlacht im Teutoburger Wald*, 1808 oder 1818 (Oberösterreichischen Landesmuseum, G 322).



Abb. 3: Josef Abel, *Der Triumph des Arminius über die Römer nach der Varusschlacht*. Vor 1800.
Quelle: Albertina, Wien, 14608.

lungen, welche *Siegmund und Horst*, den *Triumph des Arminius über die Römer nach der Varusschlacht* sowie *Hermann nach der Schlacht* zeigen, lassen sich mit unterschiedlichen Szenen aus Klopstock übereinstimmen.⁷¹ Abels Beschäftigung mit dem Thema ist durch einen Artikel in *Der teutsche Merkur* aus dem Jahr 1798 zu dieser Zeit dokumentiert.⁷² Demnach hatte der Künstler drei Gemälde zu dem Thema begonnen und eines, das den Tod Hermanns zeige, bereits vollendet. Bei Letzterem dürfte es sich allerdings nicht um jenes Gemälde handeln, das sich heute in Linz befindet, da dieses später datiert wird.⁷³

Der dritte Maler, der von Klopstock inspiriert wurde, war Josef Bergler der Jüngere. Der Künstler aus Salzburg arbeitete in Passau, bevor er nach Prag zog. Dort

71 KÖSTERS, *Mythos*, wie Anm. 3, 167f.; LANDESVERBAND, *Jahre*, wie Anm. 3, 336. Die Zeichnung *Siegmund und Horst* lässt sich wie Tischbeins Gemälde auf die siebente Szene der *Hermanns Schlacht* zurückführen siehe KLOPSTOCK, *Hermanns*, wie Anm. 62, 66–75. Das Linzer Gemälde bezieht sich auf die siebente und achte Szene, siehe EBD., 66–136. Die Zeichnung *Der Triumph des Arminius über die Römer nach der Varusschlacht* findet ihre Entsprechung im Ende der zehnten Szene siehe EBD., 87. Einige der gezeigten Details – wie die Darstellung Hermanns am Schild – lassen sich jedoch nicht aus Klopstock erklären.

72 *Der teutsche Merkur*, Mai 1798, 2, 186.

73 Das Gemälde selbst ist datiert, wobei die Jahreszahl entweder als 1808 oder 1818 gelesen wird. An dieser Stelle sei Fabian Müller-Nittel von der OÖ Landes-Kultur GmbH für die Auskunft gedankt.

fungierte er als erster Direktor der 1799 durch ein kaiserliches Dekret gegründeten Akademie der Künste. Für das Gemälde gab es einen Vertrag zwischen Bergler und der Gesellschaft Patriotischer Kunstfreunde (*Společnost vlasteneckých přátel umění*), die eine zentrale Rolle bei der Gründung der Akademie gespielt hatte.⁷⁴ Wie Skizzen belegen, begann Bergler bereits im Jahr 1800 mit *Hermann nach der Schlacht*, stellte es jedoch erst 1806 fertig.⁷⁵ Damit fällt die Entstehung des Gemäldes in eine Phase, in der sich die politische Situation in der Habsburgermonarchie stark veränderte. Bergler selbst stammte aus der Grenzregion zu Bayern, das im dritten Koalitionskrieg auf der Seite Frankreichs stehen sollte.⁷⁶ Sein Gemälde belegt die Rezeption der Varusschlacht – und damit implizit das Konstatieren einer germanischen Geschichte – in Prag, also an einem Ort, in dem der Anspruch auf deutsche Kultur in Kontrast zur regionalen Sprache und Tradition stand.⁷⁷ Die Wahl des Motivs bei Bergler kann daher in Hinblick auf die Entstehungsumstände und seiner Verbindung zur Gesellschaft Patriotischer Kunstfreunde als Loyalitätsbezeugung gegenüber dem Haus Habsburg gedeutet werden.⁷⁸

In der bisherigen Forschung zur Arminiusrezeption erhielt Kauffmanns Gemälde die meiste Aufmerksamkeit.⁷⁹ Während die übrigen Versionen zwar bisweilen erwähnt werden, wurden sie bisher noch nicht auf ihre Gemeinsamkeiten untersucht, die über die Motivwahl hinausgehen: Alle drei Künstler:innen waren katholisch und ihre Arminiusvarianten standen in Verbindung zur Habsburgermonarchie. Kauffmann war die Einzige, die außerhalb dieses Gebietes lebte, als ihr Bild entstand. Sie schuf jedoch durch den Kontakt zum Herrscher und ihre Widmung an ihn eine aktive Verbindung zwischen dem Arminiusmotiv und Josef II. Damit stehen mit Ausnahme Tischbeins alle bekannten erhaltenen Varusschlachtgemälde bis zum Ende des Heiligen Römischen Reiches in Bezug zu den Habsburgern. Die ‘Übersetzung’ des Stoffes durch Klopstock und die zeitgenössische Parallelisierung

74 Richard WARREN, *Arminius in Bohemia. Two Uses of Tacitus in Czech Art*. In: Thorsten FÖGEN / Richard WARREN (Hg.), *Graeco-Roman Antiquity and the Idea of Nationalism in the 19th Century. Case Studies*. Berlin – Boston 2016, 237, 240.

75 Josef BERGLER d. J., *Arminius nach der Schlacht im Teutoburger Wald*, 1809 (Nationalgalerie, Prag, O 71).

76 WARREN, *Arminius*, wie Anm. 74, 252.

77 EBD., 236f., 250. Siehe für die Skizzen Josef BERGLER, *Hermann nach der Schlacht im Teutoburger Wald*, 1800–1802 (Akademie der Bildenden Künste, Prag, K-76 sowie Nationalgalerie, Prag, K-63002). Siehe zur Entwicklung des Motivs bei Bergler außerdem Josef PRAHL, *Die Prager ‚Galerie lebender Maler‘, Joseph Bergler und sein Hermann nach der Schlacht im Teutoburger Wald*. In: *Bulletin of the National Gallery in Prague*, 5–6 (1995/1996), 53–69.

78 EBD., 253.

79 Siehe u. a. die Erwähnung bei UNVERFEHRT, *Arminius*, wie Anm. 3, 318; KÖSTERS, *Mythos*, wie Anm. 3, 166; WINKLER, *Arminius*, wie Anm. 1, 117f.; Wolfgang BEYRODT, „Steh auf, wenn du Armine bist ...“. Ein kunsthistorischer Essay. In: BALTRUSCH, *Jahre*, wie Anm. 3, 391–401.

mit Ereignissen und den Spannungen innerhalb des Reiches bezeugen die Resonanz des Arminius-themas in diesem Umfeld.

Die Gemälde Abels und Berglers lassen darüber hinaus eine weitere Gemeinsamkeit erkennen: Obwohl diese später datiert werden, lässt sich die Beschäftigung mit dem Thema bei beiden Künstlern bereits in den 1790ern beziehungsweise um 1800 nachweisen. Ihr Interesse an der Arminiusgeschichte begann damit in der Zeit der Koalitionskriege, als die österreichischen Habsburger – in verschiedenen Allianzen – gegen Frankreich unter Napoleon Bonaparte Krieg führten. Weder Abel noch Bergler zeigen die Schlacht selbst, sondern richten ihren Blick auf andere Momente der Geschichte. Anders als bei Ayrenhoff liegt der Fokus jedoch auch nicht auf Hermanns persönlicher Geschichte oder der Betonung der Einheit, sondern – mit Rückgriff auf Klopstocks Erzählung – auf dem Sieg über das römische Heer, welches hier als Frankreich gedeutet werden kann. Die gegnerische Präsenz ist jedoch bei Abel und Bergler auf Kriegsbeute reduziert, die dem siegreichen Feldherrn entweder zu Füßen gelegt wird oder die er in seinem Triumph mit sich führt. Dieser Sieg und damit die Befreiung ‚Germaniens‘ ist so als Wunschbild greifbar. Für die beiden Künstler, die zu dieser Zeit in Wien und Prag arbeiteten, dürfte der ‚neue Hermann‘ vor diesem Hintergrund aus dem Hause Habsburg stammen und eventuell in Erzherzog Karl zu finden sein.⁸⁰

Zusätzlich zu den eben besprochenen Beispielen gibt es weitere Fälle, in denen die antike Schlacht mit der Kriegszeit des späten 18. Jahrhunderts und der Habsburgermonarchie verbunden wurde: So ist eine Skizze des Künstlers Jakob Gauer mann erhalten, welche sich heute ebenfalls in der Albertina befindet und die auf 1798 datiert wird (Abb. 4). Gauer mann zog in diesem Jahr nach Wien und arbeitete später als Kammermaler für Erzherzog Johann.⁸¹ In seinem Skizzenbuch findet sich eine Darstellung des Cheruskers Arminius ohne nähere Erläuterungen, jedoch mit einem Gedicht auf der Rückseite, das Horaz anklingen lässt: „Für das Vaterland in Streit und Tod zu gehn / Ist gar nicht Groß und Schön! / Aber für ein Gar tiranisch feige Herrn, / die zu Schmach und Sklaverei gebohren; / für sie hin

80 Diese Zuschreibung findet sich auch bei Abels Lehrer, Heinrich Friedrich Füger, der ihn als „Retter Germaniens“ darstellt, siehe Heinrich Friedrich FÜGER, *Apotheose des Erzherzog Carl als Retter Germaniens*, um 1800 (Heeresgeschichtliches Museum, Wien, BI30631). Siehe für eine Abbildung des Gemäldes: https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:F%C3%BCger_Apotheose_Erzh_Karl.jpg, Zugriff 2023-04-30.

81 Gudrun DANZER, Jakob Gauer mann 1773–1843. In: Klaus Albrecht SCHRÖDER / Maria Luise STERNATH (Hg.), *Von der Schönheit der Natur. Die Kammermaler Erzherzog Johanns*. München 2015, 59–79.



Abb. 4: Jakob Gauermann, *Hermann der Cherusker verteilt die römischen Feldzeichen*. 1798.
 Quelle: Albertina, Wien, 41939/41v.

geduldig in das Schlachtfeld gehn, / Ohne je Erlösung, oder Lohn zu sehn: / dieses
 ist empörend und nicht Auszustehn !!⁸²

82 Handschriftlicher Vermerk auf der Rückseite von Jakob GAUERMANN, *Hermann der Cherusker verteilt die römischen Feldzeichen*, 1798 (Albertina, Wien, 41939/41v).

In dem Jahr, in dem Gauermann sich dem Thema in kritischer Weise annahm, kam es zum Ausbruch des Zweiten Koalitionskrieges. Seine Darstellung des germanischen Anführers mit Kriegsbeute ist dabei mit einem Gedicht verbunden, in dem der Tod auf dem Schlachtfeld – ob für das Vaterland oder einen Herrscher – als nicht erstrebenswert beschrieben wird. Damit handelt es sich hier um eine seltene Position innerhalb der Rezeption, die sich von der Kriegsbegeisterung bei Ayrenhoff deutlich absetzt.

Arminius nach dem Ende des Heiligen Römischen Reiches

In den folgenden Jahren wurde auch Wien von den Auswirkungen des Krieges erfasst und das Heilige Römische Reich 1806 schließlich aufgelöst. Die anhaltenden Kriegserfahrungen verstärkten am Beginn des 19. Jahrhunderts militarisierende und nationalisierende Tendenzen, die auch im Kaisertum Österreich nachweisbar sind.⁸³ Zeitgleich erlebte die Arminiusrezeption einen neuen Aufschwung, der durch die Mobilisierung gegen Frankreich – als neues Rom – verstärkt wurde.⁸⁴ Das zeigt sich an Heinrich von Kleists *Hermannsschlacht*, in der die Cherusker Preußen und die Markomannen Österreich verkörpern.⁸⁵ Kleist wollte das Stück ursprünglich in Wien aufführen lassen, um auf die preußisch-österreichische Einheit gegen Frankreich zu drängen.⁸⁶ Von österreichischer Seite lässt sich ebenfalls eine verstärkte Rezeption nachvollziehen: 1808 verfasste Friedrich Fröhlich, der sich später mit der Übersetzung von Hutten hervortun sollte, seinen Text *Arminius, oder der Teutschen und der Römer Kampf*.⁸⁷ Für ihn stand Arminius erneut als

83 Siehe etwa Karen HAGEMANN, „Be Proud and Firm, Citizens of Austria!“ Patriotism and Masculinity in Texts of the „Political Romantics“ Written during Austria’s Anti-Napoleonic Wars. In: *German Studies Review* 29 (2006), 1, 41–62.

84 KÖSTERS, *Mythos*, wie Anm. 3, 177–204; Kasper van KOOTEN, ‘Ein dürrtiger Stoff’: Hermann and the Failure of German Liberation Opera (1815–1848). In: *Nineteenth-Century Music Review* 16 (2019), 2, 249–272; KREBS, *Book*, wie Anm. 1, 183–191; Christian SCHMITT, *Hermannspathos oder: Wie man ‚Deutschland‘ erweckt. Zur rhetorischen Konstruktion der Nation um 1813/18*. In: WAGNER EGELHAAF, *Hermanns*, wie Anm. 20, 285–305.

85 ESSEN, *Hermannsschlachten*, wie Anm. 37, 145–194; Jost HERMAND, „Das ganze Deutschland soll es sein!“ Heinrich von Kleists *Hermannsschlacht* (1808). In: HERMAND / NIEDERMEIER, *Revolutio*, wie Anm. 4, 234; WOESLER, *Römerbild*, wie Anm. 20, 54; KÖSTERS, *Mythos*, wie Anm. 3, 189.

86 Dass das Stück zunächst allerdings gar nicht zur Aufführung kam, schob Kleist selbst auf dessen Aktualität, siehe HERMAND, *Deutschland*, wie Anm. 85, 221; Iris HERMANN, *Theater ist schöner als Krieg. Kleists Hermannsschlacht auf der Bühne*. In: WAGNER-EGELHAAF, *Hermanns*, wie Anm. 20, 241.

87 Friedrich FRÖHLICH, *Arminius, Oder Der Teutschen Und Der Römer Kampf*. Wien 1808. Für Fröhlich siehe HAARMANN, *Hermann*, wie Anm. 4, 65–67.

Retter Germaniens im Fokus. Seine Darstellung der Ereignisse stieß auf Interesse und wurde 1813 in Auszügen in der patriotischen Zeitschrift *Carinthia* gedruckt.⁸⁸

Das Jahr 1813 und die Schlacht von Leipzig ließen Arminius als Befreier Germaniens für zeitgenössische Rezipient:innen erneut zu einem erstrebenswerten Vorbild werden. Seine Resonanz zeigt sich an zwei Beispielen, die im Umfeld Erzherzog Johanns entstanden. Dazu zählt eine der heute bekanntesten Darstellungen des Arminius, die ihn in seiner Rolle als Befreier Germaniens bildlich festhält: eine Radierung des Wiener Künstlers Karl Russ (Abb. 5).⁸⁹ In dieser Darstellung befreit Arminius als bildgewordener Barbar die hilflose Personifikation der Germania scheinbar mit purer Muskelkraft, wobei die Szenerie durch eine Inschrift auf seinem Schild unmissverständlich mit der Schlacht von Leipzig und 1813 verbunden wird.⁹⁰ Russ war ab 1808 Hofmaler Erzherzog Johanns und ab 1818 Kustos der k.k. Gemäldegalerie im Schloss Belvedere.⁹¹ Im Hinblick auf seine Verbundenheit mit dem Haus Habsburg und der österreichischen Beteiligung an der Schlacht von Leipzig belegt seine Darstellung hier erneut eine habsburgische Verwertbarkeit germanischer Frühgeschichte.

Dass die Gleichsetzung eines habsburgischen Herrschers mit Arminius noch nach der Auflösung des Heiligen Römischen Reiches bedient werden konnte, zeigt auch das zweite steirische Beispiel aus 1813: In einem Lied setzte der Grazer Schriftsteller und Maler Ignaz Kollmann Arminius, Rudolf und Franz I. miteinander in Verbindung.⁹² Auf diese Weise wurde der Status des Habsburgers als einzig legitimer Herrscher über die deutschen Länder evoziert, was sich gleichermaßen gegen preußische und französische Ansprüche richtete.⁹³

88 Friedrich FRÖHLICH, Hermann. Teutschlands Erster Retter. In: *Carinthia* (1813), 51, 1–4; DERS., Hermann. Teutschlands Erster Retter (Beschluß). In: *Carinthia* (1813), 52, 1–2.

89 Die Datierungen für den Druck selbst rangieren zwischen 1813 (KÖSTERS, Mythos, wie Anm. 3, 198; Bettina BRANDT, *Germania und ihre Söhne: Repräsentationen von Nation, Geschlecht und Politik in der Modern*. Göttingen 2010, 99) und 1818 (HERMANN, *Deutschland* wie Anm. 85, 223).

90 Für eine Deutung im Hinblick auf die zugrundeliegenden Geschlechterrollen, siehe BRANDT, *Germania*, wie Anm. 89, 99–105.

91 Siehe Roswitha ORAČ-STIPPERGER, Karl Ruß 1779–1843. In: Klaus Albrecht SCHRÖDER / Maria Luise STERNATH (Hg.), *Von der Schönheit der Natur. Die Kammermaler Erzherzog Johanns*. München 2015, 188–214, sowie 250f.

92 Ignaz KOLLMANN, *Die Steyermärker an ihren geliebten Landesvater Franz. Ein Gesang mit Chor von Kollmann*. In: *Theater-Zeitung* (1814), 32, 127–128. Siehe HAARMANN, Hermann, wie Anm. 4, 67.

93 EBD., 68.



Abb. 5: Karl Russ, *Hermann befreit Germania*. 1813.

Quelle: Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg, HB 50213, Kapsel 1315.

Fazit

Trotz der intensiven Forschung zur Rezeption germanischer Frühgeschichte bleiben Aspekte, die bisher nicht ausreichend untersucht wurden. Ein regionaler Perspektivenwechsel befördert nicht nur weniger bekannte Adaptionen ans Tageslicht, es müssen durch ihn darüber hinaus bereits etablierte Narrative hinterfragt werden. So belegen die vorgestellten Beispiele bereits vor dem Ende des Heiligen Römischen Reiches eine Sonderform innerhalb der Varusschlachtrezeption, die mit dem Habsburgerreich in Verbindung steht. Wie gezeigt wurde, können daher weder Cornelius Hermann von Ayrenhoffs Stücke noch die Arminiusaufnahmen um 1813 als Einzelfälle verstanden werden. Sie sind vielmehr Zeugen einer wiederholten Integration germanischer Frühgeschichte in historische Narrative innerhalb der Habsburgermonarchie. Darüber hinaus wird die Rolle Wiens deutlich, das als zentraler Ort der Arminius- und Germanenrezeption seit der Wiederentdeckung des Tacitus bis zur Auflösung des Heiligen Römischen Reiches in Erscheinung tritt. Ein

Umstand, der in bisherigen Untersuchungen kaum Beachtung gefunden hat. Daher steht eine Analyse der Hauptstadt in ihrer Funktion als Katalysator für germanische Themen noch aus.

An dieser Stelle sei – wie eingangs erwähnt – nochmals darauf verwiesen, dass es sich bei den Bezügen zur germanischen Geschichte für die deutschsprachigen Gebiete der Habsburgermonarchie nur um ein mögliches Identifikationsangebot unter mehreren handelte. Nichtsdestotrotz bezeugen Referenzen in Malerei, Literatur und Theater den Gebrauch dieser Narrative im Gebiet des heutigen Österreichs und Tschechiens. Die Aufnahme der Varusschlacht, die besonders in Zeiten kriegerischer Auseinandersetzungen auf Resonanz stieß, verdeutlicht, wie zeitgenössische Kriegserfahrungen durch die Rezeption eines historischen Ereignisses überformt und in übergreifende Bedeutungszusammenhänge gestellt wurden. Dabei ist die Rezeption germanischer Frühgeschichte ein facettenreiches Phänomen, bei dem je nach zeitgenössischem Anspruch verschiedene Aspekte hervorgehoben wurden. Autoren wie Daniel Casper von Lohenstein konnten mit dieser Argumentation die Mobilisierung gegen einen Feind von außen sowie ein gemeinsames Vorgehen innerhalb des Reiches fordern. In der Zeit des Siebenjährigen Krieges wurde dieses Narrativ auf die Probe gestellt: Die Bedrohung kam nicht mehr von außen, sondern durch den Kampf um Hegemonie aus dem Inneren. Das Thema erwies sich jedoch als adaptierbar und behielt dabei seinen resonanten Charakter, wie sich an Ayrenhoffs Theaterstück und den Darstellungen in den bildenden Künsten zeigt. Dabei sind diese Aufnahmen sowie die Performanz von Kriegsszenen in der Frühmoderne nicht *per se* Reflexionen direkter Erfahrungen.⁹⁴ Sie bezeugen allerdings die Allgegenwart kriegerischer Auseinandersetzungen. Von Ayrenhoff ist darüber hinaus – wie später von Kleist – eine Interpretation eines Autors, der den Krieg in all seiner Brutalität und Verzweiflung aus eigener Erfahrung kannte, erhalten. Sein Stück widmet sich diesen Seiten allerdings nur marginal. Vielmehr sind es die zugrundeliegenden Fragestellungen, die seine eigenen Erfahrungen oder zumindest sein Ideal militärischer Selbstdarstellung offenbaren, welche absolute Opferbereitschaft suggeriert.

Zudem wurde eine Verbindung der Figur des Herrschers mit Arminius untersucht und deren verschiedene Zwecke herausgearbeitet: So betonte die Gleichsetzung des Kaisers mit Arminius den Status der Habsburger als einzige legitime

94 Es lässt sich darüber hinaus auch bei der Beschreibung von Krieg in der militärischen Literatur der frühen Neuzeit eine Verwandtschaft zum Theater erkennen, siehe Marian FÜSSEL, *Theatrum Belli. Der Krieg als Inszenierung und Wissensschauplatz im 17. und 18. Jahrhundert*. In: Flemming SCHOCK (Hg.), *Dimensionen der Theatrum-Metapher in der frühen Neuzeit*. Hannover 2008, 205–230.

Herrscher der deutschen Länder.⁹⁵ Darüber hinaus lassen sich die Widmungen in Zeiten der Instabilität als Appell an die Monarchen verstehen, die deutschsprachigen Gebiete zu vereinen und vor äußerer Gefahr zu schützen. Zwar lässt sich keine dezidierte Bestellung von Seiten des Hofes für die Darstellung der Varusschlacht nachweisen, Angelika Kauffmanns Gemälde entstand jedoch als eine Auftragsarbeit für Josef II., der ihr die Motivwahl überließ. Karl Russ war, wie Jakob Gauermann, Kammermaler für Erzherzog Johann, in dessen Dienst auch Ignaz Kollmann stand. Die Entstehung von Josef Berglers Gemälde ist direkt mit seiner Berufung als erster Direktor an die Akademie in Prag verbunden, die durch ein kaiserliches Dekret von Franz II. gegründet worden war. Sowohl Bergler als auch Abel stellten den germanischen Sieg als Wunschbild während der Koalitionskriege dar, zu einer Zeit, als sich für Erzherzog Karl die Bezeichnung als *Retter Germaniens* auch von anderer Seite nachweisen lässt. Es lässt sich daher schlussfolgern, dass die Darstellungen der Varusschlacht durchaus im Sinne des Hofes waren. Zumindest schienen sie für eine Karriere im kaiserlichen Umfeld nicht hinderlich gewesen zu sein. Jakob Gauermanns Skizze dürfte – mitsamt seinem kritischen Kommentar – Erzherzog Johann hingegen kaum bekannt gewesen sein.

Die Feststellung einer spezifisch habsburgischen Rezeptionslinie ist nicht bloß als Korrektur bisheriger Forschungsmeinungen relevant, vielmehr ist die Existenz noch in einem weiteren Kontext von Bedeutung: Sie bezeugt durch die Eingliederung germanischer Geschichte eine als deutsch verstandene Identität, die sich nicht nur auf die gemeinsame Sprache, sondern zusätzlich auf eine gemeinsame Frühgeschichte beruft. Damit ist in diesem frühen Patriotismus der Grundstein für spätere deutschnationale Strömungen gelegt, die sich für eine großdeutsche Lösung aussprachen und zum Teil bis in die Gegenwart die Existenz eines separaten Österreichs ablehnen.⁹⁶

95 Siehe hierzu vor allem HAARMANN, Hermann, wie Anm. 4, die diese Argumentation nach Auflösung des Heiligen Römischen Reiches 1806 untersucht.

96 So nennt die Burschenschaft *Marko-Germania* Österreich als Nation eine „geschichtswidrige Fiktion“. Öffentliche Bekanntheit erlangte die Burschenschaft 2016, als sich ihr Mitglied Norbert Hofer als Kandidat zur Bundespräsidentenwahl aufstellen ließ, siehe Bernhard WEIDINGER, „... keine Berührungängste mit dem Begriff ‚deutsch‘“. In: Website des Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, <https://www.doew.at/neues/keine-beruehrungsaengste-mit-dem-begriff-deutsch#2>, 2016, Zugriff 2023-04-03.

Miszellen

Some Remarks on Ernst Cassirer's *The Philosophy of the Enlightenment* (1932)

As part of the 'Wiener Arbeitsgespräche zur Aufklärungsforschung', the OGE18 hosted an interdisciplinary reading group on Ernst Cassirer's *The Philosophy of the Enlightenment* (1932).¹ In this group, scholars from cultural studies, film studies, history, literary criticism, philosophy, and political science engaged with a text that is considered an intellectual high point of twentieth-century discourse on the Enlightenment and is still occasionally regarded as the most authoritative treatise on Enlightenment philosophy.² The discussion was structured around close readings of single chapters of the book. In this way, it was possible to trace the book's basic assumption of a unitary Enlightenment 'mind' (*Denkform*, in the following: 'way of thinking') in the various fields of knowledge and theory of the eighteenth century, namely in nature and natural science, in psychology and epistemology, in religion, in history, in law, state, and society, and in aesthetics, each of which Cassirer treats in a separate chapter. Given the difficulty in creating syntheses within the increasingly fragmented research on the eighteenth century, it has been a compelling, though challenging task to follow Cassirer's achievement of integrating (supposedly) disparate historical fields of knowledge and philosophical traditions into the grand narrative of the emergence of an autonomous, dynamic-reflective rational thought. This article summarizes some aspects of the discussion that are considered particularly significant. It thus aims to provide stimuli for further engagement with Cassirer's monograph and, moreover, for the recently intensified academic *and* political debate about the legacy of the Enlightenment project, one that is as precarious as it is precious.

1 Apart from the authors, the sessions between January 2019 and July 2020 were attended by Valerie Dirk, Roman Kabelik, Arnulf Knafl, Georg Kö, Chiara Petrolini, Viktoria Take-Walter, Udo Thiel, Thomas Wallnig, and Niels Wildschut.

2 Cf. e.g. Birgit RECKI, Cassirer. Stuttgart 2013, 99. Other contemporary historians of philosophy, however, are more nuanced in their assessments, such as John Michael KROIS, Cassirer's Revision of the Enlightenment Project. In: Birgit RECKI (ed.), Philosophie der Kultur – Kultur des Philosophierens. Ernst Cassirer im 20. und 21. Jahrhundert. Hamburg 2012, 89–105; or most recently Udo THIEL, Ernst Cassirer's *Die Philosophie der Aufklärung*, or: Was there an Enlightenment? In: *Aufklärung* 35 (2023), forthcoming.

1. Reading Ernst Cassirer: Expectations, Perspectives, Issues

The impetus to revisit and reassess Cassirer's *The Philosophy of the Enlightenment* is already anticipated in the book's preface:

No account of the history of philosophy can be oriented to history alone. The consideration of the philosophic past must always be accompanied by philosophical reorientation and self-criticism. More than ever before, it seems to me, the time is again ripe for applying such self-criticism to the present age, for holding up to it that bright clear mirror fashioned by the Enlightenment. Much that seems to us today the result of "progress" will to be sure lose its luster when seen in this mirror; and much that we boast of will look strange and distorted in this perspective. (xvii)³

The confrontation with the philosophy of the Enlightenment intrinsically demands that its actuality and topicality be questioned. According to Cassirer, Enlightenment philosophy is more than mere "reflective thought"; rather it proves to be a still valid *way* of thinking, a certain *movement* of thinking that can be traced back to an "original spontaneity of thought" (xiv). It is a specific *formative* force that Cassirer aims to defend against a mass of verdicts of his time that are based in particular on romantic revisionism and propagate a "shallow Enlightenment" (xvii), a mere surface of all reason. In strict contrast, Cassirer attempts to justify the importance and indispensability of an autonomous 'way of thinking' (*Denkform*; 3–36), which developed powerfully out of a bundle of conflicts in the eighteenth century: "We must find a way not only to see that age in its own shape but to release again those original forces which brought forth and molded this shape." (xvii–xviii)

From this perspective, the vindication of Enlightenment thought, originally intended as a history of ideas (*Ideengeschichte*),⁴ turns out to be in direct succession to that 'way of thinking' (*Denkform*). This fact demands some self-reflection in the reading. Any engagement with Cassirer's work requires to clarify one's perspective, as one's own reading and thinking is presented in light of an intergenerational movement unleashed by Enlightenment philosophers. One becomes, so to speak, an ally of the struggle against "the rigid barriers of system" (xv) and against new tendencies towards mythological claims, which Cassirer vehemently rejects. Does one thus belong to an "autonomy of reason" (xvii), an Enlightenment "mode of thinking"

3 The page numbers shown in brackets follow the edition Ernst CASSIRER, *The Philosophy of the Enlightenment*. Translated by Fritz C. A. Koelln and James P. Pettegrove. With a new foreword by Peter Gay. Princeton – Oxford 2009.

4 Cf. on the historical background of the book: Gerald HARTUNG, Einleitung. In: Ernst CASSIRER, *Die Philosophie der Aufklärung*. Text und Anmerkungen bearbeitet von Claus Rosenkranz. Hamburg 2007, VII*–XXIV*.

(7, 14), that has developed according to scientific-mathematical principles, or is it possible to distance oneself from it historically?

It quickly becomes obvious that, according to Cassirer, the historian of Enlightenment philosophy cannot exclude himself from the subject of his observation. Consequently, the book's attempt is clear from the outset: it aims to shed an affirmative, pan-European light on the epoch of the Enlightenment and to situate the author (and his reader) in this very tradition. This is also reflected in Cassirer's writing style: he frequently paraphrases his sources, sometimes over the course of pages, which results in converging textual voices and draws the reader into the maelstrom of early Enlightenment modes of argumentation without any distance being maintained. Cassirer's method of drawing together his sources by way of analogies and contrasts is certainly also due to the fact that—thanks to visits to libraries such as the Bibliothèque Nationale in Paris—he was often presenting them to the German public in their original wording for the first time and wanted to illustrate their initial impact. Essentially, Cassirer is concerned to demonstrate the lasting discursive power of the joint intellectual endeavor of Enlightenment philosophy. In so doing, he seeks to fundamentally short-circuit the contemporary present, which he sees as standing on very fragile rational legs, with the Enlightenment past. Therefore, he highlights the “rationalistic postulate of unity” of reason (22) and recalls its “basic role” (23) as immanent alternative to the absolutist-transcendent mode of unification (“One king, one law, one faith”).

Interestingly, in an extensive chapter on aesthetics (275–360) added to the original text shortly before the publication, Cassirer recognizes a complementary development in the realm of the artistic. Thus, not only philosophical *ratio* but also art and art criticism, exemplified by Gotthold Ephraim Lessing, are brought to an “inner spiritual unity of the age” (273) and are seized by a “creative activity” that leads beyond mere systematic thinking and will henceforth find use “as an indispensable instrument of life and of the constant renewal of the spirit” (360).

The central functions of the concepts of ‘unification’ and ‘power’/‘force’ for the substantiation of a continuing Enlightenment thought also impinge greatly on the key question that accompanied our re-reading of *The Philosophy of the Enlightenment*: the question of the inner coherence of Cassirer's theses. This is all the more crucial, since the epistemological dimension of this question touches on central self-conceptions of probably all disciplines of the humanities. The next steps, however, do not directly follow Cassirer's attempts to connect to the philosophy of the seventeenth and eighteenth centuries but first try to delineate the ground of his own philosophical movement in the first decades of the twentieth century.

2. Narrating the Enlightenment in 1932: *Form, Function, Force*

The assumption of autonomous reason as a connecting (and also interdisciplinary) medium of rational-linguistic objectification, central to *The Philosophy of the Enlightenment*, correlates with Cassirer's own philosophical intention. At the beginning of the twentieth century, at the end of the idealist thought movements and contrary to thinking in deceptive traditionalist categories, he wished to pursue a philosophy oriented towards the unifying scales of form, function, and force. This approach, which at first sight seems overly sober and mathematical, already mirrors Cassirer's assumption of the genesis of modern rational reflection according to the model of Newtonian physics – and remarkably not Cartesian logic (“For Newton's method is not that of pure deduction, but that of analysis”; 7). With regard to the genesis of his own work, however, the influence of the Marburg School of Neo-Kantianism becomes particularly clear here, which, above all in the work of Hermann Cohen and Paul Natorp, took up the challenge of bringing the groundbreaking scientific findings of its time into an epistemological context within the humanities.

Via his study of *Leibniz's System in its Scientific Foundations* (1902), Cassirer would first arrive at the essential distinction between *Substance and Function* (1910). From his preoccupation with the philosophy of mathematics, he worked out the essence of a “concept of relation” and thus the relevance of tracing knowledge back to “categorical functions” rather than to substantial presuppositions.⁵ He then developed this basic assumption systematically in a cultural-critical and cultural-anthropological direction, i. e. beyond epistemological preoccupations and towards general human cultural perceptions. *The Philosophy of Symbolic Forms* (1923–1929) can only be considered with regard to its theoretical core here. In this major work human perceptions are theoretically substantiated as processes of pictorial-cognitive shaping and forming and are examined according to a given potential to give things coherence. Basically, the concept of ‘power’/‘force’ refers to a “functional unity”⁶ that replaces the assumption of substances or origins as *primae causae* and brings the question of the respective relations, that is the different ways of relating, into focus. In particular, this perspective includes the active human being, whereby reason does not appear as a form of possession or gift but of a sensitive appropriation and tension-laden confrontation in concrete moments and processes of symbolization.⁷

5 Ernst CASSIRER, *Substance and Function and Einstein's Theory of Relativity*. Translated by William Curtis Swabey and Marie Collins Swabey. Chicago – London 1923, esp. 3–26.

6 Ernst CASSIRER, *The Philosophy of Symbolic Forms: Three Volume Set*. Translated by Steve G. Lofts. With a Foreword by Peter E. Gordon. London 2021, vol. 1: Language, 5.

7 Cf. *IBID.*, vol. 1, 32.

From this, two aspects can be discerned that are of great importance for a contemporary understanding of Cassirer's subsequent work on the philosophy of the Enlightenment, in which he derives and emphasizes an ideal-typical rational-linguistic 'way of thinking' (*Denkform*). First, one recognizes the distance to idealist and especially Hegelian philosophy—albeit, paradoxically, with clear Hegelian references throughout the text⁸—insofar as human modes of perception are understood as consequences of “symbolic pregnancy.”⁹ Thus, the position of a forming *esprit systématique* versus a framed *esprit de système* (8) is substantiated according to the most current empirical standards,¹⁰ an approach that would continue to be adopted in further works of Cassirer with a socio-philosophical theme. Second, one recognizes the distancing from those contemporary philosophies that questioned the value of individual autonomous reason. Besides contrary interpretations of Enlightenment philosophy, like that of Carl Becker,¹¹ or the use of concepts of dark force by Friedrich Meinecke and Hans-Georg Gadamer, the opposition to Martin Heidegger's thinking is pivotal and can be found summarized in the counter-formula: “being' is graspable here nowhere else than in 'activity.’”¹² Thus, Cassirer's efforts to justify Enlightenment philosophy, which first took shape in 1931 in the form of an encyclopedia contribution,¹³ must definitely be seen against the background of the well-known debate with Heidegger at the Davos University Days in 1929.¹⁴ Even though Cassirer largely refrained from political debates per se, his effort to base modern autonomous and self-critical reason on principles of form, function, and force can certainly be understood as a vindication of a republican humanist ground on which (his own way of) liberal reasoning could flourish.¹⁵

8 Cf. THIEL, Ernst Cassirer's *Die Philosophie der Aufklärung*, as footnote 2.

9 CASSIRER, *Philosophy of Symbolic Forms*, as footnote 6, vol. 3, 218–242.

10 Cf. Detlev PÄTZOLD, *Esprit systématique ou esprit de système? Das Bild von Kant und Hegel in Cassirers symbolischen Idealismus und seiner Methode*. In: Detlev PÄTZOLD / Christian KRIJNEN (eds.), *Der Neukantianismus und das Erbe des deutschen Idealismus: die philosophische Methode*. Würzburg 2002, 87–101.

11 Carl BECKER, *The Heavenly City of the Eighteenth-Century Philosophers*. New Haven 1932.

12 CASSIRER, *Philosophy of Symbolic Forms*, as footnote 6, vol. 1, 9.

13 ERNST CASSIRER, *Enlightenment*. In: *Encyclopaedia of the Social Sciences*, vol. 5, New York 1931, 547–552.

14 Cf. HARTUNG, *Einleitung*, as Footnote 4, XIV*–VI*; further Massimo FERRARI, *Ernst Cassirer. Stationen einer philosophischen Biographie*. Hamburg 2003, 249–82; Peter Elio GORDON, *Continental Divide: Heidegger, Cassirer, Davos*. London 2010.

15 Cf. Ursula RENZ, *Cassirer's Enlightenment: On Philosophy and the 'Denkform' of Reason*. In: *British Journal for the History of Philosophy* 28/3 (2020), 636–52 (DOI: 10.1080/09608788.2019.1677214, last accessed 2023-04-23).

3. Genealogies and Teleologies of the Enlightenment

Cassirer thus attempts to bring together the contemporary concept of force with the original Enlightenment ‘movements of thought’ in order to place a historical bracket on post-Kantian philosophies and to reconcile rationality and positivity (“man’s highest faculty,” according to Goethe; xvii). The power of reasoning is seen in a complementary genealogy to Newton’s mathematical laws of falling bodies and of the pendulum and is prototypically demonstrated in Leibniz’s *Monadology*. Despite the epistemic paradigm shift in the eighteenth century, reason can still be understood in terms of an older concept of force (*vis*) in light of the metaphysical tradition. Reasonable actions, or even just the potential of acting reasonably, become determinable as constantly present processes in which the individual emerges from the universal. In Leibniz’ philosophy, “an inalienable *prerogative* [highlighted in the German edition] is first gained for the individual entity” (32): “[t]his means that only the highest development of all individual energies – not their leveling, equalization, and extinction – leads to the truth of being, to the highest harmony, and to the most intense fullness of reality.” (33) The ego proves to be a dynamic component of a categorical structure based on the principle of the *causa sufficiens*: it is pragmatic power that, through the ‘unfolding’ of its universal character, yields the highest cultural forms.

One recognizes in this Leibniz paraphrase—with the programmatic catchphrase “unity in multiplicity” (122)—Cassirer’s confident selection of aspects of individual thinkers and texts to build his own narrative. Obviously, he is not primarily concerned with a systematic and comprehensive account of individual works, and for reasons of narrative composition he also accepts anachronistic deployments. It is noteworthy that in his genealogy of Enlightenment thought, Cassirer places a markedly different emphasis than, to take up a recent example, Jonathan Israel, who derives a radical Enlightenment from Baruch de Spinoza.¹⁶ Cassirer, on the other hand, sees the influence in the eighteenth century less in Spinoza than in Erasmus (187). It becomes evident that Cassirer chooses a focus that marginalizes radical (materialist) positions and reduces them to isolated cases (La Mettrie, d’Holbach et al.; he also neglects the Lucretian line of tradition, prominently emphasized by Stephen Greenblatt).¹⁷ Also, the concept of freedom is developed epistemically rather than politically by Cassirer. Thus, the telos of the book is not—even in the chapter on ‘Law, State, and Society’—revolution (which might seem obvious in an overall account of the Enlightenment), but, explicitly in the last chapter on

16 Jonathan I. ISRAEL, *Radical Enlightenment: Philosophy and the Making of Modernity, 1650–1750*. Oxford 2001; idem, *Enlightenment Contested: Philosophy, Modernity, and the Emancipation of Man*. Oxford 2006.

17 Stephen GREENBLATT, *The Swerve: How the World Became Modern*. London 2012.

'Fundamental Problems of Aesthetics,' a moderate, consumable Enlightenment, embodied by Goethe and Kant.

Accordingly, there is an extremely positive assessment of sensualism in Shaftesbury, Wolff, and Baumgarten, among others, through Lessing and Mendelssohn to Herder and Goethe (120–33, 338–360). It is significant that Cassirer, in an effort to present the unified thrust of Enlightenment thought in this period, arrives at a synthesis of reason and sensuality at the end of the book. For the great achievement of the eighteenth century also seems to have been to integrate not only reason but also affects into the new subject-object relationship that had developed: to have made them a further means towards the entirely new *function* of intellectual self-knowledge (37) and to have included them in the confrontation with nature, which, according to Denis Diderot (90–92), was now open, exhibiting differences and heterogeneity—that is, the fundamental dynamic break with former artificial systematization.

The portrayal of Jean-Jacques Rousseau is quite significant with regard to Cassirer's underlying concept of 'way of thinking' (*Denkform*): the Enlightenment critic in particular would testify to "the inner spiritual unity of the age" (273). It was an *ethical force*, he argues, that was evident in Rousseau's 'sentimentalism,' which, far from destroying the idea of Enlightenment, basically shifted its focus. And if throughout the reading it seems as if Cassirer keeps bringing Kant into the space of eighteenth-century philosophy without letting him appear, there are always quite clear references, as in this passage: "By this intellectual accomplishment he [Rousseau] prepared the way for Kant as did no other thinker of the eighteenth century. Kant could find support in Rousseau when he came to build up his own systematic edifice—that edifice which overshadows the Enlightenment even while it represents its final glorification." (274) Already earlier in the book, Kant is being presented as both the end and the eclipse of Enlightenment philosophy (133).¹⁸

The Philosophy of the Enlightenment is obviously composed with Lessing and above all Kant and Goethe foremost in mind. This focus, however, raises the question of the various Enlightenment cultures and their weighting in the book. It conspicuously appears that Cassirer was concerned with the representation of the German Enlightenment tradition in the context of Western European thought—and that immediately before the rupture in civilization.

18 Cf. THIEL, Ernst Cassirer's *Die Philosophie der Aufklärung*, as footnote 2. In the aftermath of his aforementioned dispute with Heidegger, Cassirer sharpened his apotheosis of Kant in Kantian terms: "Kant is and remains – in the most sublime and beautiful sense of this word – a thinker of the *Enlightenment*: he strives for the light and bright, even where he ponders upon the deepest and most hidden 'grounds.'" ERNST CASSIRER, Kant und das Problem der Metaphysik. Bemerkungen zu Martin Heideggers Kant-Interpretation. In: Kant-Studien 36/1–2 (1931), 1–26, at 23–24 (transl. T.A. / C.Z.).

4. Cultures of the Enlightenment

At first glance, Cassirer does not seem to consider the foundations of Enlightenment philosophy in eighteenth-century culture at all. In the elaboration of his arguments, he does not explicitly take into account distinctive cultural categories common in today's research on the intellectual history of that period, such as religious confessions, media of distribution, circles of reception, institutional infrastructure, or learned practices of scholarship.¹⁹ Committed to the genre of problem history (*Problemgeschichte*), Cassirer interprets texts as treatises of philosophical problems, detached from their cultural and social entanglements. Enlightenment philosophy thus unfolds as an autonomous intellectual development. The historical conditions of its emergence are inherent to philosophy itself. It appears against the background of seventeenth-century philosophy, which, according to Cassirer, largely adheres to latinity, formulaic structures and rigid system constraints, and assures itself of a transcendent primordial ground in theology. Eighteenth-century philosophy is, in contrast, presented as discursive and progressive, unfolding thanks to a dynamic reflective rationality combined with unbiased empirical observation in all fields of knowledge.²⁰

The autonomy of Enlightenment philosophy from its cultural foundations and the uniformity of its 'way of thinking' (*Denkform*), regardless of the nature of the subject, is a crucial reason for assuming its universal character. Nevertheless, Cassirer repeatedly employs the culturally charged attributions 'English', 'French', and 'German' to arrange authors, texts, and ideas of the Enlightenment as he presents his arguments.²¹ As a result, nationally framed traditions of philosophy and intellectual frameworks—such as the Leibniz-Wolffian *Schulphilosophie*, firmly institutionalized

19 For approaches oriented towards cultural and social history of knowledge and ideas, cf. for example the recent volume by Thomas ASSINGER / Daniel EHRMANN (eds.), *Gelehrsamkeit(en) im 18. Jahrhundert. Autorisierung – Darstellung – Vernetzung*. Heidelberg 2022.

20 This contrast between the philosophy of the two centuries is particularly vivid in Cassirer's presentation of Condillac who, "[i]n opposition to the 'spirit of systems'" claimed "a new alliance [...] between the 'positive' and the 'rational' spirit." (8) He, for example, "vigorously urges that the 'spirit of systems' which had produced the great metaphysical edifices of the seventeenth century be banished from physics. Instead of any general, but arbitrary, explanation based on the apparent 'nature of things,' there must appear simple observation of phenomena and clear designation of their empirical connection." (53–54)

21 Other national or regional frameworks of Enlightenment are largely disregarded. While this might be understandable in the case of intellectual contexts that were barely studied at that time, such as the Enlightenment in Central Europe, it is particularly remarkable with regard to Italy, since several of Cassirer's other writings document a lifelong engagement with Giambattista Vico. Cf. Stefanie WÖRDICH, *Vico und die Hermeneutik. Eine rezeptionsgeschichtliche Annäherung*. Würzburg 2007, 179.

at German universities, British natural science, and the French *philosophes*—seem to function virtually as the instigators of philosophical activity, rather than the discussed authors themselves. Obvious differences between such national Enlightenment cultures, for whom even philosophy and philosophizing did not necessarily mean the same thing, are, however, not particularly emphasized; the attention is rather directed to exchange processes and mutual influences on a Western European map of thought.²² With regard to the genre of problem history, one might say that differences in culture and philosophical tradition are to a great extent leveled out by the predominant interest in the abstract ideational content of the discussed texts, considered as manifestations of autonomous and universal philosophical thought.

At some points, however, Cassirer's account of the evolution of Enlightenment philosophy seems to thwart this development toward abstraction and take a different turn. The most striking example of this is the final chapter on 'Fundamental Problems of Aesthetics.' As in the other chapters, Cassirer's approach is characterized by the development of an argument sticking close to texts of the period but in a somewhat selective and sometimes rather interpretive and systematizing manner. While the first chapter on 'The Mind of the Enlightenment' in general and the second one on 'Nature and Natural Science' are mainly oriented towards French and to some extent Dutch authors, the last chapter on aesthetics focuses on the German tradition, with a particular emphasis on Baumgarten, who is considered to be the first to systematically integrate aesthetic theory into philosophy. In contrast to the English and French, German Enlightenment philosophy thus succeeded in theoretically embracing the whole human being, including sensuality as a sensorium for aesthetic judgment.²³ This argument, incidentally, already reflects the

22 Recently, an emphatic call has gone out for contemporary research to show greater awareness of such discrepancies, as exemplified by arguably the key difference between the French and Scottish Enlightenments: Dan DINER, *Aufklärungen. Wege in die Moderne*. Stuttgart 2017. In any case, the question of the inner unity or diversity of Cassirer's conception of the Enlightenment remains the subject of controversial scholarly debate to this day. THIEL, Ernst Cassirer's *Die Philosophie der Aufklärung*, as footnote 2, now argues that "Cassirer displays acute awareness of the diversity of Enlightenment philosophical thought" and that "he emphasizes national differences between French, German and British philosophy of the period" (namely in the chapters on "Psychology and Epistemology", and on "Fundamental Problems of Aesthetics") without thereby abandoning "the systematic unity" of Enlightenment thought.

23 The "characteristic difference" and "special position of German aesthetics does not rest on individual concepts or principles." Rather it results from the fact that "[i]n Germany for the first time the problem of aesthetics is placed under the guidance and care of systematic philosophy. [...] The question of the relationship between art and the other spheres of intellectual life is constantly investigated, and a clear and sharp distinction is sought between the specific nature of the aesthetic faculty and the other faculties of understanding, reason, and will." (331–332) For Cassirer, despite these claims to a general theory of perception and sensuality, aesthetics is strongly oriented towards art beauty, poetry, and criticism as its fields of interest. On the early history of German aesthetics cf.

increasingly anthropological interest of the ‘late’ Cassirer, as would come to the fore in his *Essay on Man* (1944). Accordingly, for Cassirer, Enlightenment philosophy, starting from Leibniz, finds its completion in German aesthetics, most notably in Lessing’s (literary) criticism and in Kant’s *Critique of Judgment*, though the latter is not itself treated in depth.²⁴

It is above all Lessing, the final apotheosis of Cassirer’s account, who is to be thanked “that the century of the Enlightenment, to a very great extent dominated by its gift of criticism, did not fall prey to the merely negative critical function—that it was able to reconvert criticism to creative activity and shape it and use it as an indispensable instrument of life and of the constant renewal of the spirit.” (360) In contrast to the in-depth consideration of German and Swiss theorists (besides Baumgarten and Lessing namely Gottsched, Bodmer, Breitinger, etc.), the treatment in this chapter of French- and English-speaking authors such as Diderot, Shaftesbury or Hume is rather restrained.²⁵ Kant and especially Lessing in contrast are universalized as philosophical cosmopolitans, and with them German philosophy and criticism.

This last observation of the reading group led to a crucial point in the discussion of the book: that Cassirer’s 1932 advocacy of Enlightenment philosophy amounts to outlining a then alternative history of German thought, situated within a Western European intellectual network of texts and authors. Such a history could not be derived from Romanticism—but only from the Enlightenment. It would begin before Hegel’s idealistic philosophy and before the impact of cultural Protestantism and would therefore potentially offer space to Irenic and Catholic positions as well as to the German-speaking intelligentsia of the Haskalah, which is presumably implied in the chapter on aesthetics with reference to Moses Mendelssohn (354).

5. Reception and Relevance for Today

Contrary to the last argument, however, the English translation of Cassirer’s *The Philosophy of the Enlightenment* (1951, translated by Fritz C. A. Koelln and James P. Pettegrove), though extraordinarily influential in English-language research on the

the recent study by Olga Katharina SCHWARZ, *Rationalistische Sinnlichkeit. Zur philosophischen Grundlegung der Kunsttheorie 1700 bis 1760. Leibniz – Wolff – Gottsched – Baumgarten*. Berlin – Boston 2022.

24 Cassirer had already set out a narrative of eighteenth-century aesthetics in *Freedom and Form* (1916), starting with Leibniz and extending to Hamann, Herder, Kant, and above all Goethe. This later historical section, however, is not elaborated in *The Philosophy of the Enlightenment*.

25 On the insufficient and misleading discussion of Hume’s *Of the Standard of Taste* (1757) cf. THIEL, Ernst Cassirer’s *Die Philosophie der Aufklärung*, as footnote 2.

Enlightenment, has partly been negatively received precisely because of an alleged “bias towards German philosophy”; Alfred Cobban even went so far as to claim that Cassirer had integrated “the Enlightenment [in]to the genealogical tree of the Nazi movement”.²⁶ The subsequent reception of the work also turned out to be contradictory, and even more recently the book has been criticized as being too philosophical and not contextual enough. In Germany, the limited reception of the book was mainly due to the expulsion, and attempted annihilation, of the Jewish intelligentsia under the Nazis, the repercussions of which were still obvious decades later. The representatives of the Frankfurt School also largely disregarded Cassirer's work, however.²⁷

Nevertheless—not least in view of the discernible regressions in current public discourse—Cassirer's achievement should finally be explicitly acknowledged, and the wide-reaching cultural connections of his book emphasized. It would be too short-sighted (and testify to a certain methodological lack of awareness) to consider its potential without considering the broader relational aspects and implications for which the book itself, with its relational arrangement and interpretation of the sources, quite decisively advocates. After all, Cassirer's work, with its foundation on principles of form, function, and force, is very much characterized by strong connections to other essential innovative movements in the humanities of the twentieth century, which developed in strict opposition to the totalitarian (mythic-)national excesses: these include its proximity to pragmatic theory in the field of linguistics already found in Cassirer's own ‘late’ work,²⁸ its importance for the foundation of Pierre Bourdieu's sociological theory of symbols,²⁹ or even more remote relations such as those to Mikhail Bakhtin's theory of carnival.³⁰ As for *The Philosophy of the Enlightenment* in particular, there was resonance especially in the philosophical discourse on aesthetics in the Anglo-American world.³¹ If one considers beyond that the remarks according to which “the concept of reason [can] be fully characterized” as a “twofold intellectual movement” of “dissolution” and “construction” (13–14),

26 For the example of Cobban and a detailed consideration of the “absurd charge” of an unbalanced weighting of German thought by Cassirer cf. *ibid.*

27 According to Konersmann, Cassirer's work was disregarded “on the basis of petty jealousies, one must say: at Horkheimer's request, it was downright decided”. See Ralf KONERSMANN, *Kulturphilosophie zur Einführung*. Hamburg 2010, 144 (transl. T.A. / C.Z.).

28 Ernst CASSIRER, *Structuralism in Modern Linguistics*. In: Word 1 (1945), 99–120.

29 Cf. Erna NAIKZ-WIRTH, Ernst Cassirer. In: Gerhard FRÖHLICH / Boike REHBEIN (eds.), *Bourdieu-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart 2014, 29–32.

30 Cf. Brian POOLE, Bakhtin and Cassirer: The Philosophical Origins of Bakhtin's Carnival Messianism. In: *South Atlantic Quarterly* 97/3 (1998), 537–578.

31 Paul GUYER, *A History of Modern Aesthetics*, vol 3: *The Twentieth Century*. Cambridge 2014, 335–427, considers Ernst Cassirer's influences as part of the history of twentieth-century aesthetics in the United States.

one recognizes a clear parallel to Roland Barthes's structuralist foundation of activity. Moreover, Michel Foucault, in his well-known review of *The Philosophy of the Enlightenment*—though immediately before also referring to Heidegger—states that the reappraisal of intellectual history had to begin with connecting to Cassirer's theories, which proved to be close to those of discourse analysis.³²

In the light of the soothing historicizing, philologizing, and systematizing tendencies in the contemporary humanities landscape, it seems that Cassirer's 'systematic relations'³³ are far from being exploited for twenty-first-century Enlightenment studies and that many of his theoretical aspects are still waiting to be translated into (research) practice.

32 Cf. Michel FOUCAULT, Une histoire restée muette. In: *La Quinzaine littéraire*, Nr. 8 (1966), 3–4.

33 Thiemo BREYER / Stefan NIKLAS (eds.), Ernst Cassirer in systematischen Beziehungen. Zur kritisch-kommunikativen Bedeutung seiner Kulturphilosophie. Berlin 2019.

Harald Heppner

Stadt und Wandel im Donau-Karpatenraum im 18. Jahrhundert

Ein Forschungsbericht

Es ist unstrittig, dass für den Donau-Karpatenraum (heute: Binnenland-Slowenien und Kroatien, Ungarn, Slowakei, Karpatoukraine, Westrumänien, Nordserbien, Nordbosnien) nach der Rückeroberung des osmanisch gewesenen Territoriums von Ungarn eine neue Ära angebrochen ist. Zunächst ging es darum, die Kriegsschäden möglichst rasch zu beseitigen, sodann waren die maßgeblichen Behörden (Wiener Hof, ungarische Landesbehörden) darum bemüht, den Wiederaufbau des Schauplatzes in Gang zu setzen; zusätzlich ging es jedoch auch darum, innovative Schritte zu setzen, um die im Vergleich zum Westen bestehende Unterentwicklung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse daselbst schrittweise zu überwinden.

Mit der Frage nach der Entwicklung auf urbanem Boden im Lauf des 18. Jahrhunderts in Ungarn, Siebenbürgen, am Rande jedoch auch der benachbarten Erbländer (Niederösterreich, Steiermark, Krain) befassten sich Vortragende zweier Tagungen, die im Jahr 2021 abgewickelt worden sind. Die erste fand im Mai – pandemiebedingt noch als Video-Konferenz – in Graz statt. Dabei wirkten Fachleute der Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts im südöstlichen Europa sowie der gleichnamigen Gesellschaften in Österreich, Slowenien und Ungarn zusammen. Schauplatz der zweiten Konferenz im September 2021 war das Bildungshaus Retzhof (bei Leibnitz/Südsteiermark), wo sich die Vortragenden physisch treffen und aussprechen konnten. Die organisatorische Verantwortung lag in diesem Fall in den Händen der Kommission zur Geschichte und Kultur der Deutschen in Südosteuropa (Tübingen). Aus den Ergebnissen beider Tagungen wurde ein Sammelband zusammengestellt, der – dies war von vornherein so geplant – bis zum Kongress der Internationalen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts in Rom (Juli 2023) erscheinen sollte. Dies ist auch der Fall, denn er kam im Verlag Peter Lang (Berlin) im Frühjahr 2023 heraus und war die Grundlage für die Diskussion an einem Runden Tisch, den Ulrike Tischler-Hofer gemeinsam mit dem Autor dieses Berichts ausgerichtet hat.¹

1 Matthias BEER, Harald HEPPNER, Ulrike TISCHLER-HOFER (Hg.), Stadt im Wandel / Towns in Change. Der Donau-Karpatenraum im langen 18. Jahrhundert / The Danube-Carpathien area in the long 18th century. Berlin 2023.

Der Donau-Karpatenraum ist eine Übergangszone zwischen Zentraleuropa und dem Balkanraum sowie ein Areal, das trotz der Nähe zur Adria von mediterranen Einflüssen nur ganz unmaßgeblich beeinflusst wird. Die Donau stellt die Hauptverkehrsader dar, wogegen sich das Karpatengebirge im Norden und Osten sowie der Südostalpenrand im Westen als naturräumliche Abgrenzung nach außen anbieten. Der wichtigste Faktor für die vorliegende Fragestellung war der Umstand, dass über jenen Schauplatz vom frühen 16. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts eine Frontlinie zwischen der Habsburgermonarchie und dem Osmanischen Reich verlief, wodurch ein systemischer Wandel erst nach Ende der Zweiten Wiener „Türkenbelagerung“ (1683) denkbar wurde. Die Bemühungen, das Terrain entwicklungsmäßig aufholen zu lassen, erfolgten in mehreren Etappen, die von weiteren Kriegen (1716/1718, 1737/1739, 1787/1791) unterbrochen oder eingebremst wurden. Bis zur Zurückdrängung der Osmanen (1699, 1718) herrschte weitgehend Stagnation, weil die Abwehr des muslimischen Gegners über Generationen viel Mittel und Aufmerksamkeit verlangt hatte und dadurch die aus dem Mittelalter stammenden Strukturen erhalten geblieben waren. Der ab den 1680-er Jahren sich anbahnende Wandel blieb während des ganzen 18. Jahrhunderts hindurch gebremst, zumal der Verlauf der Entwicklung nicht autonom verlief, sondern von etlichen Faktoren der Außenwelt betroffen war: Einer der Faktoren war das Streben des Wiener Hofes, dem Konglomerat an ‚alten‘ (Österreichische Erbländer, Königreich Böhmen) und ‚neuen‘ Provinzen (Königreich Ungarn, Bukowina) eine vereinheitlichte Betriebsform zu verleihen. Ein anderer Faktor war die Absicht der Habsburger, im Rahmen der Internationalen Beziehungen im Westen eine Rolle zu spielen und hierfür viel materielle und personelle Ressourcen zu beanspruchen. Ein dritter Faktor war der Szenenwechsel im Südosten, indem Russland im Balkan- und Schwarzmeerraum immer aktiver wurde und damit das Osmanische Reich als gestaltende Kraft ablöste. Die Veränderungen im Donau-Karpatenraum beruhen auf einem Mix aus der Notwendigkeit, moderne Ansätze zur Verwaltung, zur Wirtschaft, zur Bildung und Technik umzusetzen, und dem Anreiz, etwas Neues anzugehen und daraus Vorteile zu erzielen. Dementsprechend setzt sich der Wandel aus drei Komponenten zusammen – aus rasch vollzogenen Veränderungen, aus mittelfristig zustande gekommenen Veränderungen und aus Veränderungen, die nur ganz langsam erfolgten.

Als tragende Kräfte des Wandels erweisen sich drei Arten von Akteuren: Wie vor allem die Beiträge von István Németh (Budapest), Vanja Kočevar (Ljubljana) und Mihai Olaru (Bukarest) zeigen, war der tonangebendste Akteur die Staatsmacht, d. h. der Wiener Hof und seine Behörden in den einzelnen Provinzen bzw. die Fürsten in Bukarest und Jassy. Ein zweiter wichtiger Akteur – dies lassen die Beiträge von Eleonóra Géra (Budapest), Karl-Peter Krauss (Tübingen), Marko Štuhec (Ljubljana), Peter Mario Kreuter (Regensburg) und Luka Vidmar (Ljubljana) erkennen – waren Kleingruppen, Familien oder einzelne Personen, die die Veränderungen in den

Städten mittragen. Ein dritter Akteur waren die feudalen Kräfte (Stände, Stadträte und dgl.), die an Veränderungen, sofern sie sich nicht gegen jene stellten, nur partiell partizipierten. Dazu geben insbesondere die Artikel von Andor Nagy (Eger) und Harald Roth (Potsdam) Aufschluss.

Der Wandel in der Gesellschaftsstruktur beruhte auch auf den Folgen von Migrationen, d. h. dem Aufeinandertreffen von Einheimischen und Zugezogenen. Letztere waren Soldaten, Beamte, Adelige, Geistliche, Gewerbetreibende und Freiberufler, die in großer Zahl aus Richtung Westen im Donau-Karpatenraum Fuß fassten. Es konnten jedoch auch Immigranten aus den Balkanländern sein, die in der städtischen Wirtschaft oder in der orthodoxen Kirchenorganisation tätig wurden. Die städtische Entwicklung führte dazu, dass auch Menschen ruraler Herkunft ihre Dörfer verließen und ihr Leben in der Stadt neu zu organisieren versuchten. Die Veränderungen führten zu einem neuartigen Sozialgefüge: neben den Angehörigen des traditionellen städtischen ‚Establishments‘ entstand eine Klasse von Aufsteigern (Verwaltung, Wirtschaft, Bildung), wogegen die Zahl der Angehörigen traditioneller Unterschichten durch soziale Absteiger erhöht wurde.

Der Wandel in den Städten des Donau-Karpatenraumes wurde durch mehrere Faktoren begünstigt. Wesentlich war die Zentralisierung, d. h. die Zurückdrängung oder Beseitigung der aus der Zeit des Mittelalters resultierenden institutionellen Vielfalt zugunsten der verbesserten Lenkbarkeit politischer und wirtschaftlicher Prozesse. Solange die Auseinandersetzungen mit den Osmanen Priorität hatten, waren zentralisierende Bemühungen des Staates auf großen Widerstand gestoßen und kamen daher erst im Lauf des 18. Jahrhunderts schrittweise zum Zug. Ein zweiter Faktor war die Anwendung von Konzepten und Praktiken aus West- und Zentral-europa, die der Verbesserung der ökonomischen Effizienz und deren Kontrolle dienen sollten. Dazu gehörte auch die Forcierung des Bergbaus, der die Grundlage für die spätere Industrialisierung schuf. Ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kamen zusätzlich die Einflüsse der Aufklärung hinzu, die nicht nur über private, sondern auch über öffentliche Kanäle zur Veränderung der Verhältnisse beitrugen. Sie gingen einher mit dem Sammeln von Kulturgütern und dem Hinterfragen traditioneller Denk- und Verhaltensmuster.

Der Wandel zeigte sich auch in urbanistischer Hinsicht. Verfallene oder zerstörte Gebäude wurden wiederhergestellt, wie z. B. die Thermalbäder in Ofen (Buda), die sich allgemeiner Beliebtheit erfreuten (Eleonóra Géra). Der Text von Márta Velladics (Budapest) über die Stadt Gyula an der südöstlichen Peripherie Ungarns veranschaulicht, wie diese Siedlung mit einem völlig neuen Raumordnungskonzept versehen wurde. Im Beitrag von Rudolf Gräf (Cluj-Napoca, Sibiu) über den Bergwerksort Orawitz (rum. Oravița) wird erkennbar, wie sehr die urbanistischen Veränderungen des 19. Jahrhunderts im Banat auf der Protoindustrialisierung im 18. Jahrhundert beruhten. Auch die Etablierung der orthodoxen Kirchenorganisation in Südungarn (Nenad Ninković/Novi Sad) sowie der griechisch-katholischen Kirchen-

organisation in Siebenbürgen (Greta Miron/Cluj-Napoca) haben das Weichbild der dortigen Städte nachhaltig verändert. Ulrich Becker (Graz) zeigt am Beispiel von Graz, wie der Gürtel der Vororte baulich und funktional an den Stadtkern herangeführt wurde, und aus dem Beitrag von Christian Benedik (Wien) geht hervor, wie dem Kunstgeschmack, aber auch der Aufklärung verpflichtete ästhetische Gesichtspunkte zu den Städten mehr und mehr Aufmerksamkeit erhielten.

Der Wandel ist auch anhand der Atmosphäre im urbanen Milieu erkennbar. Die Veränderungen lösten einerseits Irritation, Misstrauen und Abwehr aus: Derartige Beispiele liefern die Aussagen von Eva Kowalska (Bratislava) und Ádám Hegyi (Szeged), als die konfessionellen Rivalitäten zwischen Katholiken und Protestanten in den ungarischen Städten für Spannungen sorgten. Den Wandel kennzeichneten jedoch auch Neugierde und das Interesse, den geistigen Horizont zu erweitern. Derartige Facetten sind aus den Texten von Dušan Kos (Ljubljana) und Sandra Hirsch (Timișoara) zu entnehmen, in denen es um Ernährungs- und Gesundheitsaspekte geht, jedoch auch aus den Beiträgen von Tanja Žigon (Ljubljana) und Filip Krčmar (Zrenjanin), die illustrieren, dass entweder das Zeitungswesen sprunghaft an Bedeutung zunahm bzw. das Reisen in andere Länder und das Festhalten dabei erfahrener Eindrücke an Attraktivität gewann.

Trotz aller Veränderungen in den Städten des Donau-Karpatenraumes im 18. Jahrhundert kam der Wandel über den Status des Peripheren nicht hinaus – erstens deshalb, weil der gesamte Raum innerhalb des Kontinents noch immer Randgebiet blieb; zweitens, weil es innerhalb des Raumes kein großes Zentrum gab, das den Fortschritt stärker forcieren hätte können (Wien lag ganz am Rand bzw. außerhalb); drittens, weil angesichts der politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Dominanz der ruralen Welt die modernisierenden Impulse erst im 19. Jahrhundert mehr Nachhaltigkeit erlangten.

Wien um 1750 im Gottsched-Briefwechsel

Johann Christoph Gottsched, seit den 1730er Jahren Professor an der Universität Leipzig, war einer der einflussreichsten deutschen Schriftsteller und Sprachtheoretiker des mittleren 18. Jahrhunderts. Seine Kontroverse mit Bodmer und Breitinger in Zürich und sein Versuch der Durchsetzung des Meißnischen als einheitlicher deutscher Schriftsprache zählten zu den wichtigen Diskussionsgegenständen der 1740er und 1750er Jahre im deutschsprachigen Raum, seine Aktivitäten als Gründer oder Betreiber gelehrter Gesellschaften und Publikationsorgane weist ihn aus als einen der aktivsten Gelehrten in der Formierungsphase eines Diskurses der deutschen Aufklärung.

Gottscheds Tätigkeit entfaltete sich vor dem Hintergrund einer kriegerischen und polarisierten politischen Geschichte rund um die Mitte des 18. Jahrhunderts, was in der jüngeren Vergangenheit auch in der akademischen Forschung in den Blick gerückt ist. Hinter der Kontroverse um Sprache und Gattung lagen die politischen Bruchlinien der Zeit, besonders die Auseinandersetzung zwischen Preußen und Österreich, die schließlich auch zu Lasten Sachsens endete.¹ So erscheint Gottscheds Hinwendung nach Wien und konkret der Besuch, den er 1749 gemeinsam mit seiner Frau, der Schriftstellerin Luise Adelgunde Victorie Gottsched, der Haupt- und Residenzstadt abstattete, einerseits als logische Fortsetzung der gelehrten Kontakte, die seit vielen Jahrzehnten Leipzig mit dem oberdeutschen Raum verbanden; andererseits als Geste, die vor dem Hintergrund der habsburgischen Niederlagen und des erstarkenden preußischen Spotts durchaus schon als obsolet wahrgenommen wurde. Potentielle Karrierepläne Gottscheds wären an eine Konversion geknüpft gewesen, was – real oder fiktiv – vom gelehrten protestantischen Boulevard umfänglich ausgeschlachtet wurde.

Dem Gottsched-Besuch von 1749 wurde jüngst wieder wissenschaftliche Aufmerksamkeit zuteil, mit philologischem Blick auf das begleitende akademische Schrifttum² oder aus der Perspektive höfischer Kommunikation und potentiell

1 Annika HILDEBRANDT, *Die Mobilisierung der Poesie. Literatur und Krieg um 1750*. Berlin – Boston 2022.

2 Anna Maria LESIGANG-BRUCKMÜLLER, *Eine oratio academica als Reisebericht? Johann Christoph Gottscheds Reise nach Wien im Spiegel seiner Universitätsrede *Singularia Vindobonensia**. Diss. Wien 2017, <http://othes.univie.ac.at/51135/1/48897.pdf>, Zugriff 2023-06-12.

damit verbundener Missverständnisse.³ Auch im Kontext der „Vorgeschichte“ der Österreichischen Akademie der Wissenschaften wurde die Episode neu verortet.⁴

Nun ist die Bedeutung von Gottscheds Wiener Ambitionen und Kontakten eher von ihrer relativen Dezentralität her zu betrachten, zu sehen als ein Außenposten, dem strategische Bedeutung zukommen konnte, der aber nicht zentral in Gottscheds Netzwerk war. Dieses Netzwerk erschließt sich vor allem durch den umfangreichen Briefwechsel des Ehepaars, der seit 2000 in einem Projekt der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig editorisch bearbeitet und herausgegeben wird.⁵ Fanden sich schon in früheren Bänden Korrespondenzen etwa des wichtigsten Wiener Brieffpartners Franz Christoph von Scheyb, so wird Wien prominenteres Thema in den Bänden 14 bis 17 (dem letzten bisher erschienenen), die den Zeitraum zwischen November 1748 und Oktober 1751 abdecken.⁶ Auf den folgenden Seiten werden diese Bände kurz im Hinblick auf ihre Wiener, österreichischen und allgemeiner oberdeutschen Betreffe vorgestellt.

Die Gottscheds reisten im Herbst 1749 von Karlsbad aus nach Wien, offizielle Beweggründe waren ein Besuch der Hofbibliothek sowie das Knüpfen von Kontakten, potentiell freilich mit unbestimmten weitreichenderen Ambitionen. Am Weg, etwa in Nürnberg oder Regensburg, wurden Kontakte vertieft, bald nach der Ankunft in Wien Mitte September erfolgte die unerwartete Audienz beim Kaiserpaar, der nach wenigen Tagen eine weitere folgte, bei welcher man ein dediziertes Werk übergeben konnte. Am 6. Oktober trat das Ehepaar die Rückreise nach Leipzig an; der Besuch wirkte aber während der folgenden Monate und Jahre merkbar nach.

Gottscheds wichtigster Korrespondent in Wien, der sich ostentativ in den Dienst von dessen sprachreformerischen Ambitionen stellte und auch Korrespondenz

3 Barbara STOLLBERG-RILINGER, Maria Theresia. Die Kaiserin in ihrer Zeit. München 2017, 325.

4 Brigitte MAZOHL / Thomas WALLNIG, Anbahnungen einer Akademie in Wien bis zur Gründung 1847. Wissenschaftsorganisation im Kompositstaat. In: Johannes FEICHTINGER / Brigitte MAZOHL (Hrsg.), Die Österreichische Akademie der Wissenschaften, 1847–2022: Eine neue Akademiegeschichte, 1. Wien 2022, 35–96.

5 Edition des Briefwechsels von Johann Christoph und Luise Adelgunde Victorie Gottsched – Sächsische Akademie der Wissenschaften, <https://www.saw-leipzig.de/de/projekte/edition-des-briefwechsels-von-johann-christoph-gottsched>, Zugriff 2023-12-06.

6 Johann Christoph GOTTSCHED, Briefwechsel: Historisch-kritische Ausgabe. Unter Einschluss des Briefwechsels von Luise Adelgunde Victorie Gottsched, hrsg. von Caroline KÖHLER / Franziska MENZEL / Rüdiger OTTO / Michael SCHLOTT, Bd. 14: November 1748 - September 1749. Berlin – Boston 2020; Bd. 15: Oktober 1749 - Mai 1750. Berlin – Boston 2021; Bd. 16: Juni 1750 - März 1751. Berlin – Boston 2022; Bd. 17: April 1751 - Oktober 1751. Berlin – Boston 2022. Die folgenden Ausführungen beruhen auf den exzellenten, mitunter vom trockenen Humor des Verfassers durchwirkten Einleitungen zu den entsprechenden Bänden sowie den jeweils angegebenen Briefen. Von der Vorbildlichkeit der Edition als solcher ist an dieser Stelle nicht zu handeln.

mit Luise Adelgunde Victorie Gottsched pflegte, war der bereits erwähnte Franz Christoph von Scheyb. Der aus Schwaben stammende Gelehrte und Schriftsteller stand in den Diensten verschiedener Mitglieder der damals in der Monarchie einflussreichen Familie Harrach. Der Tod seines letzten Dienstherrn Friedrich August im Juni 1749 stellte eine Zäsur für Scheyb dar, zugleich aber auch eine Gelegenheit, deutsche Lobgedichte im Sinne seines Leipziger Mentors zu verfassen.

Dem Netzwerk von Gelehrten, oft auch mit Erziehungsaufträgen, entsprach ein ebensolches auf der Ebene der adeligen Personen und Familien: So wusste Landmarschall Carl Leopold Friedrich von Moser schon vor Scheyb von der Reise, und die Audienz beim Kaiserpaar wurde von Nikolaus Graf Esterházy mit Hilfe der als Obersthofmeisterin tätigen Maria Carolina Fürstin Trautson ermöglicht. (Dokumentiert ist der Besuch in allem Detail in einem Brief von Luise Adelgunde Victorie Gottsched an Maria Regina Thomasius vom 28. September 1749).

Aristokratinnen und Aristokraten sind in der Korrespondenz insofern greifbar, als durch sie wissenschaftspolitische Initiativen gesetzt wurden und sie zugleich auch Publikum für gelehrten Diskurs waren: Ersteres belegt etwa die in den Briefen mehrfach erwähnte Savoyische Ritterakademie, die 1746 von Maria Theresia Anna, Herzogin von Savoyen und geborene Liechtenstein, gegründet worden war; zweiteres zeigt sich etwa in der Anfrage an Luise Adelgunde Victorie, schriftlich zu einer literarischen Auseinandersetzung Stellung zu nehmen, in der Friedrich II. von Preußen in einem ungünstigen Licht erschien. Im „Salon“ bzw. der „Compagnie“, in der diese Unterhaltung stattfand, zugegen waren „Mesdames les Princesses de Dietrichstein [Anna Josepha, Empfängerin eines entsprechenden Schreibens (2. Oktober 1749)], de Lichtenstein, et de Harrach, et le Grand Chambellan Comte de Khevenhüller“.

Dieses hochadelige (weibliche) Interesse war durchaus bemerkenswert, jedoch wohl auch motiviert durch die Suche nach potentiell fähigen Hofmeistern, die in den aktuell gefragten Wissensbeständen – darunter die deutsche Sprache – versiert zu sein hatten; ein Beispiel für solch eine erfolgreiche Vermittlung eines Gottsched-Schülers war beispielsweise Joseph Heinrich Engelschalls Unterricht bei Otto Carl von Haugwitz. Zugleich waren dem aristokratischen Interesse aber auch Grenzen gesetzt, sodass etwa das proaktive Betreiben von Akademieplänen durch die Gelehrten selbst kaum möglich war (besonders drastisch geschildert im Brief Scheybs an Gottsched, 25.–27. Dezember 1749).

Nicht zu unterschätzen ist umgekehrt die Protektion und Unterstützung, die für Scheyb der Dienst bei den Harrachs bedeutet hatte. Er hatte um 1730 eine Abrechnung mit dem katholischen Schulwesen verfasst,⁷ die unter den Auspizi-

7 „Biccolo“, vgl. die Briefe Scheybs an Luise Adelgunde Victorie Gottsched vom 24. Dezember 1749 sowie an Johann Christoph Gottsched vom 15. April 1750.

en von Friedrich August entstanden war; seiner Zeit in Italien als Sekretär Alois Thomas Raimund Harrachs trauerte Scheyb ostentativ nach (31. Juli 1749). Scheyb gefällt sich im konsequenten und pauschalen Schlechtmachen einer lokalen Gelehrsamkeit, die er meist nur andeutungsweise als jesuitisch anspricht und die er in schillernden Farben zum Negativbild dessen zeichnet, was er an Gottsched idealisiert. Auf diesen Umstand und seine spätere poetologische Vollendung bei Friedrich Nicolai hat Norbert C. Wolf hingewiesen.⁸

Mehrere Beispiele von komplementären Gottsched-Korrespondenzen illustrieren hingegen, dass der Eindruck der Wiener Gelehrsamkeit, den Scheyb nach Leipzig vermittelte, nur ein partieller war, und dass sich Scheyb keinerlei Mühe gab, dies zu reflektieren oder deutlich zu machen.

Interessant ist beispielsweise die Liste an Wiener Ansprechpartnern, die Gottscheds sächsischer Förderer und Vertrauter Friedrich Heinrich von Seckendorff für ihn aktivieren wollte (26. August 1749): Mit Johann Wilhelm Graf Wurmbrand, Anton Esaias Graf Hartig, Johann Christoph von Bartenstein sowie seinem Schwiegersohn Legationsrat Georg Christian (von) Knorr ist eine ältere Generation angesprochen, deren vor allem juristische Expertise im Dienste ihrer politischen Aktivität stand.

Ebenfalls deutlich zeigen sich die Grenzen von Scheybs Horizont im Falle der Kontakte Gottscheds zur österreichischen und internationalen Kloster- und Ordensgelehrsamkeit. Placidus Amon aus Melk übersandte Gottsched Abschriften von mittelalterlichen deutschen Sprachdenkmälern und knüpfte damit an den vormaligen Austausch zwischen Melk und Leipzig an (30. Juli 1750). Gegenüber dem Bibliothekar der Vaticana Kardinal Angelo Maria Querini, ebenfalls Benediktiner, wusste Gottsched, welche Namen (von Kraus über Herrgott zu Ziegelbauer) zu erwähnen waren, die freundliche Distanz dabei ist aber unverkennbar (10. November 1749); und ebenso marginal blieben etwa die von Georg Heinrich Borz vermittelten Grüße des Jesuitengelehrten Joseph Franz (10. Oktober 1750). Andere jesuitische Gelehrte – von Biwald zu Eckhel – kommen in der Korrespondenz nicht vor, und Gottscheds Besuch in Klosterneuburg (September 1749) vermittelte denn auch der aus Thüringen stammende in Wien tätige Schauspieler Friedrich Wilhelm Weiskern.

Gut schien Scheyb hingegen verbunden gewesen zu sein mit dem ehemals 1738 in Wien aufhältigen Straßburger Professor Johann Daniel Schöpflin, mit welchem gemeinsam er 1750 auch eine Vermittlung im Streit mit den Schweizern unternehmen wollte. Für Wien dokumentieren Scheybs Briefe aus jenen Jahren den

⁸ Norbert Christian WOLF, *Polemische Konstellationen: Berliner Aufklärung, Leipziger Aufklärung und der Beginn der Aufklärung in Wien (1760–1770)* [2005, nach einer Publikation von 2003]. In: Goethezeitportal, http://www.goethezeit-portal.de/db/wiss/epoche/wolf_konstellationen.pdf, Zugriff 2023-12-06.

zunehmenden Einfluss von Gerard van Swieten sowie sein stets respektables Verhältnis mit Abbé Marcy und Giovanni Giacomo Marinoni (10. Juli 1751). Vielleicht gerade, weil Scheyb – heute mit schmeichlerischem, morgen mit bissigem Ton – eine antijesuitisch-philoprottestantische Position vertrat, erschwerte er sich selbst den Zugang zu den erfolgreichen Seilschaften politisch engagierter Gelehrter, seien es die „Italiener“ oder die „Lothringer“ im Gefolge von Franz Stephan. Besonders Letztere erlangten in jenen Jahren einen Handlungsspielraum, der nicht mehr von aristokratischer Patronage abhängig war, sondern aus den Ämtern des reformierten Staates seine Autorität schöpfte.

Ein ähnliches Bild selektiver Wahrnehmung gilt auch für Gottsched selbst, dessen Korrespondenz jener Jahre vor allem eine starke Verankerung im sächsisch-preußisch-schlesischen Milieu von Professoren, Pastoren, Hofmeistern und Lehrern zeigt: Italien blieb hier ebenso marginal wie Frankreich, Bayern oder die Niederlande, Böhmen oder Ungarn, die umgekehrt alle eine Bedeutung für die Entwicklung der gelehrten Kultur in Wien und in der entstehenden Habsburgermonarchie spielen sollten.

Die Gottsched-Korrespondenz mit Wien in den Jahren um 1750 ist aber gerade deshalb so wertvoll, weil in und zu Wien für jenen Zeitraum kaum Quellen existieren, die in intellektueller Breite und Ambition zumindest annähernd an die Korrespondenz des Leipziger Literatenpaares heranreichen würden. So bietet sich ein fragmentiertes Bild, das jenem früherer Befunde durchaus entspricht,⁹ aus dem sich aber zugleich in der Zusammenschau durchaus ein Gesamtbild ergibt. Das Fehlen von Institutionen und Publikationen (etwa einer Akademie oder Zeitschrift in Wien), an denen sich lokale gelehrte Identität hätte entwickeln können, lässt freilich in diesem Gesamtbild diskursive Steuerelemente vermissen. Dieses Fehlen eigener Artikulationsmöglichkeiten hat die oberdeutsche Gelehrtensamkeit (und später Aufklärung) seit jeher medial extrem vulnerabel gemacht, lässt sie hier aber in ihrer Vielgestaltigkeit und Heterogenität erscheinen: Wer Friedrich Nicolais medial bis heute selbstverstärkter Polemik nicht glauben will, wird gelehrte Aristokratinnen finden.

9 Grete KLINGENSTEIN, Johann Daniel Schöpflin und Wien. Zwei Szenarien. In: Pariser Historische Studien 42 (1996), 128–162.

Wo ist das Tagebuch der Eleonore Gräfin Inzaghi?

Eine Spurensuche

Im Jahr 1930 erschienen in den Innsbrucker Nachrichten und in der Grazer Tagespost unter dem Titel „Eine Fürstenhochzeit in Alt-Innsbruck“¹ bzw. unter dem Titel „Aus dem Tagebuch einer Hofdame“² Berichte einer Reise von Wien nach Genua und weiter nach Innsbruck, die im Juni 1765 im Auftrag von Kaiserin-Königin Maria Theresia stattgefunden hatte. Als Autor dieser Artikel wurde Camillo Freiherr Jordis von Lohausen³ genannt. In dem ersten, in der Grazer Tagespost vom 12. Jänner 1930 erschienenen Aufsatz schreibt der Autor einleitend: „[...] So befindet sich auch im Archiv der Grafen Attems auf Burg Feistritz [Windisch-Feistritz, heute Slovenska Bistrica, Slowenien] ein Tagebuch einer Hofdame aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Die fleißige Schreiberin hat auf einer Dienstreise während dreier Monate jeden Abend ihre Erlebnisse in ihr Buch eingetragen [...]“. Das Tagebuch trägt den Titel: „Tägliche Raiß-Beschreibung bei entgegen kommender Prinzessin aus Spanien in dem 1765er Jahr. Von der Eleonore Gräfin Inzaghi, Hofdame Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Maria Theresia“ – womit das Inkognito der Tagebuchschreiberin gelüftet wäre.

Zum Hintergrund dieser „Dienstreise“

Seit dem späten 15. Jahrhundert standen sich Frankreich und das Haus Habsburg in unzähligen kriegerischen Auseinandersetzungen feindlich gegenüber: unter Kaiser Maximilian I. ging es um Burgund; Kaiser Karl V. und König Franz I. kämpften um die Vorherrschaft in Italien; dem „Allerchristlichen König“ Ludwig XIV. war jedes

1 Innsbrucker Nachrichten Nr. 164, 19. Juli 1939, „Eine Fürstenhochzeit in Alt-Innsbruck“, Zeitungsartikel in: Graz, Steiermärkisches Landesarchiv, Archiv Attems, Familie, Karton 90, H 903.

2 Grazer Tagespost „Aus dem Tagebuch einer Hofdame“, 4 Zeitungsartikel: Nr. 11, Sonntag, 12. Jänner 1930; Nr. 18, Sonntag, 19. Jänner 1930; Nr. 25, Sonntag, 25. Jänner 1930; Nr. 32, Sonntag, 2. Februar 1930; alle in: Graz, Steiermärkisches Landesarchiv, Archiv Attems, Familie, Karton 90, H 903.

3 Camillo Maria Leopold Freiherr Jordis von Lohausen, geboren am 4. Jänner 1866 in Verona, gestorben am 28. November 1944 in Graz, dazu im Steiermärkischen Landesarchiv, Bestand Bezirksgericht Graz, A XXIII 935/1944: Römisch-katholisch, Staatszugehörigkeit vermutlich Kroatien, Wohnsitz Graz. Camillo Jordis-Lohausen war in 2. Ehe mit Elisabeth Clara Johanna Micheline Gräfin Attems von Petzenstein (1875–1944) verheiratet, die Ehe blieb kinderlos.

Mittel recht um Frankreich zu vergrößern, er scheute auch nicht davor zurück, die Osmanen im Kampf gegen Habsburg zu unterstützen; seinem Urenkel gelang schließlich auf diplomatischem Parkett die lang ersehnte Ausdehnung Frankreichs bis an den Rhein. Das Königreich England stand in all den kriegerischen Auseinandersetzungen an der Seite Habsburgs, wenn auch oftmals mit nur geringem Engagement. Mit dem Regierungsantritt Maria Theresias entstanden neue Konflikte, Preußen entwickelte sich zu einem wichtigen Konkurrenten im Spiel der europäischen Mächte, die Interessen verschoben sich und erforderten neue politische Allianzen. Hof- und Staatskanzler Wenzel Anton von Kaunitz-Rietberg hatte erkannt, dass Preußens Politik vor allem gegen Österreich gerichtet war, seit 1749 versuchte Kaunitz die Wiener Politik aus dem traditionellen Bündnis mit England zu lösen, um mit dem „natürlichen Feind“⁴ Frankreich eine antipreußische Allianz einzugehen. In mühsamen, jahrelangen Verhandlungen gelang 1756 der Abschied vom alten System, am 1. Mai unterzeichnete Maria Theresia den Vertrag mit Frankreich⁵. Noch während der Verhandlungen zur Umkehr der Bündnisse wurden nach alter Tradition Ehevereinbarungen zwischen den Häusern Bourbon und Habsburg getroffen. Demnach sollte die am 2. November 1755 geborene Erzherzogin Maria Antonia mit dem am 23. August 1754 geborenen Dauphin, dem späteren Ludwig XVI. verheiratet werden, die Heirat war für 1770 geplant. Allerdings gab es in beiden Familien Prinzen und Prinzessinnen im heiratsfähigen Alter, sehr schnell begann sich das Hochzeitskarussell zu drehen, die Wiener Politik knüpfte diplomatische Beziehungen zu den Bourbonen in Neapel, Parma und Madrid. Im Gespräch war 1760 eine Verbindung zwischen Erzherzog Joseph und Infantin Maria Luisa, einer Tochter des neapolitanischen, später spanischen Königs Carlos III. Der Wiener Hof entschied sich jedoch für Isabella von Parma (1741–1763)⁶, die Enkelin des französischen Königs Ludwig XV. war am französischen Hof aufgewachsen und galt somit als politisch wichtigere Anbindung an Frankreich. Die Infantin Maria Luisa blieb im Blickfeld des Wiener Hofes und als ihr Vater 1759 nach dem Tod des kinderlosen Bruders den spanischen Thron bestieg, war sie als Braut des nächstgeborenen Sohnes des Kaiserpaars willkommen. Der unerwartete Tod des sechzehnjährigen Erzherzogs Karl veränderte erneut die Reihung der Heiratsprojekte; sowohl der Spanische als auch der Wiener Hof hielten an einer Verbindung der beiden Häuser fest, der nächstgeborene Erzherzog (Peter) Leopold

4 Renate ZEDINGER, Franz Stephan von Lothringen (1708–1765), Monarch Manager Mäzen. Wien 2008, 207; Franz Stephan von Lothringen 1749 in einer „Nota“ an Maria Theresia zur europäischen Lage und der zukünftigen habsburgischen Außenpolitik: [...] unseren natürlichen Feinden als Frankreich und Preußen in nichts zu trauen [...].

5 Vgl. Lothar SCHILLING, Kaunitz und das Renversement des alliances. Studie zur außenpolitischen Konzeption Wenzel Antons von Kaunitz. Berlin 1994.

6 Vgl. Ursula TAMUSSINO, Isabella von Parma, Gemahlin Josephs II. Wien 1989.

sollte nun sowohl die Braut als auch die ursprünglich Karl zugedachte Herrschaft im Großherzogtum Toskana übernehmen. Maria Theresia und Carlos III. waren sich einig: Nach der Ferntrauung in Madrid im Februar 1764 sollte die kirchliche Trauung der Infantin Maria Luisa mit Erzherzog (Peter) Leopold im Sommer 1765 in Innsbruck stattfinden⁷.

Für die Übergabe der Braut hatte der spanische König mit Genua verhandelt, Maria Luisa reiste mit ihrem spanischen Gefolge per Schiff in die Hafenstadt, dort sollte der habsburgische Hofstaat die zukünftige Großherzogin der Toskana übernehmen und über Südtirol nach Innsbruck geleiten. Für die Reise nach Genua und die Betreuung der Infantin/Erzherzogin wurde in Wien ein entsprechender Hofstaat zusammengestellt. Da Franz Thurn am 6. Juni 1765 als Oberstkämmerer für Leopolds Hofstaat in Florenz vereidigt worden war, betraute ihn Maria Theresia nun auch mit der „Abhollung der Braut“, wie Graf Khevenhüller in seinem Tagebuch vermerkte, wobei er auch noch die mitreisenden „Hof-Dames Daun, Inzaghi und Rosa Wallis“⁸ notierte. Jetzt tritt also Eleonore Gräfin Inzaghi aus der Anonymität des Hofdamendaseins heraus, beginnend mit dem „Aufbruch von Wien am 14. Juni 1765 um einviertel nach sieben Uhr früh in vier Wagen [...]“ begleitete die fleißige Chronistin die Reise des Hofstaates nach Genua und die Fahrt der zukünftigen Großherzogin über den Brenner nach Innsbruck.

Eleonore Gräfin Inzaghi – Chronistin des Innsbrucker Sommers von 1765

Eleonore wurde am 7. April 1727 in Graz in die alte steirische Familie der Grafen Inzaghi hineingeboren, Ihre Eltern waren Franz Carl Comes de Inzaghi und Anna Maria Gräfin Gaisruck⁹, als Taufpaten sind vermerkt Maria Eleonore Gräfin von Thurn geborene Gräfin von Wagenspach, und Maximilian Augustin Graf von Thurn. Eleonore Gräfin Inzaghi, die sich am Titelblatt ihrer Aufzeichnungen als „Hofdame Ihrer Majestät der Kaiserin Maria Theresia“ bezeichnet, wird ab 1752 im Stab der Obersthofmeisterin als Hofdame geführt¹⁰. Demnach nimmt sie auch aktiv am Hofleben teil; so vermerkte Khevenhüller mit Datum 3. Juni 1756, dass er

7 Vgl. Renate ZEDINGER (Hg.), Innsbruck 1765. Prunkvolle Hochzeit, fröhliche Feste, tragischer Ausklang. Bochum 2015.

8 Rudolf KHEVENHÜLLER-METSCH, Hannes SCHLITZER (Hg.), Aus der Zeit Maria Theresias. Tagebuch des Fürsten Johann Josef Khevenhüller-Metsch, Bd. 6. Wien 1917, 100.

9 Graz, Steiermärkisches Landesarchiv, Familienarchiv Inzaghi, Karton 28, Heft 166.

10 Irene KUBISKA-SCHARL, Michael PÖLZL, Die Karrieren des Wiener Hofpersonals 1711–1765. Wien 2013, 409.

die „Freile Inzaghi“¹¹ nach Laxenburg führte, ihr Name scheint aber auch in den Hofzahlamtsbüchern auf, wo sie in den 1760er Jahren 500 Gulden Jahresbesoldung erhielt¹². Offensichtlich blieb Eleonore Gräfin Inzaghi bis an ihr Lebensende im Hofstaat von Maria Theresia, denn am 16. April 1772 schrieb die Kaiserin an ihren Sohn Erzherzog Ferdinand: „[...] avant-hier nous avons perdu la Inzaghi, dame de cour. A midi elle a été encore à la messe de la passion. Elle se plaignait d'un mal de tête; elle s'en va dans sa chambre, se déshabiller pour se coucher, et tombe raidemorte sans le moindre signe [...]. J'avoue, ce malheur a reveillé un pareil beaucoup plus frappant encore, et en général je ne saurais vous dire, comme cet accident a frappé tout le monde, et bien justement [...]“¹³. Verständlicherweise hat dieser unerwartete Tod ihrer Hofdame Maria Theresia an den Tod des Gatten erinnert, auch über dieses traurige Ereignis hat Gräfin Inzaghi in ihrem Tagebuch berichtet.

„Aus dem Tagebuch einer Hofdame – Allerlei aus der Zeit der Kaiserin Maria Theresia“

Bei der Suche nach Literatur für die umfangreiche Publikation „Innsbruck 1765“, die als Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts zur zweihundertfünfzigsten Wiederkehr der Ereignisse international erarbeitet und 2015 publiziert wurde, bin ich auf die in zwei Zeitschriften auszugsweise wiedergegebenen Berichte aus dem Tagebuch der Gräfin Inzaghi gestoßen, die naturgemäß großes Interesse – vor allem nach dem Original geweckt und die Frage nach dem Verbleib des Tagebuches aufgeworfen haben. Der Autor Camillo Jordis hatte offensichtlich im Sommer/Herbst 1929 Gelegenheit, auf Burg Feistritz im Archiv Attens Einblick in das Tagebuch der Gräfin Inzaghi nehmen zu können, er entschloss sich, daraus Auszüge in der Grazer Tagespost und in den Innsbrucker Nachrichten einer historisch interessierten Leserschaft vorzustellen; vielleicht war ihm der Zugang zum Archiv durch seine Ehe mit Elisabeth Clara Johanna Gräfin Attens von Petzenstein erleichtert worden. Camillo Jordis vermerkt am Beginn

11 Rudolf KHEVENHÜLLER-METSCH, Hannes SCHLITZER (Hg.), Aus der Zeit Maria Theresias. Tagebuch des Fürsten Johann Josef Khevenhüller-Metsch, Bd. 4. Wien 1904, 3. Juni 1756.

12 Wien, Hofkammerarchiv, Hofzahlamtsbücher 167, Hofstäbe, Besoldungen und Hoferfordernisse, 31. Oktober 1765: Cammerfräulein Eleonora Gräfin Inzaghi, rückwirkend von 1ten Novembris 1763 bis ultimo Octobris 1768 500 fl + 90 fl Wäsch-Geld.

13 Alfred Ritter von ARNETH (Hg.), Briefe von Kaiserin Maria Theresia an ihre Kinder und Freunde, 1. Bd. Wien 1881, 119. Der Todesfall auch vermerkt in: Wien, Hofburgparfarre St. Augustin, Totenbuch, Sterbebuch 2, fol. 26, 14. April 1772.

seiner Ausführungen¹⁴, dass Gräfin Inzaghi in ihren Aufzeichnungen weder den Namen der Infantin noch jenen des Bräutigams ausdrücklich nennt, es sich jedoch auf Grund der Daten und der Reiseroute nur um die Reisetätigkeit rund um die „Einholung“ von Maria Luisa von Spanien¹⁵ für die Vermählung mit Erzherzog (Peter) Leopold¹⁶ handeln konnte. Der habsburgische Hofstaat der Prinzessin sollte von Wien über den Semmering nach Kärnten, Tirol und die Lombardei und dann weiter nach Genua fahren, wobei die Nächtigungen auf habsburgischem Gebiet genau eingeteilt waren, mit Unvorhergesehenem und Wetterumschwüngen jedoch jederzeit zu rechnen war. Für die Reisegruppe wurden vier Wagen bereitgestellt: im ersten saßen der Obersthofmeister Graf Thurn¹⁷ und der Obriststallmeister Graf Paar¹⁸, im zweiten die Obersthofmeisterin mit den drei Hofdamen, im dritten die drei Kammerherren, im vierten der Beichtvater, der Arzt und Monsieur Sauboin¹⁹. Die übrigen Begleitpersonen waren entweder vorausgefahren oder auf die sogenannten „Bagagewagen“ verteilt worden. Dazu gehörten die Tapezierer, die abends die mitgeführten Betten aufstellen mussten, das Küchenpersonal sowie der „Cammerheizer“, dessen Anwesenheit bei einer Reise im Juni überraschen mag, der aber infolge einiger Wetterkapriolen durchaus gebraucht wurde.

Gräfin Inzaghi vermerkt jede einzelne Nachtstation und eventuelle Besonderheiten: Sie erwähnt das Wiedersehen mit Bruder und Schwägerin, Graf und Gräfin Inzaghi vom Schloss Kindsberg, sie berichtet von Übernachtungen in Klöstern und Burgen, wobei sie besonders den Aufenthalt in Mantua in sehr schönen Zimmern mit „Nachtzeit, Lavor und Schreibzeit“ hervorhebt, was den Schluss zulässt, dass es wohl nicht überall so fürsorglich gewesen sein mag. In Mailand betreute der habsburgische Minister Graf Firmian die Reisenden, es gab Rasttage mit Empfängen und Opernaufführungen. Knapp vor Genua musste noch ein Abenteuer bestanden werden, starke Regengüsse hatten die Flüsse anschwellen lassen, in einer Furt kippte ein Wagen fast um, ein Pferd stürzte und ertrank. Endlich, am Morgen

14 Alle im Folgenden auszugsweise zitierten Darstellungen in Camillo JORDIS, Aus dem Tagebuch einer Hofdame. In: Grazer Tagespost 1930, Nr. 11, 18, 25 und 32.

15 Maria Luisa von Spanien, Tochter des spanischen Königs Carlos III. und der sächsischen Prinzessin Maria Amalia; vgl. Renate ZEDINGER, Maria Luisa de Borbón (1745–1792), Großherzogin der Toskana und Kaiserin in ihrer Zeit. Wien 2022.

16 Erzherzog Peter Leopold (1747–1792) erhielt den in der habsburgischen Familie ungewöhnlichen Namen „Peter“ von seiner Taufpatin, der Zarin Elisabeth Petrowna, er wurde jedoch in der Familie, in Österreich und im Reich stets nur „Leopold“ genannt.

17 Graf Franz Thurn-Valsassina (1718–1766), Obersthofmeister von Erzherzog Leopold; nach dem frühen Tod übernahm der Bruder Graf Anton Thurn-Valsassina (1723–1806) die Stelle als Obersthofmeister.

18 Wenzel Johann Joseph Fürst Paar (1719–1792), Reichspostmeister.

19 Jacques de Sauboin, gebürtig aus den Österreichischen Niederlanden, unterrichtete EH Leopold und später in Florenz dessen Kinder; vgl. ZEDINGER, Maria Luisa de Borbón, wie Anm. 15, 66 und 144.

des 27. Juni 1765 erreichten sie Genua – hier mussten sie nun volle drei Wochen auf die Braut warten. Gräfin Inzaghi nützte die Zeit, um ihrem Tagebuch Details vom gesellschaftlichen Leben in der für sie fremden Republik Genua und den die Regierungsgeschäfte erledigenden Dogen anzuvertrauen, sie beschreibt den Tagesablauf des Adels der oft bis Mittag im Bett blieb, sie ist beeindruckt von opulenten Empfängen und aufwendigen Opernaufführungen und sie spricht natürlich auch vom ungewohnten genuesischen Essen, das manchen ihrer Mitreisenden zum Verhängnis wurde.

Infolge des stürmischen Wetters mit hohem Seegang, traf Maria Luisa erst mit dreiwöchiger Verspätung am 18. Juli 1765 in Genua ein, während der ganzen Reise waren die Prinzessin und ihre Hofdamen seekrank. Die Infantin/Erzherzogin erholte sich jedoch rasch von den Strapazen, Gräfin Inzaghi schildert sie „als charmante Frau, sehr wohl gewachsen, mit schönen Haaren, sehr lustigem und gutem Humor“, Maria Luisa freute sich über die Festlichkeiten, die die Republik und der genuesische Adel ihr zu Ehren vorbereitet hatten. Die Übergabe der Braut hatte im Palazzo des Marchese Doria stattgefunden, danach erhielt der spanische Hofstaat Schmuckstücke mit den Porträts von Kaiser und Kaiserin. Das königliche Schiff trat die Rückfahrt an, an Bord reiste nun Maria Luise von Parma²⁰ mit der spanischen Entourage an den spanischen Hof, sie war dem Infanten Carlos, dem späteren König Carlos IV. versprochen.

Unter heftigen Salutschüssen verließ die Infantin/Erzherzogin mit dem habsburgischen Hofstaat die genuesische Republik am 23. Juli 1765, nach zwei Reisetagen wurde Pavia erreicht und Gräfin Inzaghi konnte mit Freude feststellen, dass die Begleitung durch die habsburgischen Truppen nun viel repräsentativer war als mit den fremden Soldaten. In Bozen kam es zu einem ersten familiären Zusammentreffen, der Kaiser war in die Stadt geeilt, um von der reichen Kaufmannschaft Geld zu borgen. Als er sich unter die Honoratioren zum Empfang der Prinzessin stellte, erkannte ihn Maria Luisa sogleich – gewöhnt an das spanische Hofzeremoniell versank sie in einen Hofknicks, Franz I. Stephan umarmte sie voll Freude. In Brixen erwartete Erzherzog (Peter) Leopold seine Braut, gemeinsam setzten sie die Reise über den Brenner fort. Als Unterkunft für die Braut war bis zur Hochzeit Stift Wilten vorgesehen. Allerdings erwartete Maria Theresia die Schwiegertochter schon in Natters, gemeinsam fuhr die kaiserliche Familie mit Maria Luisa nach Wilten, wo neben einem Empfang auch für Unterhaltung gesorgt worden war. Maria Luisa war nun unter Obhut des habsburgischen Hofstaates gut in Tirol angekommen, aber

20 Maria Luise von Parma (1751–1819), Tochter des Herzogs Philipp von Parma; Joseph II. hätte gerne nach dem Tod seiner Gemahlin Isabella um die zehn Jahre jüngere Schwester angehalten, zu diesem Zeitpunkt war sie jedoch schon dem Infanten versprochen; Maria Luise von Parma und Maria Luisa von Spanien nahmen in Genua gemeinsam an Empfängen und Festen teil, bevor dann jede ihrer Bestimmung entgegen ging.

noch beendete Gräfin Inzaghi ihre Aufzeichnungen nicht: sie war bei der Hochzeit am 5. August 1765 in der Pfarrkirche St. Jakob dabei, sie erzählt von den Opern- und Theateraufführungen, von den Bällen und festlichen Veranstaltungen, die bei fortschreitendem Gesundheitszustand nun auch Erzherzog (Peter) Leopold mit seiner Gemahlin besuchen konnte – Maria Luisa hatte sich sehr fürsorglich um ihn gekümmert, zusehends erholte er sich von den Darmbeschwerden, die ernstlichen Anlass zur Sorge bereitet hatten.

Das Tagebuch der Gräfin Inzaghi stellt neben der Reisetätigkeit auch eine zeitgenössische Quelle für den Todestag des Kaisers dar, gänzlich unerwartet ereilte der Tod Franz I. Stephan am Abend des 18. August 1765 nach einer Theatervorstellung: durch den schmalen Verbindungsgang in die Hofburg gehend, konnte Sohn Joseph den Kaiser gerade noch auffangen und ihn gemeinsam mit den beiden Kammerherrn in ein nahegelegenes Zimmer legen – unweit des Raumes in dem am 11. September 1679 der Vater Leopold von Lothringen geboren worden war²¹ – Innsbruck war für die lothringische Dynastie zur Schicksalsstadt geworden. Gemäß der habsburgischen Tradition wurde der Leichnam einbalsamiert und am 21. August 1765 im Riesensaal der Innsbrucker Hofburg aufgebahrt. Gräfin Inzaghi glückte es, sich nächtens einzuschleichen und noch vor der kaiserlichen Familie einen Blick auf den Verstorbenen zu erhaschen, dessen Gesicht – wie sie erstaunt vermerkte – mit einem Tuch verdeckt war.

Verfolgte Spuren von 1765 bis 2023

Die in den Zeitungsausschnitten von Camillo Jordis-Lohausen publizierten Auszüge waren für die Forschung eine willkommene Ergänzung der Ereignisse rund um die Innsbrucker Hochzeit im Sommer des Jahres 1765, aber es waren eben nur Bruchteile und es wäre schön gewesen, das komplette Tagebuch oder umfangreichere Passagen wiedergeben zu können – auch wenn es für die Publikation des Jahres 2015 nicht mehr möglich sein sollte, begann die Suche alsbald und sie dauert bis heute an.

Der Autor der Zeitungsartikel hatte das Tagebuch noch 1929/1930 in Händen gehabt und auch wenn inzwischen an die neunzig Jahre vergangen waren – sollte es sich noch finden lassen? Die zum damaligen Zeitpunkt auf Burg Feistritz verwahrten Archivalien waren nach dem 2. Weltkrieg dem Regionalarchiv Marburg

21 Vgl. Renate ZEDINGER, Innsbruck 1678–1806. Die Lothringer – Glück und Unglück einer europäischen Dynastie. In: DIES., Innsbruck 1765, wie Anm. 8, 11–34. Der Vater des Kaisers Franz I. Stephan war Herzog Leopold von Lothringen (1679–1729), der als ältester Sohn Karls V. von Lothringen (1643–1690, ab 1678 Statthalter in Tirol und in den Vorlanden) während des von Frankreich erzwungenen Exils des Herzogs paares in der Innsbrucker Hofburg geboren worden war.

(Pokrajinski archiv Maribor) und dem Steiermärkischen Landesarchiv in Graz übergeben worden. War das Tagebuch noch in Marburg? Oder nach Graz gegeben worden? Die Rückmeldung aus Marburg war freundlich, aber abschlägig. In Graz konnten mit Hilfe von Dr. Obersteiner zwar viele Informationen über die Familie Inzaghi, über Lebensdaten, über Heiraten, Taufen und Sterbefälle gefunden werden, das Tagebuch tauchte jedoch in den von uns durchgearbeiteten Beständen nicht auf.

Wenn sich das Tagebuch nicht in Archiven erhalten hatte, konnte es im Familienbesitz verblieben sein? Welchen Weg hatte das Tagebuch nach dem Tod der Gräfin Inzaghi genommen? Die Verlassenschaft nach ihrem Tod im April 1772 dürfte wohl ihr Bruder Franz Anton (1719–1790) geregelt haben, jener Graf Inzaghi der in den 1760er Jahren das Stadtpalais am Grazer Bischofplatz hatte erbauen lassen. In der Folge starb das Geschlecht aus, Carl Rudolf Graf Inzaghi (1777–1856) war der „letzte Inzaghi“; er hatte 1818 Maria Elisabeth Gräfin Attems-Heiligenkreuz geheiratet und damit ging das Inzaghi-Erbe in die Familie Attems über, genauer gesagt an ihren Neffen Friedrich Graf Attems²² – auch das Tagebuch? War es so ins Archiv Attems gelangt, wo es Camillo Jordis-Lohausen 1929/1930 hatte einsehen können?

Wie schon erwähnt, das Regionalarchiv Marburg weiß über den Verbleib des Tagebuches nichts. Aber vielleicht hat der Autor das Tagebuch, nachdem er es auszugsweise in den Zeitungen veröffentlicht hatte, gar nicht ins Archiv zurück gegeben, vielleicht sollte es in der Familie verwahrt bleiben. Denn Camillo Jordis von Lohausen war mit Elisabeth Gräfin Attems von Petzenstein²³ verheiratet, das Tagebuch der entfernten Anverwandten konnte im Familienbesitz geblieben sein. Während des 2. Weltkriegs wohnte das Paar in Graz, Hilmteichstrasse 104. Es war eine schicksalhafte Verbindung und beider Tod Ende 1944, innerhalb von zwei Wochen, birgt Rätsel: Camillo Jordis starb am 28. November, Elisabeth Jordis-Lohausen geborene Attems-Petzenstein folgte ihm am 12. Dezember 1944, an ihrem Geburtstag, in die Ewigkeit nach²⁴. Am Todestag ihres Mannes hatte sie ihr Testament aufgesetzt und die Verlassenschaft geregelt, ihre Schwägerin Olga Baronin Weigelsberg²⁵ sollte den Haushalt auflösen. Das hat Baronin Weigelsberg,

22 Friedrich Graf Attems (1818–1901), 1867–1870 Mitglied des Abgeordnetenhauses, Neffe und Universalerbe der Maria Elisabeth Gräfin von Attems-Heiligenkreuz (1777–1844).

23 Elisabeth Clara Johanna Micheline Gräfin Attems von Petzenstein, 12. Dezember 1875 – 12. Dezember 1944, Tochter von Heinrich Carl Michael Graf Attems-Petzenstein (1834–1909) und Thecla Johanna von Schmidt-Paul (geb. 8.12.1848).

24 Graz, Steiermärkisches Landesarchiv, Verlassenschaftsakt Elisabeth Jordis-Lohausen BG Graz I/23A948 aus 1944.

25 Olga Baronin Weigelsberg (1882–1967), war mit Heinrich Theodor Michael Attems-Petzenstein (1870–1931) verheiratet, er war der Bruder von Elisabeth Jordis-Lohausen geb. Gräfin Attems-Petzenstein.

verwitwete Attems-Petzenstein auch gemacht – allerdings übersiedelte sie dann nach Salzburg.

Die Spurensuche konnte in Salzburg schnell wieder aufgenommen werden: Olga Weigelsberg-Attems wohnte in Salzburg-Aigen, in der Ernst Grein-Strasse 44, sie verstarb hier am 28. Jänner 1967, der Verlassenschaftsakt landete im Salzburger Landesarchiv²⁶. Nun sollte es doch möglich sein, den oder die darin genannten Erben zu fragen, ob sich das Tagebuch der Gräfin Inzaghi vielleicht in deren Besitz befände? Eigentlich eine simple Anfrage, dachte ich. Das Landesarchiv teilte mir jedoch im Dezember 2015 mit, dass der Verlassenschaftsakt vom Bezirksgericht Salzburg „für ein laufendes Verfahren“ (? *ein laufendes Verfahren* nach 48 Jahren?) angefordert worden war, erst im März 2019 wurde der Verlassenschaftsakt vom Bezirksgericht Salzburg an das Landesarchiv retourniert, gleichzeitig mit dem Beschluss²⁷, dass eine Akteneinsicht nur Personen mit „rechtlichem Interesse“ erteilt werden kann – mein „wissenschaftliches Interesse“, das ich nun seit bald sieben Jahren verfolge, sei nicht ausreichend, der Antrag auf Einsicht in den Verlassenschaftsakt der Olga Attems-Petzenstein wurde abgewiesen. Auch meine direkt an Dr. Hubert Schopf im Landesarchiv Salzburg gerichtete Bitte im Akt nachzusehen und die Erben zu fragen, ob sie mit einer Kontaktnahme meinerseits einverstanden wären, wurde mit Schreiben vom 21. Dezember 2022²⁸ abgelehnt.

Wo ist das Tagebuch der Eleonore Gräfin Inzaghi?

Von der Entstehung im Jahr 1765 konnte der Weg des Tagebuches – versehen mit einigen Fragezeichen – bis zum Tod der Olga Attems-Petzenstein im Jänner 1967 verfolgt werden, ein Zeitraum von 202 Jahren. Seither sind wieder 57 Jahre vergangen, Jahre in denen sicher neue Erbschaftsregelungen getroffen worden waren und im Familienbesitz befindliche Gegenstände den Besitzer gewechselt hatten. Trotz der umfangreichen Suche war es mir nicht vergönnt, das Tagebuch der Eleonore Gräfin Inzaghi ausfindig zu machen, aber ich hoffe sehr, dass vielleicht einer der Nachfahren dieses Tagebuch in die Hand nimmt und mit Staunen von all den Schwierigkeiten und unerwarteten Ereignissen liest, die seine entfernte Verwandte im Jahr 1765 bei einer (heute) so simplen Reise von Wien nach Genua erleben und überleben durfte.

26 Salzburg, Landesarchiv 1A 84/67.

27 Beschluss vom Bezirksgericht Salzburg, 1 A 84/67 – 43.

28 Salzburg, Landesarchiv, 21.12.2022, Aktenzahl 20033-FAM/3556/5-2022: „Dem Salzburger Landesarchiv ist es leider nicht möglich Auskunft zu den Erben nach Olga Attems zu erteilen, da auch wir an den Beschluss des Bezirksamtes Salzburg gebunden sind“, gez. Dr. Hubert Schopf.

Die in den Zeitungen des Jahres 1930 auszugsweise vorgestellten Berichte zeigen uns Eleonore Gräfin Inzaghi als eine selbstbewusste, objektive Zeitzeugin, sie hat ehrlich, gradlinig, ohne Ansehen der Personen aber oft sehr witzig berichtet – ihre Aufzeichnungen hätten es verdient, von einer breiteren Öffentlichkeit gelesen zu werden.

Rezensionen

Sandra Eleonore JOHST: Kant als Lehrer der Aufklärung. Historische und systematische Verbindungslinien zum Pädagogischen, Brill mentis: Paderborn 2022. 355 S.; ISBN 978-3-95743-269-8.

Immanuel Kant hat keine berühmten pädagogischen Schriften hinterlassen wie beispielsweise Jean-Jacques Rousseau – ein von Kant geschätzter Autor der Aufklärung. Oder wie Johann Bernhard Basedow, für dessen Philanthropin in Dessau und die dahinter stehenden pädagogischen Ideen er bei Gelegenheit eine publizistische Lanze brach.

Er hielt viermal eine Pädagogikvorlesung, die er aber nicht selber publizierte. Vielmehr veröffentlichte 1803 Theodor Rink ein Werk unter dem Titel „Immanuel Kant über Pädagogik“. Sandra Eleonore Johst schließt dieses Werk allerdings aus ihren Primärquellen aus, weil die Werkkritik bisher nicht sicher klären konnte, ob es sich tatsächlich um eine Mitschrift der Kantschen Pädagogik-Vorlesung durch Rink handelt oder nicht.

Viermal die Pädagogik-Vorlesung – das war wenig, angesichts des Umstands, dass Kant seine Vorlesung über „Physische Geographie“ ebenso wie natürlich über Philosophie jahrzehntelang hielt. Oberflächlich betrachtet könnte man schlussfolgern, dass das Thema – Kant und Pädagogik – nicht allzu viel hergibt. Es versteht sich von selbst, dass eine solche Schlussfolgerung falsch wäre, warum sollte die Autorin dann ein umfangreiches Buch dazu vorlegen?

Die wissenschaftliche Forschung über Kants Beziehungen zur Pädagogik ist, wie die Autorin schnell deutlich macht, durchaus umfangreich, schon allein deshalb, weil die Aufklärung von ihrem Selbstverständnis her ein pädagogisches Unterfangen gewesen war, von dem sich Kant mitnichten ausnahm.

Johsts Dissertation (2021, Hochschule für Philosophie, München) bildet eine Summe der bisherigen Forschungen über Kant und die Pädagogik und bietet eine systematische Interpretation der verfügbaren Primärquellen, die von Nachrichten über das Kind und den Schüler sowie den Studenten Immanuel Kant bis hin zu seinen eigenen pädagogischen und didaktischen Überlegungen in Vorlesungankündigungen, Reformvorschlägen und last but not least in seinem Gesamtwerk reichen. An biographischem Material aus den Federn vor allem seiner Studenten mangelt es nicht, das sich naturgemäß und – im Sinne des Themas des hier zu besprechenden Buches – glücklicherweise überwiegend auf den Universitätslehrer Kant bezieht.

Sehr kenntnisreich führt die Autorin vor Augen, wie zentral Fragen der Erziehung, des Lernens, des Lehrens und der Didaktik für Kant gewesen waren, sie durchziehen sein gesamtes berufliches Wirken und Publizieren. Manche Auffassungen wie der Vorrang des Selbstlernens für junge Menschen bildeten sich offenbar aufgrund entsprechender Erfahrungen schon in seiner eigenen Schüler- und Studentenzeit.

Kant griff für seine Vorlesungen auf etablierte Handbücher und Kompendien zurück, die er auch den Studenten zum Gebrauch empfahl. Seine Vorlesungen stellten also nicht unbedingt Rohfassungen seiner berühmten von ihm selber zum Druck gebrachten Werke dar. Sandra Eleonore Johst stellt zwölf solcher einschlägiger Kompendien (Christian Wolff, Alexander Baumgarten, Johann Bernhard Basedow usw.) in einem Anhang dar, sodass die Leser*innen einen sehr guten Eindruck erhalten, auf welche zeitgenössischen Argumente und Thesen Kant sich stützte.

Es gibt drei Kapitel: „Die Formen von Kants Erziehung in Familie, Schule und Universität“; „Die Formen von Erziehung in Kants Unterrichtspraxis als Privatdozent, Professor und öffentlicher Gelehrter“; „Die Formen von Erziehung in Kants philosophischen Schriften: Werkimmanente Exegese der Begriffe Bildung und Erziehung“. Es folgen „Fazit“, der genannte Anhang, das Literaturverzeichnis inklusive der Primärquellen sowie das Siglen- und Abbildungsverzeichnis. Ein Namensregister gibt es leider nicht. Die Teilkapitel werden jeweils mit zusammenfassenden schematischen Darstellungen beendet, was eine sehr sinnvolle Idee ist.

Kant ging es zentral um das Denkenlernen, Philosophie war für ihn die Lehre vom Selber-denken-lernen. Die konkrete Praxis hing vom Lebensalter der Schüler bzw. Studenten und später des reifen Lehrers ab. Kant befasste sich viel mit den jeweiligen Grenzen, die einem Menschen je nach Alter und Reifegrad gesetzt waren, sprich, er versuchte zu klären, was jeweils sinnvoll zumutbar war und was nicht. Zu seinen eigenen Vorlesungen machte er sich ausgiebig didaktische Gedanken – nicht nur in seiner Zeit als Privatdozent, wo sein Einkommen von der Zahl der Hörer und ihrer Zahlungen abhing. Auch nach seiner Berufung zum Universitätsprofessor war es ihm wichtig, die Studenten mittels guter didaktischer Prinzipien zu gewinnen und gewissermaßen bei der Stange zu halten. Das war schwer genug, wenn es um die Grundlagen seiner „Kritik der reinen Vernunft“ ging, wie er selbst einräumte.

Kant ging folglich ausgesprochen selbstreflexiv zu Werke. Sein Ziel war es, den jungen Menschen vor der Falle der „selbstverschuldeten Unmündigkeit“ zu bewahren, so könnte man es vielleicht formulieren.

Das Buch eröffnet reiche und gut verdichtete Einblicke in die Tätigkeit Kants als Professor, als Dekan, als Rektor an der Königsberger Universität und setzt diese in bereichernder Weise in die Perspektive des Pädagogikthemas.

Nun ist Immanuel Kant wie andere Aufklärer auch (David Hume, Carl von Linné, um nur zwei hier betroffene zu nennen) in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten zum Teil stark in die Kritik geraten. Die Kritik bezieht sich auf die Verwendung der Kategorie „Rasse“ und auf abwertende Bemerkungen über Menschen nicht-weißer Hautfarbe, sie bezieht sich aber auch auf den Umstand, dass es womöglich nicht um „den Menschen“, sondern um den männlichen Menschen und dabei möglicherweise nur um den weißen Mann ging. Diese Kritik ist längst aus den Zirkeln der wissenschaftlichen Debatte herausgetreten und hat die Öffentlichkeit erreicht.

Was den Vorwurf des Rassismus bei Kant angeht, erwähnt die Autorin diesen, vertieft die Frage aber nicht. Gleichwohl kann der Frage, *wer* lehrt und *wer* etwas gelehrt wird, nicht aus dem Weg gegangen werden. Gibt es bei Kants pädagogischen und didaktischen Überlegungen diese von der Kritik herausgestellten Subtexte des Rassismus und einer hegemonial verstandenen weißen Männlichkeit? Hier könnte für die entsprechende Erweiterung der Betrachtungsperspektive eine Untersuchung von Karin Hostettler aus dem Jahr 2020 beigezogen werden.¹

Wolfgang Schmale (Wien)

Volker GERHARDT / Matthias WEBER / Maja SCHEPELMANN (Hg.): Immanuel Kant 1724–2024. Ein europäischer Denker, De Gruyter/Oldenbourg: Berlin – Boston 2022 (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Band 83). 336 S.; ISBN 978-3-11-076281-5.

Der großformatige Sammelband dokumentiert eine gleichnamige Tagung, die an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften Ende Mai 2019 stattfand. Der Band würdigt Immanuel Kant mit Blick auf dessen 300. Geburtstag 2024 umfassend und in ungewöhnlicher, gleichwohl sehr willkommener, Weise.

Zuerst zum Ungewöhnlichen: In großer Zahl haben sich Künstler*innen der Gegenwart, des 20. Jahrhunderts, und aus der Zeit davor, mit Kant auseinandergesetzt. Rund 200 Werke werden im Buch reproduziert. Ein Teil illustriert die behandelten Themen, die Stadt Königsberg in Kants Zeit oder heute, die meisten Abbildungen zeigen die künstlerische Auseinandersetzung mit der Persönlichkeit und mit verschiedenen Aspekten der Philosophie Kants. Es handelt sich um eine einzigartige bildliche Dokumentation, die Kants die Zeiten überdauernde Wirkung bis hinein in die Comic-Szene darlegt.

Das Buch besteht aus fünf Teilen mit jeweils unterschiedlich vielen Beiträgen. Alle Beiträge tragen zur Frage der „Aktualität der kantischen Philosophie“ bei. Insbesondere der zweite und dritte Teil bieten eine Einführung in Kants Werk, in die drei Kritiken sowie alle bekannteren Schriften. Der vierte Teil ist dem Arbeitsbereich der kritischen Edition von Kants Werk gewidmet, der fünfte Teil geht der „Wirkung Kants in Geschichte und Gegenwart“, darunter in Russland und in der DDR, nach. Die Einleitung der Herausgeber*innen positioniert Kant als Weltbürger – was keineswegs deshalb geschieht, weil es schon immer so gemacht

¹ Karin HOSTETTLER, *Kritik – Selbstaffirmation – Othering. Immanuel Kants Denken der Zweckmäßigkeit und die koloniale Episteme* (Edition Moderne Postmoderne). Bielefeld 2020.

wurde, vielmehr wird Kants diesbezügliche Argumentation hier und in anderen Beiträgen ausführlich diskutiert.

Dem anstehenden Jubiläum angemessen, folgen die Beiträge einem konstruktiv-positivem Tenor, ohne heutzutage kritisch diskutierte Aspekte auszulassen. Das macht auch das Nachwort der drei Herausgeber*innen deutlich: „Europa in der Perspektive der Menschheit. Mit einer Bemerkung zum Rassismusvorwurf gegen Kant.“ Es versteht sich von selbst, dass der aggressive und teilweise hasserfüllte Rassismus der zweiten Hälfte des 19. und dann des 20. Jahrhunderts nicht ins 18. Jahrhundert vorverlegt werden kann, wie es in manchen aktuellen kontroversen Debatten geschieht.

Weitere Aspekte kritischer aktueller Debatten sind der Antisemitismus, der nach Darlegung der Herausgeber*innen als Vorwurf gegen Kant ins Leere trifft, sowie Geschlechtsidentitäten. Letzteres wird nur kurz im Beitrag von Pauline Kleingeld gestreift: „Noch in den späten 1790er Jahren verneint Kant zum Beispiel, dass Frauen die ‚aktive‘ Staatsbürgerschaft (das Wahlrecht) erhalten und sich vor Gericht selbst verteidigen dürfen sollten. Wegen seiner ‚natürlichen Überlegenheit‘ habe der Mann das Recht zum Befehl, und die Frau solle gehorchen.“ (S. 119) Die Autorin verweist auf daraus folgende „theoretische Ungereimtheiten“ bei Kant – was zweifellos so ist und was Stoff für einen eigens dem Thema gewidmeten Beitrag geliefert hätte.

Der Sammelband trägt den Untertitel „Ein europäischer Denker“. Gemeint ist damit, dass sich Kant nicht für Preußen oder für „Deutschland“ – sagen wir, um einen Anachronismus zu vermeiden, „Allemagne“ im Sinne der Madame de Staël – vereinnahmen lässt. Mit Blick auf die seit langem globale Rezeption Kants kann gesagt werden, dass er die Position eines global bedeutsamen Denkers innehält. Was das heißt, kann man sich anhand der Abrufstatistik des Wikipedia-Artikels „Immanuel Kant“ verdeutlichen: Dieser Artikel existiert in 169 unterschiedlichen Sprachversionen (von max. ca. 300) und wurde (Stand 18.4.2023) seit dem 1.7.2015 (Beginn dieser speziellen Abrufstatistik) rund 39,4 Millionen Mal aufgerufen. Der Artikel „Voltaire“ kommt auf 163 Sprachversionen und auf rund 33,7 Millionen Aufrufe. „Jean-Jacques Rousseau“ bringt es auf 148 Sprachversionen und rund 34,65 Millionen Aufrufe. Diese drei bilden über das Beispiel Wikipedia hinaus so etwas wie ein Dreigestirn der weltweit am meisten nachgefragten Aufklärer und Kant liegt dabei öfters sogar noch vor Voltaire.¹

Die Tatsache einer globalen Rezeption, und sei es ‚nur‘ in akademischen Medien, wäre sicherlich einen eigenen Beitrag in Teil 5 Wert gewesen. Im Rahmen der Eurozentrismus- bzw. allgemeiner der Postkolonialismus-Debatte wird Kant

¹ Vgl. hierzu demnächst ausführlich: Wolfgang SCHMALE, #ImmanuelKant. Kosmopolit digital im postkolonialen Zeitalter. Halle 2023 (IZEA – Kleine Schriften).

immer wieder eingehend diskutiert, meistens sehr kritisch. Eine gründliche Auseinandersetzung mit der Rezeption dort, etwa in Tsenay Serequeberhans „Contested Memory. The Icons of Occidental Tradition“ (gemeint sind Kant, Hegel und Marx) etc., wäre jedenfalls interessant und aufschlussreich.²

Das „europäisch“ trifft noch in einem anderen Sinn zu. Die Autor*innen weisen dem Tenor nach den Vorwurf des Eurozentrismus in Bezug auf Kant zurück. Zweifellos bemüht sich Kant, die Welt zu denken, aber diese hat mitunter einen sehr europäischen Anstrich. Das kann kein Vorwurf sein, Kant muss genauso wie alle anderen historischen Persönlichkeiten in seinem zeitlichen und räumlichen Kontext situiert werden. Der Punkt des Interesses ist vielmehr der, dass etwa der Begriff der „Staaten“ wie in „Zum ewigen Frieden“ eindeutig europäisch grundgelegt ist und dem Umstand, dass es in vielen Weltregionen zu Kants Zeit keine „Staaten“ gibt, nicht Rechnung trägt. Es soll nicht um Spitzfindigkeiten gehen, aber man trifft auf solche Kritik spätestens wieder in der Eurozentrismus- und Kolonialismus-Debatte.

Ich halte, wie die Autor*innen des Bandes, Kants Philosophie für unverändert relevant. Die für die heutige Demokratie gültigen Begriffe von Freiheit, Menschenwürde, Menschenrecht und Rechtsstaatlichkeit sind im Kern die Kantischen Begriffe. Das zeigt der Band überzeugend.

Wolfgang Schmale (Wien)

Jacek KORDEL: Sachsen, Preußen und der Kaiserhof im Streit um die Schönburgischen Herrschaften (1774–1779), Leipziger Universitätsverlag: Leipzig 2021 (Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, Band 42). 221 S. und 12 Abb.; ISBN 978-3-96023-414-2.

Der an der Universität Warschau lehrende Historiker Jacek Kordel ist bereits mit zahlreichen instruktiven Studien zur sächsischen und polnischen Geschichte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hervorgetreten. Der zu besprechende Band über den Konflikt um die sog. Schönburgischen Herrschaften, der nun in einer mit Unterstützung des Deutschen Historischen Instituts Warschau erfolgten Übersetzung von Andreas Volk vorliegt, ist ein Teil der Dissertation Jacek Kordels zur sächsischen Außenpolitik zwischen Österreich und Preußen in den 1770er Jahren, mit der er 2017 an der Historischen Fakultät der Universität Warschau promoviert wurde, und die schon 2018 in polnischer Sprache erschienen ist.

² Tsenay SEREQUEBERHAN, *Contested Memory. The Icons of the Occidental Tradition*. Trenton, NJ 2007.

Die Schönburgischen Herrschaften umschreiben das Territorium des sächsisch-thüringischen Adelsgeschlechts Schönburg im Erzgebirgsvorland, im Westen des heutigen Freistaats Sachsen gelegen, bei denen es sich teils um reichsunmittelbare Herrschaften, teils um kursächsische Lehen handelte. Der Autor beabsichtigt, an diesem Beispiel die beschränkten Handlungsmöglichkeiten der deutschen Mittelstaaten im österreich-preußischen Gegensatz gegen Ende des Alten Reiches darzustellen.

Die Studie gliedert sich nach einer Einleitung zu Forschungsstand und Quellenmaterial in drei inhaltliche Kapitel und einen zusammenfassenden Schlussteil, der auch auf den Frieden von Teschen Bezug nimmt. Im ersten Kapitel werden die Rahmenbedingungen der sächsischen Außenpolitik im 18. Jahrhundert, insbesondere nach dem Siebenjährigen Krieg, und die politischen Verhältnisse am Dresdner Hof erläutert. Besonders aufschlussreich ist dabei die Darlegung der Ursachen und Motive des Wechsels von Kurfürst Friedrich August III. aus dem österreichischen Lager nach Preußen und zum ursprünglichen sächsischen „Erzfeind“ König Friedrich II.

Im zweiten und dritten Kapitel wird auf rund 130 Druckseiten der Streit um die Landeshoheit über die Schönburgischen Herrschaften umfassend ausgebreitet und die Eskalation bis hin zum Einmarsch von österreichischen Truppen eingehend geschildert. Der rechtlich außerordentlich komplexe Vorgang an der Schnittstelle von Reichsunmittelbarkeit, Landesherrschaft und böhmischen Lehen zeigt an einem für die Reichsgeschichte insgesamt interessanten Beispiel die Auseinandersetzung zwischen dem Kurfürsten von Sachsen als Landesherrn und dem Kaiser als Bewahrer der Reichseinheit und der Wahrung der Reichsunmittelbarkeit. In diesem Fall kommt neben den unterschiedlichen Interessen der Familie Schönburg, sowie des Kurfürsten und des Kaisers noch die Frage der Prerogative der böhmischen Krone bezüglich der sog. böhmischen Reichsafterlehen im Erzgebirgsvorland hinzu.

Der bereits seit zwei Jahrhunderten schwelende Konflikt um den Umfang der sächsischen Landeshoheit bzw. der schönburgischen Reichsunmittelbarkeit wurden am 4. Mai 1740 mit zwei Rezessen vorläufig geregelt, in denen August III. zwar die persönliche Reichsunmittelbarkeit der Grafen von Schönburg, nicht aber die ihrer Herrschaften anerkannte. Sachsen erhielt durch diese Verträge die Landeshoheit über die schönburgischen Gebiete. Allerdings stimmten diesen Vereinbarungen weder das Prager Appellationsgericht, noch der Kaiser zu. Sachsen zwang de facto die Landeshoheit auf, wobei sich der Dresdner Hof der offenen Rechtsfragen bewusst war. Bei den Verhandlungen zum Hubertusburger Frieden 1763 bemühte sich Dresden erfolglos um eine Bereinigung der leidigen Angelegenheit.

In den 1770er Jahren versuchte Wien zunehmend die offenen Streitfragen um den deutschen Lehnbesitz der böhmischen Krone zu bereinigen, einerseits zur Konsolidierung und territorialen Abrundung der habsburgischen Erblande, andererseits auch zur Festigung der oberlehensherrlichen Funktion des Kaisers.

Maria Theresia als Königin von Böhmen erklärte folglich Mitte 1773 den entsprechenden Rezess von 1740 für unwirksam und befreite damit die schönburgischen Untertanen von ihren Verpflichtungen gegenüber den sächsischen Kurfürsten. Der preußische Hof war zunächst wenig an diesem Streit interessiert, zumal Friedrich der Große lange glaubte, dass trotz dieser Konflikte ein Bündnis zwischen Sachsen und Österreich bestehe. Preußen ging es vor allem um die erfolgreiche Zwangsvollstreckung gegen die Schulden von Albert Christian von Schönburg. Fürst Kaunitz erkannte schon früh, dass die vergleichsweise unbedeutende Materie gerade im Zusammenhang mit der Frage um das wittelsbachische Erbe den sächsischen Kurfürsten geradezu in die Arme Preußens treiben werde. Dennoch konnten die Streitigkeiten um die Schönburgischen Herrschaften erst mit dem Frieden von Teschen 1779 gelöst werden.

Die schönburgische Streitigkeit war folglich tatsächlich ein Katalysator für die preußisch-sächsische Annäherung, wie Kordel plausibel darlegt. Dieser Konflikt um ein politisch und wirtschaftlich relativ kleines Gebiet ist für die Reichspolitik Maria Theresias und vor allem Josephs II. geradezu typisch. Im Spannungsfeld zwischen Wiederherstellung der kaiserlichen Macht, österreichischer Staatenbildung und Rücksichtnahme auf die (größeren) Reichsstände waren befriedigende Ergebnisse kaum zu erreichen.

Es ist daher außerordentlich begrüßenswert, dass die quellenreiche Studie von Jacek Kordel mit ihrer ausgeprägten reichsrechtlichen und -geschichtlichen Sachkunde in deutscher Sprache erschienen ist. Wie groß der Anteil der Bedeutung des Streits um die Schönburgischen Herrschaften an der Abwendung Sachsens von Österreich in den 1770er-Jahren im Vergleich zu anderen Themenkreisen, wie etwa der bayerischen Erbfolge oder der Bedeutung der merkantilistischen Handelspolitik, tatsächlich gewesen ist, lässt sich rückblickend schwer bestimmen. Umso bedauerlicher ist, dass die Übersetzung in deutscher Sprache nur für den Teil der Dissertation von Jacek Kordel über die Schönburgischen Herrschaften möglich war, nicht für das ganze Werk. Auch wenn der Autor zur Frage der bayerischen Erbfolge bereits 2018 einen Aufsatz vorgelegt hat, wären die beiden Kapitel seiner Dissertation über die sächsischen Bemühungen um die Absicherung der bayerischen Erbfolge, die wohl den primären Anstoß für die Verbesserung der sächsischen-preußischen Beziehungen bildeten und im Schlussteil der vorliegenden Arbeit nur kurz skizziert werden können, zweifellos ebenfalls für eine Übersetzung interessant gewesen.

Insgesamt ist die vorliegende Studie aber nicht nur für das bessere Verständnis der Geschichte Sachsens, sondern auch der Reichsgeschichte in den 1770er-Jahren von allgemeiner Bedeutung.

Christoph Gnant (Wien)

Stefan HANß / Dorothea McEWAN (Hg.): *The Habsburg Mediterranean 1500–1800*, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften: Wien 2021 (Archiv für österreichische Geschichte, Band 145). 403 S.; ISBN 978-3-7001-8809-4.

Wenn man den Titel dieses Bandes liest, der in der von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Reihe „Archiv für österreichische Geschichte“ als Band 145 rangiert, drängt sich unwillkürlich die Erkenntnis auf, es gehe nicht um jenen zeitlichen Abschnitt, zu dem der Aufbau der habsburgischen Kriegsflotte ab 1797, die Gründung des Österreichischen Lloyd (1836) oder die Seeschlacht bei Lissa (kroat. Vis, 1866) gehören, sondern um frühere Perioden, die weniger geläufig sind. Die Herausgeber dieses Sammelbandes, der auf eine Konferenz in Jerusalem im Jahr 2018 zurückgeht, haben die zwölf Beiträge den Kapiteln „Negotiating the Habsburg Mediterranean“, „Flows of People“ und „Flows of Material and Intellectual Cultures“ zugeordnet, doch bietet sich zugunsten der Suche nach Erkenntnis für größere Horizonte eine andere Gliederung an.

Eine naheliegende Assoziation rund um das Thema bezieht sich auf die Zusammenhänge zwischen den Habsburgern und Venedig in Hinsicht auf das „Türken“-Problem. Diesem Forschungsfeld widmen sich drei Beiträge. Der erste stammt von Eric R. Dursteler, der sich auf die Eroberung von Clissa (kroat. Klis) im Jahr 1596 bezieht, d. h. auf das Vordringen der Osmanen an die dalmatinische Küste, was sowohl Wien als auch Venedig betroffen machen musste. Der zweite Text von Alexander Koller hakt nach, da die im Hinterland der adriatischen Küste auftauchenden „Uskokken“ (Flüchtlinge aus dem Innerbalkan) als „Habsburgs Piraten“ der venezianischen Provinzialverwaltung viel Ärger verschafften. Der dritte Text stammt von Géza Pálffy, der die habsburgisch-osmanischen Rivalitäten im Mittelmeer und in Ungarn im Zeitalter Süleymans des Prächtigen vergleicht. Eine weitere Assoziation beruht auf dem Wissen, dass es ja nicht nur „österreichische“, sondern auch „spanische“ Habsburger gegeben hat. Dieser Blickrichtung sind zwei Artikel gewidmet – der eine von Michael J. Levin über „Karl V. und Genua“, der zweite von Katharine Bond zu „Visionen zu ‚Habsburg Mediterranean‘ in der Regierungszeit Karls V.“ Beide geben Einblicke in das Kalkül kaiserlicher Großraumpolitik im 16. Jahrhundert, bei dem es darum ging, die Vielfalt von Mächten und Märkten in ein Gefüge zu bringen. Einem dritten Themenfeld zuzuordnen sind die Texte von Emanuel Buttigieg, Sundar Henny, Mordechai Lewy, Tobias P. Graf und Dorothea McEwan, die sich auf den Konnex Habsburg und die Heiligen Stätten beziehen. Aus diesen Bausteinen wird sichtbar, welche religionspolitischen Komponenten in der Frühen Neuzeit bestanden, anhand derer der Mittelmeerraum als buchstäblicher Brückenraum fungiert hat. Das vierte Themenfeld umfasst Forschungsergebnisse von Stefan Hanß und Václav Bůžek, die Beispiele des dinglichen Echos des Generalthemas betreffen (Orientgeschmack in der Mode, Elefanten).

Die Herausgeberin und der Herausgeber nützen die allgemeine Einleitung nicht nur dazu, die reichhaltige Fachliteratur vor Augen zu führen, sondern auch der Thalassographie das Wort zu reden, die insbesondere bei Kontinentalmächten in der Forschung oftmals übersehen oder unterschätzt wird, aber dennoch zum Verständnis großer Zusammenhänge (und sei es von Zufälligkeiten) vonnöten ist. Hier sieht sich der Rezensent veranlasst einzuhaken, denn bei allem Nutzen zur Erkenntnis, der aus der Lektüre der Beiträge erwächst, fehlen mehrere wichtige stoffliche Bausteine, die zumindest in der Einleitung anzusprechen gewesen wären. Für die Zeit nach Karl V. bis zu den Auswirkungen des Spanischen Erbfolgekrieges wäre es naheliegend gewesen, den „spanischen“ Faden weiter zu verfolgen. Zu diesem Aspekt gehört auch die kurzfristige Regentschaft von Habsburgern im Königreich Neapel im 18. Jahrhundert, bei der die Fragen, was die nicht-einheimischen Regenten für einen Plan verfolgten und wie jener bei den Untertanen ankam, am aufschlussreichsten wären. Unverzichtbar zum Zeitbogen von 1500 bis 1800 ist die Lage ab 1718, als das Passarowitzer Vertragswerk ein nachhaltiges Kapitel aufgeschlagen hat: Triest wurde als Haupthafen der Habsburgermonarchie aus der Taufe gehoben, wodurch in der Geschichte des Mittelmeeres ein neues Kapitel aufgeschlagen wurde. Da ist es angesichts des Umstandes, dass Stefan Hanß' Dissertation zum komplexen Thema „Lepanto“ (Seeschlacht von 1571 und deren Auswirkungen) veröffentlicht ist, verschmerzbar, wenn dieses Subthema in dem vorliegenden Band nicht extra behandelt wird.

Kurz zusammengefasst: Das Sammelwerk enthält interessante und gereifte Beiträge, doch führt der Textcorpus auch zur Einsicht, dass „Habsburg Mediterranean“ noch viele andere und wertvolle Aspekte enthält.

Harald Heppner (Graz)

William D. GODSEY / Petr MAŤA (Hg.): *The Habsburg Monarchy as a Fiscal-Military State. Contours and Perspectives 1648–1815*, Oxford University Press: Oxford 2022 (Proceedings of the British Academy, Band 247). 390 S.; ISBN 9780197267349.

Vorliegender Band verbindet die seit dem Erscheinen von John Brewers Werk „*Sinews of Power*“ (1988) entwickelten Überlegungen zum „Fiscal-Military State“ (zusammenfassend in der Einleitung Godsey und Maťa: *The Habsburg Monarchy as a Fiscal-Military State*) sowie die in Sammelbänden dazu gebündelten Schlaglichter zur Habsburgermonarchie.¹ Mit Blick auf den jüngst erschienenen ersten Band der

¹ Petr MAŤA / Thomas WINKELBAUER (Hg.), *Die Habsburgermonarchie 1620 bis 1740. Leistungen und Grenzen des Absolutismusparadigmas*. Stuttgart 2006; Peter RAUSCHER (Hg.), *Kriegführung und*

Verwaltungsgeschichte zu den Zentralstellen der Habsburgermonarchie (ebenfalls hg. von Petr Maťa und Thomas Winkelbauer) und diesen begleitenden Publikationen scheint inhaltlich ein großer Rahmen abgesteckt. Die genannten sowie der vorliegende Band zeigen vor allem aber auch Desiderate und Entwicklungen in der Forschung auf: Nicht von ungefähr wurde die dem Band zugrundeliegende Tagung (2015) von einem der Teilnehmer als „Klassentreffen“ bezeichnet, dem mit Blick auf die für die Geschichte der Habsburgermonarchie prominenten und damit in diesem Feld langjährig tätigen Beitragenden zugestimmt werden kann. Zudem inkludiert der Band auch die Forschungsergebnisse jüngerer Kolleg*innen. Dabei stehen durchaus kritische Überlegungen zum Umgang mit dem Begriff „Fiscal-Military State“ und Überlegungen zu dessen Schärfung und Weiterentwicklung sowie damit verbundene unterschiedliche Ansätze nebeneinander: Termini wie „Fiscal-military hubs“, „Fiscal-military System“, „Fiscal-military Constitution“, „Fiscal-military complex“, „Fiscal-military cooperation“ oder „Fiscal-military connection“ werden genannt und diskutiert, insbesondere auch mit dem kritischen Blick auf den zunehmend inflationär gebrauchten und damit immer weniger aussagekräftigen Begriff des „Fiscal-military State“ (und damit ein wenig an die Absolutismus-Debatte erinnernd). Es wird daran deutlich, dass der Band durch seine durchwegs knapp 20 Seiten langen Beiträge unterschiedliche Auslegungen zulässt, die etwa auch den Blick auf die Abhängigkeit zu anderen staatlichen oder auch privaten Akteuren zur Etablierung eines „Fiscal-Military State“ oder vielmehr entsprechender kooperativer Strukturen oder eines Systems legen, die in künftigen Studien einbezogen sein sollten.

Zu Beginn stehen nicht ausschließlich Beiträge zur Habsburgermonarchie, sondern werden Überlegungen zu dieser in den europäischen Kontext eingebettet, um letztlich auch vergleichende sowie aktuelle Perspektiven zu gewinnen (Hamish Scott: *The Austrian Fiscal-Military State in International Perspective*; Guy Rowlands: *The Fiscal-Military Constitution of Bourbon France in Comparative Perspective*; Peter H. Wilson: *The European Fiscal-Military System and the Habsburg Monarchy*). Den Forschungen der letzten Jahre folgend werden die Ländergruppen der Habsburgermonarchie dann in mehreren Beiträgen behandelt (István Kenyeres and Géza Pálffy: *Hungarian Border Defence and the Habsburg Financial and Military Transformation in the 16th Century*; András Oross: *Magnates and Military Contracting in Hungary after 1648*; Jiří David: *Fiscal-Military Exigency and Authority in 17th-Century Moravia*). Schließlich darf bei der Behandlung der Habsburgermonarchie auch ein Blick auf die Einbeziehung des Heiligen Römischen Reiches nicht

Staatsfinanzen. Die Habsburgermonarchie und das Heilige Römische Reich vom Dreißigjährigen Krieg bis zum Ende des habsburgischen Kaisertums 1740. Münster 2010.

fehlen (Peter Rauscher: *The Holy Roman Empire and the Habsburg Fiscal-Military System c. 1606–1806*).

Im Fokus mehrerer Beiträge stehen dabei in der Regel die Etablierung neuer Maßnahmen (Petr Maťa: *Negotiating Fiscal-Military Coordination: Provincial Tax Quotas for the Habsburg Army 1648–1748*), Stellen (Thomas Winkelbauer: *The General War Commisariat: A Neglected Pivot of the Habsburg Fiscal-Military State*) und Akteure zum Aufbringen neuer Ressourcen (Horst Carl: *Noble Enterprisers: Regimental Proprietorship in the Habsburg Army*; Veronika Hyden-Hanscho: *Habsburg War Finance and Noble Credit-Brokerage in the Southern Netherlands under Charles VI*). Insbesondere geht es dabei auch um die Bedienung der Schulden und damit einhergehend das Aufbringen von Krediten zu günstigen Konditionen (William D. Godsey: *The Rise of a Sustainable Public Debt in the 18th-Century Habsburg Monarchy*). Blickt hier ein Großteil der Beiträge auf die fiskalischen Maßnahmen, beleuchtet Ilya Berkovich die Entwicklung der Konskriptionslisten in der Habsburgermonarchie von 1740 bis 1792 und damit das Bemühen um einen Überblick zu den vorhandenen humanen Ressourcen. Zudem musste die Armee nicht nur mit Geld versorgt werden (Orsolya Szakály: *The 'Business of War' in Hungary: Saltpetre Contracting during the Napoleonic Period*).

Ein Index erschließt zwar die Beiträge, leider gibt es jedoch keine abschließende Literaturliste, vielmehr bleiben die bibliographischen weiterführenden Hinweise auf die einzelnen Studien beschränkt. Der Band enthält zudem einige wenige Abbildungen und dem Thema entsprechend wichtige tabellarische Übersichten. Hilfreich wäre auch ein Glossar zu den englischen Übersetzungen der deutschen Funktions- und Amtsbezeichnungen gewesen, hier leistet der Band im Stillen Grundlagenarbeit.

Die nun gesammelt vorliegenden Ergebnisse bilden also durchaus im besten Sinne die Entwicklung der Forschung zur Habsburgermonarchie der letzten Jahrzehnte ab. Gerade der Aspekt der Bündelung von Ergebnissen jahrelanger, mit Blick auf einige der Beitragenden jahrzehntelanger Forschungserfahrungen in diesem Feld – durchaus auch mit kritischen und relativierenden Kommentaren – macht diesen Band für künftige Fragestellungen anregend sowie wertvoll zugleich.

Stefan Seitschek (Wien)

Andreas ZECHNER: Steinbock, Mensch und Klima. Das Ende der letzten autochthonen Steinwildpopulation der Ostalpen im Zillertal, 1687–1711, Böhlau Verlag: Wien/Köln 2022 (Umwelthistorische Forschungen, Band 10). 279 S. mit 12 Tab. und 27 Abb.; ISBN 978-3-412-52396-1.

Die Umweltgeschichtsforschung zeichnet sich häufig durch eine kreative und innovative Kombination unterschiedlicher Zugänge und Methoden aus; Interdisziplinarität ist in vielen Themenbereichen gleichsam eine Vorbedingung. Dies gilt in besonderem Maße auch für die Studie von Andreas Zechner, die 2017 an der Kultur- und Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Salzburg als Dissertation angenommen wurde. Schon damals fungierten mit Reinhold Reith als Wirtschafts-, Sozial- und Umwelthistoriker sowie Armin Deutz als Wildbiologe zwei Vertreter unterschiedlicher Disziplinen als Betreuer.

Im Zentrum der Arbeit steht der Steinbock als eines der „ikonischen“ Alpentiere. Während der Gesamtbestand in den Alpen heute wieder auf rund 53.000 Exemplare geschätzt wird, befand er sich in der Frühen Neuzeit in vielen Regionen am Aussterben. Erst umfangreiche Schutzprogramme und Wiederansiedelungen im 20. Jahrhundert stabilisierten bzw. vergrößerten die alpinen Steinbockpopulationen wieder. Es verwundert daher nicht, dass der Steinbock in den letzten Jahren mehrfach zum Thema umwelthistorischer Studien wurde. Herausgehoben sei dabei die Habilitationsschrift von Wilko Graf von Hardenberg, die sich mit der Schutzpolitik des italienischen Staates in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gegenüber einem der letzten größeren Bestände im Gran Paradiso Nationalpark (Piemont) beschäftigte.

Zechner geht in seiner Arbeit der Frage nach den Ursachen für das Verschwinden der Steinbockpopulationen im Zillertal bis 1710/1711 nach. Während der Steinbock in vielen anderen Regionen des Ostalpenraums schon seit dem Spätmittelalter weitgehend ausgestorben war, hielten sich größere Bestände noch in diesen entlegenen Jagdrevieren des Erzbischofs von Salzburg, dessen Territorium sich in der Frühen Neuzeit noch auf dieses heute in Tirol liegende Tal erstreckte. Das Aussterben des Steinbocks im Zillertal wurde der lokalen Tradition folgend über Jahrhunderte einer massiven herrschaftlichen Jagd und Wildererstätigkeit zugeschrieben. Zechner hinterfragt dieses Narrativ hinsichtlich möglicher weiterer, klimatologisch bedingter Faktoren, indem er dazu einen Methodenmix aus klassischer historiografischer Quellenanalyse, naturwissenschaftlichen Zugängen zur Populationsdynamik von Wildtieren und historisch-klimatologischen Ansätzen anwendet. Hinsichtlich klimatologischer Zugänge rekurriert er auf das ursprünglich von Robert W. Kates entwickelte mehrstufige Modell zur Interaktion von Klima und Gesellschaft in seiner Weiterentwicklung durch Christian Pfister und andere. Hinsichtlich der Auswirkungen der kältesten Perioden während der sogenannten „Kleinen Eiszeit“, im konkreten Fall des „Late Maunder Minimums“ (ca. 1675–1715), auf die Gesellschaft

warnet er zwar vor klimadeterministischen Zugängen, wie sie in der Forschung etwa einigen Arbeiten Wolfgang Behringers vorgeworfen werden (in diesem Sinne S. 23), führt Behringer aber an zahlreichen Stellen als Referenz an. Seinen Untersuchungszeitraum grenzt er auf 24 Jahre vom Regierungsantritt des Salzburger Erzbischofs Ernest Graf von Thun und Hohenstein (1687) bis zum aktenkundigen Ende der Steinbockpopulationen im Zillertal (1711) ein.

Die Analyse selbst besteht aus drei Großkapiteln: In einem ersten (Kapitel 2) schildert Zechner die Rahmenbedingungen der letzten autochthonen Steinwildpopulation der Ostalpen, wobei der Schwerpunkt auf der Regierungszeit Erzbischof Johann Ernest von Thuns liegt. Dabei kommen insbesondere die herrschaftliche Revierkontrolle sowie die Hegemaßnahmen zur Sprache, die minutiös auf der Basis von Archivalien aus dem Salzburger Landesarchiv rekonstruiert werden. Auch die Populationsentwicklung der Steinböcke wird darin genau dokumentiert, zumindest bis ins Jahr 1694 (S. 78–79), ebenso wie das Aussterben bis zum Jahr 1711.

Kapitel 3 geht den anthropogenen Einflüssen auf die Entwicklung der Steinbockbestände nach. Dabei kommt Zechner zum einen zu dem Schluss (S. 109–113), dass die in den zeitgenössischen Quellen und der älteren Literatur betonte Rolle der Wilderei wohl deutlich geringer war als angenommen. Auch wenn manche Delikte dauerhaft im Verborgenen geblieben sein dürften, so reiche der Einfluss der illegalen Jagd auf Steinböcke bei weitem nicht aus, die Population im Zillertal zum Aussterben zu bringen. Zum anderen werden auch die Auswirkungen der herrschaftlichen Jagd analysiert. Dabei ist bemerkenswert, dass zahlreiche Tiere zwischen 1696 und 1706 lebend gefangen wurden, um die im Tennengebirge, also rund 40 km südlich der Stadt Salzburg, neu anzusiedeln; andere wurden zur Zucht in das Steinwildgehege von Schloss Hellbrunn am südlichen Stadtrand von Salzburg gebracht. Das Projekt, bei dem zumindest 68 belegte Lebendfänge transferiert wurden, war freilich ein völliger Misserfolg und führte zu einer signifikanten Reduktion der Bestände im Zillertal selbst. Damit verbindet Zechner naturwissenschaftlich-statistische Berechnungen zu den Auswirkungen auf die Populationsdynamik und kommt zum Schluss, dass die Entnahme der Lebendtiere zwar kurz- und mittelfristig für einen starken Rückgang der Steinwildbestände, aber nicht das Aussterben verantwortlich gewesen sein dürfte, weil nach dem Ende der Fangjagden immer noch 106 Individuen (1708) vorhanden waren (S. 155).

So wird in Kapitel 4 nach den klimatischen Rahmenbedingungen gefragt. Dabei steht der Extremwinter 1708/1709 im Zentrum, zu dem es zwar keine Witterungsbeschreibungen aus dem hinteren Zillertal selbst gibt (S. 171), aber zahlreiche weitere Quellen aus Archiven der Gesellschaft, von Chroniken über Verwaltungsschrifttum bis hin zu Wetterbeobachtungen, die in Schreibkalendern überliefert sind. Daran wird deutlich, dass in ganz Mitteleuropa längere Frostperioden mit viel Schneefall von Oktober 1708 bis März 1709 auftraten und daher diesen Winter zum wohl strengsten der letzten 500 Jahre machen. Der extrem lange Winter, die

hohe Schneelage, die wohl auch zu diversen Lawinenabgängen geführt haben muss, und die extrem späte Ausaperung müssen zum Tod zahlreicher Tiere und zu einer massiven Schwächung der überlebenden Exemplare geführt haben, die dann wohl den Folgewinter nicht mehr überstehen konnten (S. 224–225). Somit war es wohl die Kombination sowohl anthropogener als auch klimatischer Faktoren, die zum Aussterben der Zillertaler Steinbockpopulationen bis 1711 geführt haben dürfte.

In mancher Hinsicht merkt man leider, dass ein Update zum Forschungsstand zwischen der Approbation der Dissertation (2017) und dem Erscheinen der Monographie (2022) offenbar zu oberflächlich durchgeführt wurde. In der Bibliographie finden sich gerade einmal zehn Titel, die nach 2017 erschienen sind, die meisten davon mit nur marginalem Bezug zum Thema oder von Zechner selbst mitverfasst. So wird etwa auch das 2018 erschienene und mittlerweile autoritative Handbuch zur Klimageschichte, das Palgrave Handbook of Climate History, nicht rezipiert. Dass Zechner die oben erwähnte Studie von Wilko Graf von Hardenberg aus dem Jahr 2021 nicht mehr berücksichtigte, ist wohl dem kurzen Zeitintervall zwischen dem Erscheinen der beiden Publikationen geschuldet, aber es wäre durchaus reizvoll gewesen zu vergleichen, wie sich über die Jahrhunderte hinweg obrigkeitliche Schutzprogramme veränderten bzw. doch auch die eine oder andere Parallele aufwiesen. Hingegen wäre es angesichts der Methodik, moderne Studien zur Populationsdynamik von Steinböcken, auch hinsichtlich des Einflusses strenger Winter, mit historischen Beispielen zu verbinden, leichter machbar und hilfreich gewesen, den schon 2019 erschienenen Aufsatz Wilko Graf von Hardenbergs als Vergleich heranzuziehen. Dieser hätte zwischen der Jetztzeit und der Frühen Neuzeit gleichsam als ein Missing Link dienen können, indem er knapp 100 Jahre in die Zeit des italienischen Faschismus zurückblickt. Schließlich sind auch einige Tippfehler verblieben, die bei Namen auch störend wirken. So lautet der Vorname von Mieke Roscher, einer der bekanntesten deutschen Forscherinnen zu den Human-Animal-Studies, nicht „Meike“ (so S. 256).

Insgesamt handelt es sich um eine sehr anregende Studie, welche die vielen Potenziale von Interdisziplinarität für die umwelthistorische Forschung aufzeigt. Besonders Studien zur Extinktion von Tierarten insgesamt oder regionalen Populationen sollten nach Zechners Ergebnissen auch danach fragen, inwiefern neben anthropogenen Faktoren klimatische oder sonstige Umwelteinflüsse einen nennenswerten Einfluss hatten.

Christian Rohr (Bern)

Franz Leander FILLAFER: *Aufklärung habsburgisch. Staatsbildung, Wissenskultur und Geschichtspolitik in Zentraleuropa 1750–1850*, Wallstein Verlag: Göttingen 2020. 632 S., 36 Abb.; ISBN 978-3-8353-3745-9.

Den Formungsprozess des einen Aufklärungsnarrativs offenzulegen, das in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Habsburgermonarchie die Vielfalt der teils rivalisierenden Ausprägungen der Aufklärung abgelöst und durch einen Singular ersetzt habe, ist das erklärte Ziel des Autors. Dabei macht er die Französische Revolution als Katalysator aus – auf sie habe man auch in Wien reagieren müssen, an ihr war zu messen und abzuwägen, was sich noch vertreten ließ.

Der stetige Blick auf die formenden Zugriffe ist nicht nur höchst erhellend, sondern auch reizvoll, denn die Hebel dieser narrativen Verfertigung lassen sich zeitlich höchst unterschiedlich ansetzen: Einmal greift der Autor eine Formung bereits in den 1760er Jahren auf, ein anderes Mal setzt er in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein, wenn es etwa um die Verunglimpfung der exegetischen Rechtsauslegung mit ihrem Bezug auf das Naturrecht geht. Nun mag man einwenden, dass jeglicher Rückgriff auf Historisches einen formenden Charakter hat – bis hin zur Analyse, die dieses Buch ausbreitet, aber es gelingt dem Autor, in der Zeit um 1800 und den folgenden Jahrzehnten einige markante Wegscheiden auszumachen und sie miteinander zu verknüpfen. Im Fokus stehen das „Wissen von Gott, über die Natur und das Vaterland, über sein Recht, seine Geschichte und seinen Wohlstand.“ (S. 17) Diese Wissensbestände sollen mit dem habsburgischen Staatsbildungsprozess verwoben werden. Mit dem Miteinbeziehen einer Vielzahl von Akteuren, die ihre prägende Sicht in diese Diskussion einbrachten, begibt sich der Autor auf das wohlbestellte Feld der Politischen Kommunikation, die einen sehr weiten Begriff des Politischen vertritt und Politik nicht nur im engen Zentrum der Herrschenden und Regierenden ausmacht.

In der Ausführung der einzelnen Abschnitte beeindruckt der Autor durch seine Belesenheit und man folgt ihm mit Vergnügen in seinen Zeitsprüngen, Verflechtungen und Schlussfolgerungen. Unweigerlich taucht dabei jedoch die Frage auf, warum die Wahl genau auf die jeweiligen Akteure, Aspekte und Dispute gefallen ist. Hier würde man gerne nachfragen. Ich skizziere das an einem Beispiel: Die Auseinandersetzung zwischen Joseph von Sonnenfels und Franz von Zeiller über die letztendliche Ausgestaltung des Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuches in den 1790er und 1800er Jahren wirkt auf den ersten Blick sehr schlüssig als Wegmarke, die der abstrakten, in sich geschlossenen Argumentationsweise – ohne die ‚tagespolitischen‘ Bezüge Sonnenfels’ – zum Ziel verholfen und in dieser Form die Beibehaltung des Naturrechts ermöglicht hat. Der Erzählungsstrang folgt weiter der exegetischen Auslegungspraxis im Vormärz bis hin zur historischen Schule in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Gestreift werden viele Seitenaspekte, wie etwa die Übernahme des Naturrechtsarguments durch die Stände – am Beispiel der

böhmischen mit einigen Anmerkungen zur Steiermark, aber – nur als erste kleine Frage – wie hätte sich das dargestellt, hätte man die Stände der anderen Länder miteinbezogen, die eine andere Form der Vertretung praktizierten? Die Formulierungen im und rund um das ABGB werden vom Autor als Ergebnis der Debatten seit dem Entwurf von Karl Anton von Martini bzw. dem Westgalizischen Gesetzbuch diskutiert und präsentiert. Der viel länger andauernde Kodifikationsprozess findet in den pointierten Worten Ausdruck: „Während zwischen 1753 und 1811 drei Monarchen das Zeitliche segneten, blieb die Jurisprudenz ewig jung. Sie verfeinerte und versäulte sich zu einem Wissensregime der Fachkundigen mit eigenen Instanzen der Rekrutierung und Prestigestiftung, das sich bei der Kodifikation nicht mehr ins Handwerk pfuschen ließ.“ (S. 361) Dem möchte man zunächst entgegenhalten, dass das letzte Wort bei den Ausformulierungen wie in den 1780er Jahren auch nach 1800 immer noch dem Monarchen zukam, der davon Gebrauch machte und damit die Entscheidung traf, ob den Juristen zu folgen sei oder nicht. Zudem waren die wirklich wegweisenden Veränderungen im Recht schon im Josephinischen Gesetzbuch von 1786 festgeschrieben worden – etwa die Nivellierung der sozialen Herkunft oder die Abschaffung der Geschlechtsvormundschaft. Man vermisst daher die Analyse dieser spannenden Diskussionen der Kodifikationskommission der 1780er Jahre, die übrigens auch die Zivilehe mit der Abschaffung des sakramentalen Charakters der Ehe in Betracht gezogen hat. Schließlich geht es dem Autor nicht ausschließlich um den Formationsprozess des Aufklärungsnarrativs, sondern auch um eine Rekonstruktion der „mehrschichtige[n] und vielgestaltige[n] Aufklärung in der Habsburgermonarchie“ (S. 11f.) Damit erscheinen die Dispute der 1790er und 1800er Jahre zweifellos sehr interessant in ihrer Reaktion auf die Französische Revolution und wegweisend für den Vormärz, aber eben nur als letzter Schritt oder einem Schritt unter vielen. Das Bild und damit die Argumentation wirken daher etwas unvollständig, wenn Teile des Geschehens ausgeklammert bleiben bzw. nicht erklärt wird, warum dem keine Bedeutung zuzumessen sei.

Diese und ähnliche Fragen, etwa ob die vielen Facetten und unterschiedlichen Gewichtungen von Landespatrisismen und gesamtstaatlicher Loyalität nicht doch eher auf mehrere Narrative als nur auf eines schließen lassen, zeigen aber vor allem eines, nämlich wie anregend das Buch ist. Man fühlt sich eingeladen, mit dem Autor aufs Turnierfeld zu schreiten und vergnüglich die argumentativen Klänge zu kreuzen.

Ellinor Forster (Innsbruck)

Hannes KERBER: *Die Aufklärung der Aufklärung. Lessing und die Herausforderung des Christentums*, Wallstein Verlag: Göttingen 2021. 286 S.; ISBN 978-3-8353-3991-0.

Gotthold Ephraim Lessing gehört zu denjenigen Autoren, über die vergleichsweise konstant publiziert wird. Es lassen sich in den vergangenen Jahrzehnten keine Lessing-Moden konstatieren, vielmehr erfreut sich Lessings Werk einer kontinuierlichen Beachtung. Das allein sagt noch nicht viel, außer vielleicht, dass wir es mit einem Klassiker zu tun haben. Inhaltlich haben sich die Zugriffe auch das umfangreiche Werk indes stetig geändert, waren zunächst die Dramen im Fokus (und blieben es auch eine lange Zeit), wurde Lessing zusehends als Gelehrter wahrgenommen, seine polemischen und antiquarischen sowie kunsttheoretischen Schriften rückten deutlicher in den Blick. Eine prominente Ausnahme waren stets die religionsphilosophischen Schriften des in Kamenz gebürtigen Aufklärers, angeführt von der Erziehung des Menschengeschlechtes und den Schriften zum sogenannten *Fragmentenstreit*, den schon Friedrich Schlegel für das eigentliche Hauptwerks Lessings hielt. Die Forschungen dazu waren stets von umfassenden Deutungskontroversen begleitet, die jeweilige disziplinäre Sicht auf das Textkorpus – aus theologischer, philosophischer, literatur- oder kulturwissenschaftlicher Warte – zeigte ganz unterschiedliche, häufig auch nur schwer oder gar nicht zu vereinende Ergebnisse. Der Wertschätzung tat dies indes keinen Abbruch.

Nun liegt mit *Die Aufklärung der Aufklärung. Lessing und die Herausforderung des Christentums* eine neue monographische Studie zu Lessings religionsphilosophischem Spätwerk vor. Ihr Autor – Hannes Kerber – ist von Haus aus Philosoph, was nach dem bisher Gesagten durchaus von Belang ist. Kerbers These ist ebenso schlicht wie überzeugend. Lessing habe mit der Veröffentlichung der Fragmente und seinen eigenen Repliken die Grenzen einer strikt an der Vernunft orientierten Aufklärungsphilosophie sichtbar gemacht und im gleichen Atemzug die Unverletzlichkeit der Offenbarungsreligion erwiesen, so sie sich denn ihres eigenen Wesenskerns besinnt. Kerber erkennt in dieser doppelten Zielrichtung eine qualitativ neue Stufe in der Auseinandersetzung zwischen geoffenbarter Religion einerseits und der (Aufklärungs-)Philosophie andererseits.

Im Buch wird ausgehend von den frühen Beiträgen im *Fragmentenstreit* der *status controversiae* der den beteiligten Kombattanten beschrieben und zugleich die kluge und umsichtige Beobachtung mitgeteilt, dass ein Großteil der orthodoxen Verteidiger von Amtskirche und heiliger Schrift argumentativ in den Registern der aufgeklärten Vernunftphilosophie operieren. Damit gerät – so Kerber mit Lessing – das Spezifikum der geoffenbarten Religion zusehends erst aus dem Blick und dann schlussendlich auch verloren. Die Orthodoxie schwäche ihre eigene Position unnötigerweise und müsse sich daher auf ihre stärksten Argumente, die eben gerade nicht vernunftbasiert seien, besinnen. Ein zentrales Argument findet der Autor

im *testimonium internum Spiritus Sancti*, also der letztlich unbeweisbaren und intersubjektiv gar nicht zu vermittelnden Glaubensgewissheit, die allein durch die Offenbarung des Heiligen Geistes im einzelnen Gläubigen zustande kommt. Nimmt man dieses Dogma ernst, so zeigt sich, dass die Aufklärungsphilosophie schlussendlich keinerlei Handhabe hat, um am Kern der Offenbarungsreligion Schaden anzurichten. Dieser Glaube, der einzig auf der Offenbarung des Heiligen Geistes gründet, kann keine noch so radikale Bibelkritik anfechten. Sie entbindet davon, Rechenschaft abzulegen, weil man sie gar nicht ablegen kann. Auch die Gewissheit ist ein Glaubensakt, der nicht von ‚äußeren‘ Beweisen umgestoßen werden kann.

Das große Verdienst von Hannes Kerbers Studie ist die Nüchternheit des Blickes, den er auf die emotional hoch aufgeladene Debattenlage wirft. Einige der Fragmente sind ja bis in unsere Tage dazu in der Lage, den Puls von (protestantischen) Christen schneller schlagen zu lassen. Bei Kerbers Studie rückt indes die Güte des philosophischen Arguments ins Zentrum des Interesses; dergestalt kommt er zu zahlreichen präzisen Einsichten in den Gesamtzusammenhang des *Fragmentenstreits*, die hier unmöglich thematisiert werden können.

Das abschließende vierte Kapitel der Arbeit widmet sich dann noch dem vielgerühmten ‚Nachspiel auf dem Theater‘ – Lessings *Nathan der Weise*. Es wirkt wie ein ungeschriebenes, aber deshalb vielleicht unhintergebares Gesetz, dass wer zum *Fragmentenstreit* arbeitet, sich auch zu Lessings toleranzpredigendem dramatischen Gedicht verhalten muss. Kerbers Volte, statt der Ringparabel das Gespräch Nathans mit dem Tempelherrn (IV/7) als eigentliches Zentrum des Stückes auszuweisen, überzeugt – bei aller klugen Beobachtung im Detail – zumindest den Rezensenten nicht.

Hannes Kerber hat ein ungemein kluges, in den Einzeleinsichten umfassend stupendes und überdies sehr gut lesbares, stilistisch souveränes Buch geschrieben, das erneut den Finger in die Wunde legt: Der Musteraufklärer Lessing vermag es Religion auch außerhalb der Grenzen der reinen Vernunft zu denken und dadurch die Aufklärung über ihre eigenen Limitationen aufzuklären, ohne dabei unvernünftig werden zu müssen.

Michael Multhammer (Siegen)

Martin P. SCHENNACH: *Austria inventa? Zu den Anfängen der österreichischen Staatsrechtslehre*, Vittorio Klostermann: Frankfurt am Main 2020 (Studien zur europäischen Rechtsgeschichte, Band 324). 589 S.; ISBN 978-3-465-04414-7.

Das Buch „Austria inventa“ ist eine spannende Untersuchung des österreichischen Staatsrechts, wie es noch vor 1804 aufgefasst wurde. Die breitere Öffentlichkeit soll interessieren, dass hier auch neue Sichtweisen auf das immerwährende Problem der

österreichischen Identität eröffnet werden. Die Fachöffentlichkeit soll den Abschnitt über den Unterricht des Staatsrechts an Universitäten würdigen, welcher auf einer konsequenten Archivforschung basiert und bisher unbekannte Instruktionen ans Tageslicht bringt.

Das Buch besteht aus neun Abschnitten, welche sich mit den Anfängen des Fachs österreichisches Staatsrecht (ab S. 74) und mit dessen Autoren, Quellen, Methoden und Leitthemen befassen. Schließlich wird die Staatsrechtslehre im universitären Unterricht sehr gründlich behandelt und die letzten Abschnitte werden dem Vormärz und auch den Teilbereichen des böhmischen, ungarischen, österreichisch-niederländischen und österreichisch-italienischen Staatsrechts gewidmet.

Den originellsten Beitrag für die Geschichte des Fachs liefern eigentlich die ersten Abschnitte, wo der Verfasser die Bedeutung der ungedruckten Manuskripte neu bewertet und auf dieser Grundlage neue Autoren vorstellt. Aufgrund der zeitgenössischen Kategorien zeigt Schennach, dass der Ursprung der Staatsrechtslehre die Reichspublizistik war. Sie teilte sich nämlich in besondere Staatsrechte der einzelnen Territorien. Das österreichische Staatsrecht existierte zuerst als eines von diesen Teilbereichen und emanzipierte sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts zur selbständigen Disziplin. Daneben rekonstruiert Schennach noch einen anderen Emanzipierungsprozess, in welchem sich die „besondere Staatswissenschaft“ von den allgemeinen „statistischen“ Darstellungen der geographischen, wirtschaftlichen und anderen Fakten hin zur „Staatenkunde“ entwickelte. In diesem parallelen Prozess bildete sich der engere Verfassungsbegriff heraus.

Mit Hinsicht auf die Rehabilitierung der handschriftlichen Arbeiten wird hier Christian August Beck als der eigentlichen Begründer des österreichischen Staatsrechts identifiziert (S. 58–62, 145–149). Er habe sich nämlich zuerst „mit der inneren Verfasstheit der österreichischen Ländern befasst“ (S. 146). Ebenso innovativ ist die Eingliederung des Historikers Gottfried Philipp Spannagl (S. 71–73) in die juristische Erörterung. Spannagls handschriftliche historische Arbeit habe den „materiellen Inhalt“ des Österreichbegriffs geschaffen. In der etwa chaotischen Struktur von Schennachs Arbeit wird jedoch auch der im 16. Jahrhundert wirkende Vorläufer Reichart Strein von Schwarzenau behandelt (S. 86–93). Neben den Manuskripten rehabilitiert Schennach auch die Gattung der „staatsrechtlichen Kampfschriften“ (S. 110–124), welche früher als rechtswissenschaftlich irrelevant galt. In der Rekonstruktion der weiteren Entwicklung geht Schennach beim Rechtshistoriker Franz Ferdinand Schrötter in die Tiefe (S. 149–165), dessen neu entdeckten sechsten handschriftlichen Teil seiner Abhandlungen aus dem österreichischen Staatsrecht er vorstellt (S. 154–157). Auch beim Grundriss des österreichischen Staatsrechts aus dem Jahr 1775 hat Schennach handschriftliche Vorarbeiten entdeckt (S. 158–160). Während Schrötter in den Abhandlungen eher historisch argumentierte, versuchte er in dem Grundriss ein naturrechtliches System aufzubauen. Schennach vervollkommnet das Bild des Fachs durch Werke der Archivare Theodor Paulow von

Rosenthal und Gottfried Ernst Fritsch, welche nur unveröffentlichte Manuskripte abfassten. Ihr Beitrag bestand in der besseren Erforschung der Urkunden und geheimen Gesetze, welche sie im Rahmen der „pragmatischen Geschichte“ bearbeiteten (S. 170–177). Ebenso entdeckungsreich ist die aufgrund der Archivquellen abgefasste Betrachtung über den Karriereverlauf und sozialen Hintergrund der Autoren des Fachs (S. 178–186). Schennach schließt, dass nur bei Schrötter die publizistische Tätigkeit einen Einfluss auf den Karriereverlauf hatte. Die anderen Autoren bekleideten zweitrangige Posten. Die Biographie des Fachs schließt mit den „Vollendern“ Kropatschek und Gustermann (S. 167–171), welche zusammenfassende Gesetzessammlungen zum Staatsrecht vorbereiteten.

Nach diesem biografischen Teil wendet sich Schennach zum Inhalt des Fachs, d. h. Quellen, Methoden und Themen. Seit dem 16. Jahrhundert wurden als Quellen des Staatsrechts erstens die „leges fundamentales“ und zweitens das Herkommen anerkannt. Dies führt Schennach erstens zur philosophischen Frage, welche Urkunden als „leges fundamentales“ der österreichischen Monarchie im 17. und 18. Jahrhundert galten. Er identifiziert vier Urkundengruppen: Erstens der Komplex der von Herzog Rudolf IV. bestellten, gefälschten Freiheitsbriefen von 1058 bis 1283. Die bedeutendste war die von 1156. Diese wurde 1664 vom Mainzer Erzbischof als Reichskanzler für echt anerkannt. Zweitens ist es die Reihe der Hausordnungen und Hausverträgen von 1283, 1364, 1379 und 1521–1522. Drittens waren es die Herrschertestamente, insbesondere die von 1543, 1621 und 1635. Viertens waren es die völkerrechtlichen Verträge, insbesondere der Westfälische Frieden von 1648, welche das „jus reformandi“ der österreichischen Erzherzöge bestätigten. (S. 193).

Nach dieser Interpretation fügt Schennach jedoch noch eine Aufzählung der „leges fundamentales“ einzelner Länder hinzu, welche nicht mehr so gelungen ist. Es ist zwar interessant, dass er bei allen „österreichischen Alpenländern“ irgendeine Landhandfeste identifiziert, aber dann erweitert er den Kreis der Länder immer weiter. Bei den böhmischen Ländern werden die gedruckten Sammlungen nicht vollständig ausgeführt, die für Schlesien herausgegebenen Sammlungen fehlen ganz. Es fällt auch auf, dass Schennach die ungarischen Autoren des Staatsrechts namentlich aufzählt (József Ürményi und György Zsigmonnd Lakits und die auf S. 218–219 angeführten Autoren Petrovics, Farkas, Horváth und Markovics), bei Böhmen jedoch gar keine Namen erwähnt.

Die wichtigste Methode des Fachs „österreichisches Staatsrecht“ sei insbesondere die „pragmatische Geschichtsschreibung“ gewesen. Dieser von Polybios geprägte Begriff wird häufig als „belehrende Historiographie“ verstanden, in der Neuzeit konnte er jedoch auch eine „auf staatlichen Urkunden basierende Historiographie“ bedeuten. Schennach rekonstruiert dann, wie die Pragmatische Sanktion von 1713 kritisch geprüft wurde. Die naturrechtliche logische Deduktion aus Begriffen erkennt er nicht als eine historische Methode an.

Die Darstellung der Leitthemen im Abschnitt VI fokussiert sich auf drei Gegenstände: den Verfassungsbegriff, das Gebiet „Österreich“ und die Konstruktion der Staatsbürgerschaft. In Bezug auf den Verfassungsbegriff macht Schennach im Abschnitt VI.1. auf zwei Entwicklungen aufmerksam. Erstens ist es die dogmatische Konstruktion eines Verfassungsbegriffs für die Zukunft, welcher nicht nur die faktischen Verhältnisse beschreibt, zweitens ist es die thematische Einschärfung des Begriffs. Die älteren Darstellungen zur Verfassungslehre behandelten nämlich auch Fragen der Geographie, Industrie, Bevölkerung und anderer außerrechtlicher Fragen. Diese Entwicklungen spiegeln sich in dem Aufkommen des Begriffs „Constitution“ wider, welcher bereits 1797 bei Ignaz de Luca oder 1811 bei Gustermann verwendet wird (S. 266–267). Zweitens ist es wieder die räumliche Präzisierung, welche den Österreichbegriff auf die „österreichische Erbländer bzw. Erbstaaten bzw. alle Erbländer“ einengte (S. 268–276). In diesem Sinne wurde der Inhalt des Fachs auch 1790 in dem Entwurf eines spezialisierten Lehrstuhls beschrieben (S. 268).

Für die juristische Konstruktion „Österreichs“ als Staat im 18. Jahrhundert ist Abschnitt VI.3–4 eigentlich der wichtigste Teil des Buches. Schennach operiert mit Begriffen wie „Binnendifferenzierung“ (S. 271) bzw. „Binnenintegration“ (S. 288). Obwohl er damit sagen will, dass einige Teile Österreichs ein Bestandteil des Alten Reichs waren und andere nicht, gab es auch die Binnenexistenz „Österreichs“ in Bezug auf die herrschende Dynastie und in Bezug auf das Territorium. Es scheint sinnvoller mit dieser Doppelidentität anzufangen, denn hier lag auch der Anfang des Scheidewegs zwischen der „Habsburgermonarchie“ und dem „österreichischen Staat“. Schennach ist klar, dass die erste Option – ein durch die herrschende Dynastie definiertes Österreich – in eine Sackgasse führte. „Staatsrecht vornehmlich als Recht der herrschenden Dynastie (...) führt schlichtweg nicht über die monarchische Union von Ständestaaten hinaus“ (S. 288).

Die auf die Dynastie gegründete Disziplin führte jedoch auch Themen wie Titel, Anspruchstitel, Wappen, Reichskleinodien, Hofstaat und höfisches Zeremoniell mit sich. Sie involvierte also viele eher kulturell als juristisch relevante Themen. Aus diesem Grunde ähneln diese vormodernen „Staatsrechtler“ den heutigen Historik*innen der „neuen Kulturgeschichte des Politischen“, wie Schennach in einer interessanten Digression betont (S. 284–286). Schennach zieht jedoch den Schluss, dass sich diese vormodernen Staatsrechtler auf juristische Themen fokussierten und die „symbolische Kommunikation“ nur am Rande behandelten. Die Vertreter der „Kulturgeschichte des Politischen“ blendeten jedoch das Recht (d. h. „die normativen Fundamente“) aus. Die durch den Hofstaat und dessen Garden und Orden vermittelte Integration stellte also den ersten Integrationsmodus dar (S. 290–291).

Den zweiten Integrationsmodus stellte die auf der Gewalt des Landesfürsten über ein Territorium gegründete Methode dar. Sie ging von der Kategorie „Landeshoheit“ aus und erweiterte sie hin zur Souveränität eines „Staaten-Staates“ (S. 293–298). Es

ergaben sich jedoch zwei Schwierigkeiten. Die erste bestand in der Bestimmung der „österreichischen Länder“, wie sie Schennach nennt, denn das Herzogtum Österreich unter der Enns war allzu eng, und der Herrscher regierte in den übrigen Gebieten aufgrund anderer Titel. Die zweite Schwierigkeit ergab sich aus der Zugehörigkeit zum Alten Reich, welche die gesetzgebende Gewalt des Landesfürsten theoretisch einschränkte. Aufgrund des friderizianischen Freiheitsbriefs von 1156 besaßen jedoch die Herrscher „Österreichs“ eine unbeschränkte *potestats legislatoria* und ihre Entscheidungen waren keiner Bestätigung durch den Kaiser unterworfen. Der Geltungsbereich dieses Privilegs wurde 1530 von Karl V. bestätigt (S. 295). Autoren des 18. Jahrhunderts wie Gustermann und Schrötter verstärkten dann diese absolutistische Interpretation. Schrötter verwarf sogar die aufklärerische Interpretation der ständischen Freiheiten als „Verträge“ (S. 303–304), weil eine solche Auslegung dem Naturrecht widerspräche. Die Folge seiner Interpretation war, dass jede Freiheit für die Untertanen als Ausnahme aus der allgemeinen Regel wahrgenommen wurde. Die Gehorsamkeit war die stille Prämisse, während die Untertanen ihre Ansprüche erst beweisen mussten. Gustermann erkannte diese Freiheiten jedoch als Quellen des Staatsrechts an (Innsbrucker Libell von 1518, gedruckte Landhandfeste von Österreich ob der Enns und der Steiermark (1583 und 1635), Kärnten (1610) und Krain (1687)). Das Mitspracherecht der Stände stellte er jedoch in Abrede (S. 302). Die Georgenberger Handfeste von 1186, welche den steirischen Ständen das Wahlrecht gewährten, wurden als unvereinbar mit dem Heimfallsrecht abgelehnt. Naturrecht wurde auch zur Ablehnung des in der Goldenen Bulle Andreas II. von 1222 verankerten ungarischen Widerstandsrechts herangezogen (S. 297). Diesen Interpretationsschritt wagte bereits Christian August Beck.

Von hier aus führte der Weg zur Konstruktion des „Staaten-Staats“, in welchem die Staatlichkeit geteilt wurde. Die Wurzel dieser vormodernen Auffassung der Staaten-Verbindung sieht Schennach im Naturrecht, die von ihm angeführten Beispiele (S. 310–313) sind jedoch eher historische Interpretationen des Alten Reichs (Ludolph Hugo, Pufendorf, Pütter) oder der Kameralwissenschaften (Sonnenfels). Die Vorlage für diese Interpretation war also eher die Verfassung des Heiligen Römischen Reichs, welche dann von Christian August Beck in seinem Unterricht für Joseph II. von 1752 auf „Österreich“ übertragen wurde. Das Naturrecht Christian Wolffs scheint damit nichts zu tun haben, obwohl Schennach sie als die Quelle der Auffassungen von diesen Denkern ansieht. Unter dem Eindruck dieser Theorien ging in den 1790er Jahren der Ausdruck „Staaten“ zurück und die Teilbereiche wurden neuerdings als „Länder“ oder „Provinzen“ bezeichnet (S. 316). Der Sieg der „territorialen Auffassung“ wurde auch in dem Verschwinden des Ausdrucks „Habsburgermonarchie“ sichtbar (S. 316–322). Die These Grete Klingensteins, dass die „österreichische Monarchie“ im 18. Jahrhundert noch nicht existierte, wird von Schennach widerlegt (S. 321). In der Tat wurde schon in den 1790er Jahren

die Bezeichnung „österreichische Monarchie“, bzw. „österreichischer Staat“ (Joseph Leopold Banniza, de Luca, Demian, Kropatschek) bevorzugt. Manchmal war schlicht von „Österreich“ die Rede (Curtius, de Luca, Demian, Kropatschek, Bisinger). Nach 1804 verwendete de Luca den Ausdruck „der österreichische Kaiserstaat“, obwohl im Patent vom 11. August 1804 vom „Kaiserstaat“ gar keine Rede sei (S. 323).

Den letzten Stein im Mosaik des Staatsrechts stellt die Auffassung der Staatsbürgerschaft dar, welche Schennach im Abschnitt 4.3. (S. 328–335) untersucht. Hier ist er zu viel auf den Begriff „Staatsbürger“ fixiert, obwohl die von ihm erwähnte „Gleichstellung aller Bewohner“ eigentlich durch die Abschaffung der Leibeigenschaft in den Jahren 1781–1785 hergestellt worden war. Das Teil-ABGB von 1786 gab keine inhaltliche Konkretisierung der „allgemein gebührenden Rechte“, welche „allen Inwohnern gebühren“. Schennach interessiert sich nur für die Erörterungen des Begriffs „Staatsbürger“, welcher im Entwurf Martini von 1796, im Galizischen Gesetzbuch von 1797 und im §28 des ABGB von 1811 aufgegriffen wurde (S. 329).

Die vorherige theoretische Vorbereitungsphase im mitteleuropäischen Naturrecht scheint Schennach nicht ernst zu nehmen. Im Einklang mit der alten Literatur von Stolleis schildert er diese Schaffung des „Staatsbürgers“ und seiner Rechte als Früchte der Entwicklung, welche in Frankreich stattgefunden hatte. Dies verbindet er mit einer wieder von Stolleis entlehnten Philosophie, der zufolge die Bürgerrechte „Freiheitsräume“ kreierten (S. 339) und mit politischen Partizipationsrechten ausbalanciert wurden. Ich fürchte, dass diese selbstablehnende Auffassung, welche früher in Deutschland überwog, es unmöglich machen würde, den Ursprung der Menschen- und Bürgerrechte überhaupt zu lokalisieren. Die Annahme, dass die „echten“ Menschen- und Bürgerrechte erst im radikalisierten Frankreich konzipiert wurden, entspricht nicht der historischen Realität. Eine systematische Formulierung des Gesellschaftsvertrags mit Pflichten und Rechten wurde eigentlich nur an den Universitäten im Alten Reich, in der Schweiz und in den Niederlanden ausgeführt. In Frankreich wurde das säkulare Naturrecht stillschweigend verboten, die erste Professur des „droit naturel“ wurde 1773 am Collège royal geöffnet und der Lehrstuhlinhaber Matthieu Antoine Bouchaud lehrte eigentlich über das römische Recht. Frankreich hatte eine besondere empirische Tradition, welche von Domat über Montesquieu bis Condorcet führte und welche sich von unserem „logischen“ Naturrecht unterschied. In der französischen Auffassung wurde über Naturkräfte und physikalische Gesetze spekuliert, auf eine Art und Weise, welche von der Rechtswissenschaft ziemlich weit entfernt war. In England wurde das säkulare Naturrecht auch nicht verbreitet. In Schottland wurden zwar Lehrstühle des Naturrechts gegründet, aber niemand kann behaupten, die neuen Ideen hätten sich von Schottland aus verbreitet. Der juristische Kontext für Menschen- und Bürgerrechte wurde im säkularen Naturrecht kreiert. Die Habsburgermonarchie gehörte jedoch in den Kontext der katholischen Länder, wo sich eine katholisch

geprägte Auffassung herauskristallisierte, welche eher von Juristen und nicht von Theologen formuliert wurde. Aus dieser Tradition schöpften Paul Joseph Riegger und Karl Anton Martini. In dieser Tradition wurden die „allgemeinen Rechte“ mit Hinsicht auf erlaubte Zwecke formuliert und nicht vom höchsten Naturgesetz abgeleitet. Aus dieser Tradition schöpfte Martini bei der Formulierung seiner Kodifikationsentwürfe.

Auch die Verwendung der Begriffe „Untertan“ und „Bürger“, welche Schennach als Ausdruck der konservativen Rückständigkeit auslegt, hat eher etwas mit dieser katholischen Theoriebildung zu tun. Wie man im Werk des Benediktiners Franciscus Schmied aus Salzburg erfahren kann, bezeichnete „civis“ den Menschen in Beziehung zu anderen Privatleuten und „subjectus“ eher den Menschen im Verhältnis zum Staat. Die lateinische Literatur verwendete auch den Begriff „civis“, welcher nicht erst aus Frankreich entlehnt werden musste. Mit Hinsicht auf die bestehenden Untertanenverhältnisse in den böhmischen Ländern und in Galizien, wurde auch die Theorie des geteilten Eigentums herangezogen, um den Unterschied zwischen „civis“ und „subjectus“ zu verdeutlichen. Die Gewalt des Staats über den Untertanen wurde als „dominium directum“ bezeichnet, welche dann im übertragenen Sinne auch für politische Gewalten, welche die Grundobrigkeit auszuüben hatte, verwendet wurde. Im Robotpatent von 1738 wurden die in das „dominium directum“ gehörenden Pflichten im Abschnitt 3 abgesondert (z. B. Steuern). Die von Kropatschek und anderen unternommene Unterscheidung zwischen „dem Untertan im engeren Sinn“ und dem „Bürger“ (S. 333) hängt mit diesen sachlichen Unterschieden zusammen.

Dass die im ABGB gewährten Rechte nur Rechte der Privatpersonen waren, ist richtig, es war letztendlich eine privatrechtliche Kodifikation. Die in §16 beschworenen natürlichen Rechte stellten eher einen außergewöhnlichen Überbau dar. Es soll konzidiert werden, dass die in §28 erwähnte Staatsbürgerschaft eher diese privatrechtlichen Berechtigungen bezeichnete, denn aktive politische Rechte gegenüber dem Staat gab es nicht. Die rechtliche Beziehung zum Staat wurde eher in einzelnen Fällen, wie z. B. im Absatz über die Rebellion im Strafgesetzbuch, geregelt. Den märchenhaften Paradigmenwechsel, welcher angeblich in der Habsburgermonarchie versäumt wurde (S. 345), hat es nicht gegeben. Die logischen Widersprüche, welche aus den Versuchen zur Übertragung der subjektiven Rechte in das Verhältnis zum Staat resultieren, wurden nicht einmal im revolutionären Frankreich gelöst.

Unter dem Einfluss der französischen Revolution kam es natürlich zum radikalen Umdenken, wie Schennach aufgrund von neuen Befunden zeigt (Abschnitt 6, S. 346–358). Während die Spitzenbehörden bis ca. 1795 das „Staatsrecht“ wohlwollend angesehen haben, verschwand dieses Fach ab diesem Datum aus den Lehrbüchern. Auch die „Deduktionen“ zu heiklen völkerrechtlichen Fragen und Streitschriften hörten auf zu erscheinen. Noch 1790 wurde die Gründung eines

eigenen Lehrstuhls in Wien diskutiert, 1796 wurde Johann Alois von Ehrlinger mit seinem Gesuch um eine Professur für das ungarische Staatsrecht schroff zurückgewiesen. Schennach beweist diesen Meinungsumschwung noch mit dem Fall des Grazer Professors Johann Baptist Winckler, welcher sich jedoch bereits 1770 ereignete.

Ich muss noch zwei Anmerkungen zu den angeblichen Einflüssen der progressiven westlichen Denker machen. Ich kann kaum glauben, dass Montesquieus „De l'esprit des lois“ nicht rezipiert wurde, oder dass sich die Leser in der Habsburgermonarchie für andere Themen als Gewaltenteilung interessierten (S. 338). Montesquieu ist doch in Martinis Geschichte des Naturrechts, welche dann in den Lehrbegriff aufgenommen wurde, der einzige französische Rechtsgelehrter, den er als Experte für Staatsrecht respektierte. Auch die berühmte Denkschrift über die Habsburgermonarchie, welche vom Staatskanzler Kaunitz für die Erklärung der inneren Reform im Jahre 1761 abgefasst wurde, behauptete, dass die Gewaltentrennung damit umgesetzt werde. Montesquieu war die direkte Inspiration für die strafrechtlichen Reformen von Cesare Beccaria und Joseph Sonnenfels. Schließlich wurde Montesquieus Auffassung auch in Justis Grundriss einer guten Regierung und in Sonnenfels Kameralwissenschaft aufgenommen. Sonnenfels folgte nicht der Methode Christian Wolffs (S. 340). Ebenfalls kann ich kaum glauben, dass „die grundlegenden Änderungen“, welche sich angeblich in den 1780er Jahren in Sonnenfels Auffassungen „herauskristallisiert haben“, unter dem Einfluss Immanuel Kants bewirkt wurden (S. 340). Die Metaphysik der Sitten, wo Kant seine Rechtsphilosophie formulierte, ist erst 1797 erschienen und die Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, wo er seine Autonomie des Willens formulierte, erst 1785. Sonnenfels' Werk verrät gar keine Spur von Kants moralischen Philosophie. Beide irreführenden Ausführungen scheinen aus der älteren Sekundärliteratur übernommen zu sein.

Das Staatsrecht wurde jedoch seit der Universitätsreform von 1752/54 auch als Fach an den Rechtsfakultäten gelehrt. Mit dieser Reform wurde der bisher bestehende Lehrstuhl für Naturrecht in Prag in zwei Teile aufgeteilt. Das Naturrecht, welches die Rechte der Individuen untersuchte, bildete einen selbstständigen Lehrstuhl und das „Staatsrecht“ (jus civitatis), welches die Beziehungen des Menschen zum Staat untersuchte, wurde davon abgesondert. Der Unterricht an den Universitäten wird im Abschnitt VII (S. 359–392) dargestellt. Schennach vermutet, dass die ersten Lehrstühle des Naturrechts bereits in Freiburg im Breisgau, Olmütz und Graz gegründet wurden, vielleicht um die traditionelle „Erstheit“ von Innsbruck selbstkritisch zu prüfen. Die von ihm genannten jesuitischen Universitäten in Olmütz und Graz (S. 363, 366) hatten doch so früh noch keine Rechtsfakultät und was dort als Naturrecht gelehrt wurde, waren christliche Lehren, welche in den Lehrstoff der Philosophischen Fakultät eingegliedert wurden. Die These von der „Erstheit“ der jesuitischen Semi-Universität zu Olmütz (S. 366) ist ein Irrtum. Auf der anderen

Seite lässt Schennach die Universitätsreform in Louvain außer Acht. Das juristische Fach „*jus naturae*“ wurde aber zuerst 1733 in Innsbruck, dann 1748 in Prag und schließlich 1753 in Wien eingeführt.

Den Inhalt des Unterrichts in Wien rekonstruiert Schennach aufgrund der archivalischen Quellen aus dem Bestand der Studienhofkommission. Dabei ist es ihm gelungen bis jetzt unbekannte oder verschollene Instruktionen zu entdecken (S. 370). Wenn man sich jedoch die Instruktionen für den Professor des „*ius publicum*“ (d. h. „Staatsrechts“) ansieht, findet man lediglich die Anordnung zu Vorlesungen über die Pflichten des Bürgers und über die oberste Gewalt. Die Rechte der Bürger wurden verschwiegen. Es stellt sich die Frage, ob die im Abschnitt VI kritisierte absolutistische Orientierung der österreichischen Staatsrechtler durch diese Instruktion bestimmt wurde. Schennach bearbeitet auch die Erweiterung des Fächerkanons in den späteren Phasen der Reformen. Die Einführung der Kameralistik in Wien 1763 (Sonnenfels), der „Staatenkunde“ 1769 (Joseph Aloys Leporini) fügte neue Disziplinen des „Staatsrechts“ hinzu. Diese „Staatenkunde“ wurde jedoch schon in früheren Abschnitten diskutiert. Schrötters Studienplan für die Universitäten von Wien und Prag von 1774/1775 sei, so Schennach, kein Umbruch gewesen (S. 378), und das Staatsrecht wurde unter dem Stichwort „*ius publicum imperii*“ nach Schrötters Grundriss unterrichtet. 1784 wurde auch die Kameralistik auf die juristische Fakultät übertragen. Nach dem Studienplan von 1810 wurde das Staatsrecht im Rahmen der „Statistik“ unterrichtet. Ich finde, dass diese Chronologie die früher aufgestellten Thesen zur Entwicklung des Staatsrechts in Frage stellen. Bedauerlicherweise schenkt Schennach der Tatsache keine Aufmerksamkeit, dass Schrötters Studienplan von 1774/1775 für Wien und Prag bestimmt wurde. Stattdessen rückt Schennach die ungarischen Universitäten in den Vordergrund und konstruiert sogar eine These von einer „gemeinsamen scientific community“ zwischen Wien und Pest (S. 419). Der Abschnitt kulminiert mit einer quellenmäßig begründeten Rekonstruktion des mehrmals erwähnten Versuchs zur Gründung eines Lehrstuhls in den Jahren 1789/1790 (S. 382–390). Schennach ergänzt die darauffolgende Entwicklung im Vormärz, jedoch nur um den tragischen Ausklang des Fachs darzustellen (S. 393–405). Er fokussiert sich dabei auf die Statistiker Joseph C. Bisinger und Johann Springer.

Mit diesem Abschnitt wäre die Darstellung des Themas schon erschöpft, aber Schennach ergänzt noch den Abschnitt IX, wo er die „Staatsrechte“ der Nebenländer untersucht. Dieser meiner Meinung nach überflüssige Teil verwässert die Darstellung, welche ohnehin Schwierigkeiten mit dem logischen Aufbau hat. Schennach scheint hier die konzeptionellen Fehler der Staatsrechtler des 18. Jahrhunderts zu wiederholen. Er behandelt hier Böhmen, Ungarn, die Österreichischen Niederlande und österreichische Besitzungen in Italien. Der Fokus liegt jedoch auf Ungarn. Böhmen wird hier nur anhand des Werks des Exulanten Pavel Stransky dargestellt und die im 18. Jahrhundert abgefassten Werke und Vorlesungen werden

verschwiegen. Die Darstellung Ungarns behandelt hingegen die Lage bis 1851. Im Abschnitt über die Österreichischen Niederlande liegt der Fokus auf der gedruckten Arbeit von François Neny, und es werden die Positionen der pro-habsburgischen und antihabsburgischen Autoren gegenübergestellt. Im Anhang werden noch Akten zur Diskussion über die Einrichtung des Lehrstuhls für österreichisches Staatsrecht herausgegeben (S. 483–502).

Das riesige Werk von Martin Schennach stellt einen bahnbrechenden Beitrag zur Geschichte des öffentlichen Rechts dar. Der tiefe Einblick in die gedruckte und handschriftliche Literatur ist übrigens auch eine Bereicherung für die Geschichte der Aufklärung in der Habsburgermonarchie. Die logische Struktur des Werks ist jedoch ziemlich unüberschaubar, dieselben Themen wiederholen sich. Manchmal wirkt das Buch, als ob hier selbstständige Aufsätze nebeneinander gestellt wären. Die Hauptaufgabe des Verfassers ist jedoch erfüllt. Die juristische Konstruktion des „Staats Österreich“ ist im Abschnitt VI sehr klar und deutlich ausgeführt. Hoffentlich wird auch diese lange Rezension den Lesern helfen, die in diesem Buch versteckten Befunde zu entdecken.

Ivo Cerman (Budweis)

Zusammenfassung

Christoph Augustynowicz

“... it is certain that all kinds of wine can be had here much purer and better than even in Breßlau”: Historiographical Spaces of Agency in Silesia under Habsburg Rule Using the Example of Georg Thebesius in Liegnitz

In this article, the so-called Liegnitz yearbooks published in 1733 and originally written by the jurist and town clerk Georg Thebesius (1636–1688) are treated as a historiographical example of creative spaces in the areas of education and science in Silesia under Habsburg rule. During the analysis the model of the so-called inner periphery proves to be methodologically significant and coherent in terms of content: Thebesius did not work from the capital Breslau (Polish: Wrocław), but in the city of Legnica (Polish: Legnica), with Silesia itself being on the periphery of the Bohemian crown territories. With regard to creative spaces, taking into account inner peripheries, it is also significant with regard to the broader educational-historical context that Silesia had no institutions of higher education until the University of Breslau was founded in 1702. Nevertheless, other regions of the supra-regional educational area – the centers of the educated republic, so to speak – benefited considerably from Silesian expertise via knowledge transfer and migration. The following structure results for the present considerations: 1) Periphery: A methodical introduction; 2) Georg Thebesius: Action and work; 3) The Liegnitz Yearbooks: Periphery and Praxeology; and 4) Founding a University: Reason for an Outlook Summary.

Dorota Vargová

Freundschaft zwischen frühneuzeitlichen „Helden“. Neue Zugänge zu Prinz Eugen und Marlborough

Prinz Eugen von Savoyen und John, Duke of Marlborough, die Oberbefehlshaber der verbündeten habsburgischen und englisch-niederländischen Armee im Spanischen Erbfolgekrieg (1701–1714), prägten durch ihr gemeinsames Handeln entscheidend die sozio-politische Entwicklung im Europa des frühen achtzehnten Jahrhunderts. Im Mittelpunkt dieser Untersuchung steht ihre gegenseitige Beziehung, welche auf der Grundlage ihrer weitgehend unbekanntem Originalkorrespondenz

denz untersucht wird. Die Analyse konzentriert sich dabei auf neue Perspektiven, wie die Erforschung der frühneuzeitlichen Freundschaft und Männlichkeit. Dabei handelt es sich um Schwerpunkte, die bisher in der Forschung im Zusammenhang mit Prinz Eugen oder Marlborough nicht berücksichtigt wurden. Ausgehend von einer kritischen Analyse verschiedener theoretischer Zugänge zur frühneuzeitlichen (männlichen) Freundschaft wird in diesem Beitrag gezeigt, wo die Besonderheiten der Beziehung zwischen den Generälen liegen. Durch die Dekonstruktion der mit den Generälen verbundenen „Helden“-Erzählungen des 19. und 20. Jahrhunderts wird in weiterer Folge das zeitgenössische männliche Heldenbild in den Mittelpunkt gerückt. Dabei wird die Dualität der in den zeitgenössischen Medien verbreiteten Bildern von „Herkules“-ähnlichen „Helden“, Prinz Eugen und Marlborough, diskutiert. Schließlich wird untersucht, welche Rolle die Beziehung der in den Medien dargestellten Generäle für die Wahrnehmung des Zusammenhalts der antifranzösischen Allianz spielte.

Eva Kowalská

The Letters of Joachim Heinrich Campe to Bytčica / Bitschitz in Hungary

Education and culture are mostly associated with places with sufficient infrastructure such as schools, theatres, libraries and clubs, where there was a high concentration of people with enough resources for the reception, production or exchange of cultural assets or treasures. However, processes of cultural transfer also occur in the sphere of family, collective and personal representation, not only in the greater centres of culture and education. Participation in these processes increased the cultural capital or prestige of the individual and the whole family, especially if this person or persons could show the expected level of education, act as a patron or initiate these processes and so contribute to the formation of a network of contacts.

Investigation of these processes of cultural exchange can be done with regard to their producers or recipients, but it may be equally interesting to look at the places where they occurred over a longer period. The less known places include Bytčica / Bitschitz in the north of the historic Kingdom of Hungary. Various families had their seats there in the course of the eighteenth century, and they played an important part in Hungarian political life and in Lutheran religious activities. They were named Révay, Petrőczy, Calisius / Kalisch and Zay. Understandably, it is necessary to add to these names, the people who came into contact with them as friends, patrons or clients. They include such personalities as the Superintendent Daniel Krman, Christian Genersich, Gregor Berzeviczy or Karl Heinrich von Lang. Joachim Heinrich Campe, one of the most important teachers and Enlightenment intellectuals of the period, has an important place among them. The study edits,

makes accessible and analyses hitherto unknown letters, which document Campe's contacts with the lord of Bytčica Johann Traugott Calisius. They reveal the mechanisms of cultural transfer in their conceptual and material forms. They bring an interesting contrast to places with a much longer tradition and stronger cultural infrastructure.

Translation Martin C. Styan

Anett Lütteken

Michael Denis and the "Ocean" of booklore. Insights into the theory and practice of systematisation of modern book knowledge

This article examines the book-historical and bibliographical works of the clergyman Michael Denis in various contexts. On the one hand, they are understood as a decidedly progressive approach to systematically processing and structuring the world knowledge available in the eighteenth century. Indicative of this is the explicitly formulated affinity to Linnaean taxonomy. Described is also the parallel political intention to prove through model studies that enlightened thought and action were just as present in Vienna as in the Habsburg catchment area as in Protestant regions of the Holy Roman Empire. Finally, the focus is on the transformations of Michael Denis' work in the field of book studies from beginnings based on the popular enlightenment to elitist studies, which can be understood as preparatory work for the emergence of library science in the nineteenth century.

Philippine Casarotto

quel éloge du prince à l'ère de l'« absolutisme éclairé »?

Au cours des dernières décennies, les mutations intellectuelles qui ont marqué la seconde moitié du XVIII^e siècle dans la Monarchie des Habsbourg ont fait l'objet de nombreuses études. Celles-ci ont montré la place occupée par la Compagnie de Jésus dans ce processus, et son devenir après sa suppression en 1773. Parmi les anciens jésuites, on constate une grande diversité dans les parcours individuels et dans les prises de position. Certains adhèrent à la franc-maçonnerie et devinrent des pionniers des Lumières; les plus connus sont Ignaz von Born et Aloys Blumauer. D'autres, plus modérés, aspiraient à des réformes, sans toutefois renier leur ordre; par exemple les poètes Michael Denis et Karl Mastalier. D'autres, enfin, à l'Université ou dans les paroisses, s'engagèrent à divers degrés dans le combat contre les réformes josphistes et/ou contre la pensée des Lumières, critiquant à la fois les « Lumières

catholiques » et les philosophes athées; c'étaient des savants (Maximilian Hell, Franz von Zallinger etc.), des lettrés (Ignaz Wurz), des prélats (le cardinal-archevêque de Vienne, Christoph Anton von Migazzi), des théologiens (Sigmund von Storchenau) ou simplement des prédicateurs (Joseph Schneller, Jacob Mazzioli, ...), qui furent critiqués avec virulence dans les *Wöchentliche Wahrheiten für und über die Prediger in Wien*, publiées entre 1782 et 1784 par Leopold Alois Hoffmann.

La présente analyse prend pour objet quatre oraisons funèbres prononcées en l'honneur de l'impératrice Marie-Thérèse († 1780) et de son fils Joseph II († 1790); elle se penche sur les différentes stratégies oratoires mises en œuvre par leurs auteurs, trois anciens jésuites de Vienne appartenant à une même génération, marquée par l'affrontement entre conservatisme et progressisme: Karl Mastalier (1731–1795), Ignaz Wurz (1731–1784) et Joseph Schneller (1734–1802). La virulente polémique déclenchée par l'oraison funèbre de Wurz en l'honneur de Marie-Thérèse illustre le rôle joué par l'éloquence de la chaire dans le débat public; elle montre aussi qu'en 1780, la question jésuite était encore brûlante. Tout en fustigeant les Lumières, Schneller livre une vibrante plaidoirie en faveur de Joseph II – formuler en chaire des critiques contre la politique religieuse de l'empereur eût été contraire à la bienséance. Ces quatre discours illustrent la diversité des parcours parmi les anciens jésuites; ils résonnent comme une invitation à s'engager plus avant dans le champ inexploré de la littérature des « anti-Lumières ».

Anna Mader-Kratky

The Palais Fries in Vienna, Josefsplatz. A Building caught in the Crossfire of Criticism

Around 1700, the building of numerous aristocratic palaces gave Vienna a completely new cityscape, transformed from a bourgeois into a more noble environment. After this baroque construction boom, only a few new buildings of this scale were erected until the second half of the eighteenth century. It was as a result of the rigid church policy of Joseph II (r. 1765–1790) and the reduction of many religious orders that, from 1782 onwards, extensive building complexes in the resident city were vacant, awaiting a new purpose. Subsequently, many of them were offered for sale. At the same time as his elevation to the rank of count, the Calvinist banker Johann von Fries (1719–1785) acquired most of the former Convent of Poor Clares Mary, Queen of Angels (*Klarissinnenkloster Maria, Königin der Engel*), also known as the Queen's Monastery (*Königinkloster*), on Josefsplatz in the spring of 1783. He commissioned the court architect Johann Ferdinand Hetzendorf von Hohenberg (1733–1816) with plans for a palace that can be seen as a landmark of neoclassicism in Vienna due to its detachment from Baroque traditions.

With this palace, a member of the bourgeoisie established himself in Vienna's distinguished aristocratic quarter to live in a prominent address opposite the Hofburg. But this inscription of a businessman into the historically evolved urban structure caused resentment in Viennese society, and criticism erupted to an unprecedented extent. The construction of the palace on a prominent site led to a public controversy that affected the owner Fries and his architect Hohenberg equally and resulted in serious changes to the main façade of the palace. The fact that these modifications were diametrically opposed to the originally intended simplicity of the front proves the public pressure. But the flood of articles, brochures and counterstatements did not only focus on the building under construction, but also made a verbal sweeping judgement on the urban planning and architecture of the entire resident city and the people in charge. We thus owe this broad response to the expanded freedom of the press under Joseph II deep insights into an urbanistic discourse in Vienna at the end of the eighteenth century, triggered not least by the construction of Palais Fries on Josefsplatz.

Philip Steiner

“... you must sift that!”: Criticism of the Nobility at the Emperor's Command. The Journal *Das Politische Sieb* (1791–1792) in the Context of threatened Josephine Order

This essay discusses the reasons for the emergence, role and nature of the newspaper *Das Politische Sieb* (1791–1792), which has so far been neglected in research, in times of threatened order. From the end of the eighteenth century, the Habsburg monarchy was confronted with several crises that threatened its very existence, to which Emperor Leopold II, who was enthroned in 1790, reacted with a specific and complex crisis management. One element was the promotion of the journal *Das Politische Sieb*, founded by Joseph von Sonnenfels and published in Vienna, which, according to one source, was primarily intended to counter the “presumptiveness” of the estates felt by the Viennese court and Josephine officials. The “presumptions” meant mainly the demands made by the estates, which were dominated by the nobility, in the constitutional writings of 1791. It was generally the essence of the enlightened newspaper to “sift” events, people and (noble) estates in a satirical, ironic and humorous style, i. e. to illuminate, evaluate and criticize them. This also happened in the case of the nobility in a way that was distinctive in terms of content, style and language, as the following essay demonstrates.

Teresa Mocharitsch

Arminius, a Habsburg? Early Germanic History in Literature, Theater, and the Visual Arts of the 'Long' Eighteenth Century

In the extensive research on the reception of early Germanic history, its resonance in the Holy Roman Empire is often considered an inherent protestant phenomenon connected to present-day northern Germany. While the impact of pertinent topics is vital in these regions, this notion neglects the broader dissemination of the motives in the eighteenth century. Therefore, this article analyzes a point of reference overlooked in this context: The Habsburg Empire. Since some of the best-known examples stand in connection to the empire either through their regional origin or pertinent dedications, the study investigates the reception across different fields like literature, theatre, and the visual arts. They reflect the struggle for hegemony within the Holy Roman Empire and the experiences of wartimes and instability, and attest to the idea of a German(ic) identity which prepares the ground for the rise of German nationalism in the following centuries. This study thus highlights the importance of a nuanced view on the topic and contributes to the question of how the idea of a Germanic identity was introduced in the regions of today's Austria.

Autor*innenverzeichnis

Thomas Assinger

Paris Lodron Universität Salzburg
Fachbereich Germanistik
Erzabt-Klotz-Straße 1, 5030 Salzburg
thomas.assinger@plus.ac.at

Christoph Augustynowicz

Universität Wien
Institut für Osteuropäische Geschichte
Spitalgasse 2, Hof 3, 1090 Wien
christoph.augustynowicz@univie.ac.at

Philippine Casarotto

Universität Jean-Moulin (Lyon 3), Sprachfakultät, Institut für Germanistik
Institut d'Histoire des Représentations et des Idées dans les Modernités – IHRIM –
Lyon
311 Chemin de la Petite Rente F, 38200 Vienne – Frankreich
philippine.casarotto@univ-lyon3.fr

Mona Garloff

Universität Innsbruck
Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie
Innrain 52, 6020 Innsbruck
mona.garloff@uibk.ac.at

Doris Gruber

Österreichische Akademie der Wissenschaften
Institute for Habsburg and Balkan Studies
Georg-Coch-Platz 2, 1010 Wien
doris.gruber@oeaw.ac.at

Harald Heppner

Universität Graz
Institut für Geschichte
Heinrichstraße 26/II, 8010 Graz
harald.heppner@uni-graz.at

Eva Kowalská

Slowakische Akademie der Wissenschaften
Historisches Institut
Klemensova 19, 81364 Bratislava – Slowakei
eva.kowalska@savba.sk

Anett Lütteken

Zentralbibliothek Zürich
Handschriftenabteilung
Zähringerplatz 6, 8001 Zürich – Schweiz
anett.luetteken@zb.uzh.ch

Anna Mader-Kratky

Österreichische Akademie der Wissenschaften
Institute for Habsburg and Balkan Studies
Georg-Coch-Platz 2, 1010 Wien
anna.mader@oeaw.ac.at

Manuela Mayer

Österreichische Akademie der Wissenschaften
Institute for Habsburg and Balkan Studies
Georg-Coch-Platz 2, 1010 Wien
manuela.mayer@oeaw.ac.at

Teresa Mocharitsch

Museumsakademie Joanneum
Sackstraße 16, 8010 Graz
teresa.mocharitsch@museum-joanneum.at

Marion Romberg

Rheinische Friedrich-Wilhelms Universität
Institut für Geschichtswissenschaften
Abteilung für Geschichte der Frühen Neuzeit und Rheinische Landesgeschichte
Am Hofgarten 22, 53113 Bonn – Deutschland
marion.romberg@uni-bonn.de

Philip Steiner

Helmut-Schmidt-Universität Hamburg
Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften
Professur für Geschichte der Frühen Neuzeit
Postfach 70 08 22, 20043 Hamburg – Deutschland
steinerp@hsu-hh.de

Dorota Vargová

Österreichische Akademie der Wissenschaften
Institute for Habsburg and Balkan Studies
Georg-Coch-Platz 2, 1010 Wien
dorota.vargova@oeaw.ac.at

Thomas Wallnig

Universität Wien
Dekanat der Historisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät
Universitätsring 1, 1010 Wien
thomas.wallnig@univie.ac.at

Renate Zedinger

Wilhelminenstrasse 182/5, 1160 Wien
renate.zedinger@aon.at

Christian Zolles

Universität Wien
Institut für Germanistik
Universitätsring 1, 1010 Wien
christian.zolles@univie.ac.at